Die Photographie der Neuzeit

№1279 A

Digitized by the Internet Archive
in 2014

http://archive.org/details/detektivnobodyse621kraf

Der vierte Fall, beim vierten Gang erzählt, war ein ganz ähnlicher wie dieser hier, der fünfte, da hatte sich der Meuchelmörder aus Versehen selbst mit dem vergifteten Dolch gestochen, nur nicht in den Arm, sondern ins Bein . . . . . und so kamen mit jedem Gange noch zwei andere Fälle, und als der Nachtisch aufgetragen wurde, da erzählte Professor Berneveld, wie ihm von einer ihn tödlich hassenden Feindin eine vergiftete Torte zugedacht worden war, aber die Dame hatte sich vergriffen, der Herr Professor ließ sich die Vanillentorte gut schmecken, die alte Dame hatte das Rattengift gefressen.

„Ja, ja, man sollte es gar nicht glauben," meinte Professor Berneveld, „und das ist hier nun der achte Fall."

Und wie die Mäuschen hatten die vielen malaiischen Diener der Erzählung gelauscht, immer größer waren die Augen der Prinzessin geworden, und der Gedankenleser blickte hinter diese braune Stirn.

‚Warte, Luder," dachte er vergnügt, „du versuchst nicht nochmals, mir Gift beizubringen, davor habe ich mich jetzt gesichert, und wenn du selbst nicht dafür sorgst, daß die Erzählung weitergetragen wird, daß ich gegen Gift gefeit bin und der abgeschossene Pfeil auf den Schützen zurückfliegt, dann besorgen es diese geschwätzigen Diener.

Ja, es war ein schlaues Stückchen gewesen, was Nobody da ausgeführt — es hatte zwar ein Menschenleben gekostet, aber er brauchte sich keine Vorwürfe zu machen, machte sich auch keine, er war mit seinem Gewissen ins reine gekommen, ehe er die Tat ausführte — er hatte nur ein giftiges Gewürm zertreten. — — — — — — — — —

RBR Jahr #717 bd. 6 v. 2

VI.

Im Urwald von Tjibodas.

Obgleich neu erbaut, gleicht das mitten im Urwald auf einem Hügel liegende Fort Tjibodas, auf deutsch ‚Weißenbach', nach dem vorüberfließenden Flusse so benannt, einer mittelalterlichen Raubritterburg mit doppelter Ringmauer und Zugbrücke, mit Türmen und Zinnen und Schießscharten. Ein paar Schüsse aus einem modernen Feldgeschütz würden die ganze Spielerei über den Haufen werfen; aber hier in Java würde das Fort seinen Zweck erfüllen, wenn die Eingeborenen einmal meutern sollten. Denn da kam es hauptsächlich darauf an, die schießenden Soldaten vor den vergifteten Pfeilen zu schützen, welche die Malaien wohl nicht mit Unrecht für wirksamer halten als die modernste Spitzkugel; sind doch deshalb in den Rüstkammern sogar noch leichte Panzerhemden vorgesehen.

Im Frieden bewacht das Fort die über den Weißenbach führende Eisenbahnbrücke, einen Tunnel, der eben durch den Hügel geht, auf dem das Fort liegt, von hier aus werden die Wegearbeiten geleitet, und im übrigen erinnert die romantisch aussehende Burg die in den umliegenden Dörfern wohnenden Eingeborenen, daß hier Holland mit bewaffneter Hand herrscht. Außerdem ist das Fort auch noch der Sitz eines Gerichtes und anderer Aemter.

Die Strahlen der Morgensonne fielen schräg durch das Blätterdach der riesigen Bäume, als auf

dem recht guten Wege nach dem Fort zwei Reiter ihre Pferde im Schritt gehen ließen. In dem einen, der eine nagelneue Dragoneruniform trägt und den Karabiner auf das Knie stemmt, erkennen wir den Wachtmeister Keller, der andere ist Nobody, immer noch als alter Professor mit Brille und Klemmer, hat aber eine recht stattliche Haltung im Sattel. Ein gutes Stück zurück, außer Hörweite, reiten zwei malaiische Diener mit Gepäckpferden.

Am Abend hatten die beiden Batavia verlassen, bis nach Buitenzorg, auf deutsch ‚Ohnesorge', das holländische Sanssouci, die Eisenbahn benutzend, zum größten Teil Zahnradbahn, eine Fahrt von anderthalb Stunde. Auch in diesem hochgelegenen Fieberkurort der vornehmen Europäer liegt eine starke Garnison. Hier übernachteten die beiden, um am frühen Morgen die Reise zu Pferd fortzusetzen. Der Wachtmeister mußte in der Garnison sowieso ein Pferd geliefert bekommen; der im Auftrage der Regierung reisende Gelehrte erhielt gleich fünf: für sich, für zwei gleichfalls auf Regierungsunkosten ihm zur Verfügung gestellte Diener und für sein Gepäck.

Am Vormittag ging es durch Reis-, Mais- und Baumwollfelder, am heißen Mittag ritten sie in den kühlen Schatten des Urwaldes von Tjibodas ein, welcher ungefähr fünfzig deutsche Quadratmeilen bedeckt.

Es ist doch eigentlich merkwürdig, daß es auf dem sonst unter hoher Kultur stehenden Java noch solch einen gewaltigen Wald gibt, dem man die Silbe ‚Ur' wirklich vorsetzen darf, noch dazu so nahe an der Küste, an der Hauptstadt des Landes! Das ist Absicht. Nach bösen Erfahrungen, welche die Holländer in anderen Kolonien gesammelt hatten, wurde beschlossen, diesen Urwald stehen zu lassen, wie er ist. Sein Abholzen könnte Wasserstürze verursachen, die tiefliegende Hauptstadt und alles Küstenland mit

Verderben bedrohend, andererseits könnten in trockener Zeit die Brunnen versagen. Aus diesem Grunde dürfen die Dörfler nur noch auf Landblößen das Land bebauen, welches sie von alters her kultiviert hatten; neues dürfen sie nicht urbar machen.

Man wolle also immer an einen richtigen Urwald denken. Elefanten und Rhinozerosse gibt es freilich nicht mehr drin, auf ganz Java nicht. Wohl aber taucht ab und zu noch ein Panther, sogar ein Königstiger auf, der sein undurchdringliches Dschungelversteck verlassen hat, um dem Urwald einen Besuch abzustatten. Die Jagd auf dieses seltene Wild ist ein Monopol der indischen Fürsten. Aber es gibt auch noch genug anderes Wild dort zu jagen, und zwar kein ungefährliches.

Die kultivierten Waldblößen wären ja übervölkert, könnten ihre Bewohner nicht mehr ernähren, wenn nicht alle überflüssigen Männer professionelle Jäger würden, und das ist um so nötiger, weil die zahllosen Affen oftmals die ganze Ernte vernichten, und selten kommt es einmal vor, daß solch ein Jäger an Altersschwäche stirbt. Der Karbaus, der javanische Büffel, ist ein furchtbarer Gegner; selbst der Königstiger geht ihm aus dem Wege, und auch der Pellagong, ein riesiges Wildschwein, ist nicht zu verachten.

Die Reiter hätten das Fort noch an demselben Abend erreichen können; aber Nobody wollte das Leben in solch einem malaiischen Walddorfe kennen lernen, sie hatten in einem übernachtet und bei Tagesanbruch ihre Reise fortgesetzt.

Mit vollen Lungen sog Nobody die köstliche Luft des taufrischen Waldes ein. Wie so ganz anders war es hier doch als im afrikanischen und im brasilianischen Urwalde! In diesen herrscht eine ewige Dämmerung. In den indischen Urwald dagegen finden die Sonnenstrahlen zu allen Zeiten ihren Weg. Das kommt durch die andere Art von Bäumen mit anderer Be-

laubung, so wie man im australischen Gummiwald mit seinen aufrechtstehenden Blättern überhaupt keine Stelle findet, wo man den ganzen Körper in den Schatten legen kann.

In jener ewigen Dämmerung der tropischen Wälder Afrikas und Amerikas ist alles tot, der Boden, dem ein schwüler Dunst entsteigt, ist sumpfig und schwarz; erst hoch oben im Sonnenlicht entfalten die Schlingpflanzen ihre prachtvollen Blüten, dort oben beginnt auch erst das Tierreich. Hier dagegen bedeckte den Boden ein bunter Blütenteppich, die Papageien nisteten schon im Unterholz, zahllose schnatternde Affen turnten an den Lianen auf und nieder.

„Kommt hier noch der langarmige Gibbon vor?“ fragte Nobody.

„O nein, Herr! Der ist in Java ganz ausgestorben, ebenso wie der Oa. Diese beiden Arten Menschenaffen sind auch auf Sumatra und Borneo noch seltener als der Orang-Utan. Ich denke mir immer, und der Proviantmeister sagt es auch: diesen menschenähnlichen Affen geht es gerade so wie allen wilden Völkern, die sich nicht der Kultur fügen wollen, bei der Annäherung zivilisierter Menschen sterben sie an . . . an . . . an einer geheimnisvollen Krankheit.“

„Ja, es mag sein,“ versetzte Nobody gedankenvoll. „Nicht allein, daß diese Menschenaffen in unserem nordischen Klima an der Lungenschwindsucht regelmäßig zugrunde gehen, auch hier verschwinden sie immer mehr, sie sterben an der Kultur. Ich habe noch gar keinen Gibbon gesehen.“

„Nicht? O, da haben Sie ja gleich im Fort Gelegenheit dazu. Unser Kommandeur, Major de Haas, hat einen von einem Freunde aus Sumatra geschenkt bekommen. Ein possierliches Vieh! Nein, da darf man von keinem Tiere mehr sprechen, das ist schon mehr ein Mensch. Was unser Proviantmeister dem alles beigebracht hat! Ueberhaupt ein

origineller Kauz, unser Proviantmeister. Er singt auch recht hübsch und spielt dazu Klavier."

„So? Ist der Proviantmeister so musikalisch?"

„Toddy meine ich, unseren Gibbon."

Nobody hielt gleich sein Pferd an.

„Was?! Sie wollen doch nicht etwa sagen, daß der Affe singt und sich dazu auf dem Klavier begleitet?"

„Freilich! Sie glauben's nicht? Sie werden es ja sehen. Ist Ihnen denn überhaupt nicht bekannt, daß die Gibbons singen? Jeder kann's mehr oder weniger. Das ist es ja eben; bei uns zu Hause kennt man von den Menschenaffen nur den Schimpansen und den Orang-Utan. Aber der Oa und der Gibbon, das ist ja noch etwas ganz, ganz anderes! Die kommen nur nicht lebend nach Europa. Als wir Toddy erhielten, sang er die Tonleiter auf und ab, das hatte ihm schon sein früherer Herr beigebracht, durch Vorspielen auf der Violine. Wir haben ein Klavier im Fort, der Tochter des Kommandeurs gehörig — der Proviantmeister nahm ihn vor, und es dauerte gar nicht lange, so konnte Toddy die holländische Nationalhymne singen, natürlich nur so — au au au au — und dazu spielt er auch mit einem Finger. Freilich hat bei einem Affen, und wenn er auch noch so menschenähnlich ist, alles seine Grenzen. Seit er das Lied kann, hat er die Tonleiter wieder verlernt."

Trotzdem, Nobody hielt es kaum für möglich. Unbewußt trieb er sein Pferd zum schnelleren Gang an; dieses Wundertier mußte er kennen lernen.

„Aber," fuhr der Wachtmeister fort, „auch Toddy hat schon einen Knacks weg. Sprünge von sechs Metern sind bei ihm schon eine Seltenheit, und nun müssen Sie einmal einen Gibbon im Urwald von Sumatra sehen, wenn der . . . . . ."

Das Pferd des Sprechers wurde unruhig, machte

einen Satz, daß der Dragoner fast aus dem Sattel geschleudert worden wäre, und auch Nobody hatte mit dem seinen zu tun.

Schnell hatten die Reiter sie durch Faust und Schenkel wieder in ihrer Gewalt, aber die Pferde wollten nicht weiter, sie waren nur froh, daß man sie stehen ließ, und so standen sie, mit den Vorderfüßen sich einstemmend, zitternd und schnaubend da. Der Weg machte eine Krümmung, und diese wollten sie nicht passieren.

„Achtung!"

Der Dragoner hielt seinen Karabiner schußfertig, Nobody zog einen Revolver.

„Was ist das?"

„Vielleicht ein Raubtier — oder ein Büffel."

„Ich glaube nicht, die Pferde wollen nicht fliehen, sie scheuen nur. Vorwärts, wir dürfen ihnen nicht nachgeben."

Nobody zwang sein Tier weiter, Keller folgte ihm und kam ihm wieder zur Seite, sie bogen um die Ecke — und da sahen sie den Grund, weshalb die klugen Tiere gescheut hatten — eine menschliche Leiche.

„Der Postläufer!!" riefen beide wie aus einem Munde.

Wie in Vorderindien, so wird auch auf dem malaiischen Archipel, wo es an Eisenbahnen fehlt, die Post durch eingeborene Läufer befördert. Der nackte Kuli trägt auf der einen Schulter eine lange Bambusstange, an der die wasserdichten Postbeutel befestigt sind, und so rennt der Mann mit einer erstaunlichen Ausdauer tagelang im Hundetrab durch Prärien, Urwälder und Sandwüsten, keine Dschungel und kein Strom können ihn aufhalten. Schweres Gepäck muß natürlich mit einem Wagen befördert werden, der gewöhnlich mit Ochsen bespannt ist. Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß man Geld-

sendungen lieber solch einem nackten und nicht einmal bewaffneten Kuli, der sich durch fromme Amulette genug geschützt glaubt, vor allen Dingen vor Raubtieren, anvertraut, als einem durch Militär bewachten Postwagen. Arbeitsloses Gesindel gibt es überall, auch in Indien existieren aus Europäern bestehende Räuberbanden; sie lauern hauptsächlich der Post auf, von der sie wissen, daß sie bares Geld bei sich hat. Der Postwagen fällt ihnen immer zur Beute. Diese Eingeborenen aber wählt man aus Dschungel- und Waldjägern, und das sind so gewitzigte und mit solchem Instinkt begabte Burschen, daß selten einmal einer in den gelegten Hinterhalt hineinrennt. Ein geknicktes Grashälmchen erzählt dem Postläufer eine ganze Geschichte, er macht einen weiten Umweg um die verdächtige Stelle, und kein anderer Mensch, kein Reiter kann ihn einholen.

Abends zuvor, kurz nach Sonnenuntergang, war in jenem Dorfe, in dem Nobody übernachtet hatte, ein Postläufer eingetroffen. Es war der, welcher regelmäßig aller vierzehn Tage hier vorbeikam, er brachte die Post auch nach Tjibodas, drang noch tiefer in den Urwald hinein. Nobody hatte seine Freude an dem intelligenten, wackeren Burschen gehabt. Viel hatte ihm dieser freilich nicht erzählen können. Nein, während der zwei Jahre hatte er auf den gefährlichen Renntouren durch Urwald und Dschungel kein besonderes Abenteuer erlebt. Einmal ein wütender Büffel, der ihm nachsetzte, nichts weiter. Der gläubige Mohammedaner trug ja einen geheimnisvollen Talisman bei sich, ein Zettelchen mit einer Sure aus dem Koran, von einem heiligen Derwisch geschrieben, wie konnte ihm denn da etwas passieren!

Der Wachtmeister hatte ihn gefragt, ob er das Geld mitbringe, das einer der Kameraden im Fort schon lange so sehnlich erwarte. Ja, 500 Gulden in Gold. Der vereidigte Postläufer konnte auch noch

mehr bei sich haben. Doch darüber sprach er nicht.

„Er ist überfallen und beraubt worden!“ rief der Wachtmeister.

Es konnte nicht anders sein. Rings um den still daliegenden Mann war der Inhalt der Postsäcke ausgeschüttet worden; Zeitungen, Briefe, kleine Pakete — alles lag bunt durcheinander.

„Vielleicht lebt er noch!“

Eine warnende Bewegung Nobodys hielt den Wachtmeister ab, vom Pferde zu springen und auf den Mann zuzueilen.

„Keine Spur verwischen! Laßt mich die erste Untersuchung anstellen, ich verstehe mich auf so etwas. Und da — betrachtet Euch den Hals — könnt Ihr da nicht die roten Flecke sehen, aus denen das Blut noch sickert?“

Der Wachtmeister beugte sich im Sattel weit vor, ja, jetzt sah er es, und sein gesundes Antlitz verfärbte sich.

„Die Teufelskralle — der Chatto!“ hauchte er, und scheu sah er sich um.

Doch schnell hatte er sich wieder aufgerafft. Ein Gedanke besiegte alle Gespensterfurcht, es war doch auch heller Tag.

„Die malaiischen Diener dürfen ihn nicht sehen,“ flüsterte er. „Die fliehen zurück, die Gepäckpferde im Stiche lassend.“

„Das ist es eben, was ich Euch sagen wollte. Reitet schnell zurück, haltet sie auf, daß sie nicht um die Ecke biegen, sagt ihnen irgend etwas, etwa, ein Karbaus stehe uns im Wege, ich will ihn erlegen.“

Der Wachtmeister jagte zurück, und nachdem Nobody noch einmal vom Pferde herab die Umgegend gemustert hatte, stieg er aus dem Sattel, band das Tier an einen Baum und näherte sich langsam, Schritt für Schritt, die Augen am Boden, dem Postläufer.

Obgleich auch der gebahnte Weg mit Gras und Blattpflanzen bedeckt war, konnte der erprobte Fährtensucher, der seine Schule in Amerika durchgemacht hatte, doch deutlich die Fußspuren des rennenden Kulis erkennen. Heute früh war derselbe hier gelaufen, die Halme hatten sich noch nicht wieder aufgerichtet — aber auch absolut nichts weiter war zu sehen, kein Fußabdruck eines anderen Menschen, eines Tieres.

Mit dieser Untersuchuug war Nobody schnell fertig. Dem Boden brauchte er keine weitere Beachtung zu schenken. Und der Malaie war tot, mit gebrochenem Auge lag er da, etwas auf der Seite, das Gesicht geschwollen und blau angelaufen, erwürgt; er zeigte keine andere Verletzung als die Krallwunden am Halse.

Diese sind schon mehrmals beschrieben worden, soweit sich so etwas beschreiben läßt. Es mußte wirklich eine Riesenfaust sein. Nobody konnte die Spitzen seiner Finger, so schlank diese auch waren, und so weit dieser unvergleichliche Taschenspieler sie auch zu spreizen vermochte, nicht in die einzelnen Spuren legen. Die Spannweite von Nobodys rechter Hand von der Spitze des Daumens bis zu der des kleinen Fingers betrug 218 Millimeter, diese hier war wenigstens einhalbmal größer, sie umspannte fast ganz den muskulösen Hals des Malaien, und solch eine Spannweite hat keine menschliche Hand. Die Nägelabdrücke waren sehr breit.

Der Wachtmeister kam zurück.

„Ich habe ihnen der Wahrheit gemäß gesagt, daß wir den Postläufer ermordet und beraubt gefunden haben. Wir suchen nach Spuren des Täters, die sie verwischen könnten. Es war das beste so. Auch vor einem Büffel hätten sie die Flucht ergreifen können. Vor einem Menschen haben die beiden weniger Furcht, und der eine ist auch ein ganz tüchtiger Kerl.

Nur daß der Täter der Chatto gewesen ist, dürfen sie nicht erfahren."

„Recht so! Nun wollen wir erst konstatieren, was dem Briefträger abgenommen worden ist, worauf dieser Geist irdische Gelüste gehabt hat."

Da zeigte sich etwas Seltsames. Man sah schon einiges holländisches Papiergeld umherliegen. Aus einem Postbuche ergab sich, was der Läufer alles bei sich gehabt und schon abgeliefert hatte. An Geld mußte er noch 4600 Gulden in Papier, und 1236 Gulden und einige Cents in Gold, Silber und Kupfer bei sich haben.

Das Papiergeld wurde vollständig gefunden, aber kein Gold, kein Silber und auch keine Kupfermünze.

„Gibt es auf Java Eingeborene, welche den Wert des Papiergeldes nicht kennen?" fragte Nobody.

„O ja. Das heißt, tief drin im Innern, die noch halbwilden Völkerschaften, die Baduvis. Sonst nehmen sie hierherum alle Papiergeld, jeder Dschungeljäger, wenn ihm auch Münzen lieber sind."

„Dann wäre daraus zu schließen, daß der Täter solch ein Baduvi gewesen ist, oder aber ein . . . . "

Nobody musterte noch einmal die Umgebung und blickte über sich.

Der Tote lag unter einem Baume. Freilich hätte er sonst irgendwohin fallen können, er hätte immer unter einem Baume gelegen.

Aufmerksam blickte Nobody über sich in die Zweige des mächtigen Baumes, dessen unterster Ast etwa acht Meter vom Erdboden entfernt war.

„Haltet einmal mein Pferd, führt es hierher, so . . . . . "

Und der Professor nahm Klemmer und Brille ab, zog seine Jacke aus, trat zurück, ließ das Pferd noch etwas anders führen, dann ein Anlauf, Nobody stand mit den Füßen auf dem Sattel, ein Abstoß,

daß das starke Tier unter ihm zusammenknickte — und der ehrwürdige Professor hing hoch oben in der Luft wie ein weißbärtiger Affe an dem Aste, machte einen Bauchaufschwung und saß rittlings darauf.

Er blieb nicht sitzen, turnte noch längere Zeit dort oben zwischen den Aesten herum, einem Affen wirklich nichts an Gewandtheit nachgebend. Der Wachtmeister sah, wie Nobody manchmal auch innehielt, jetzt aufmerksam die Rinde eines Astes untersuchend, dann einen Zweig, schließlich zog er seine Brieftasche, schien etwas aufzuheben und es in diese zu legen, das geschah noch einmal, dann kletterte er wieder auf den letzten Ast, hing sich mit den Händen daran — „Vorsicht!“ — und der alte Herr Professor mußte aus Kautschuk bestehen, sonst hätte er sich aus der beträchtlichen Höhe nicht ohne Schaden zu nehmen herabfallen lassen können.

„Haben Sie etwas gefunden?“

„Hm. Ja und nein. Ich spreche nicht gern über etwas, solange ich meiner Sache nicht sicher bin, und das ist hier noch der Fall.“

„Wollen Herr Professor dabei bedenken, daß dieser Ueberfall auf den Postläufer am hellen Tage oder doch bei Morgengrauen passiert sein muß, und so etwas ist noch gar nicht vorgekommen.“

„Das ist es eben, der Chatto scheint einmal aus der Rolle gefallen zu sein. Hat er denn sonst die erwürgten Wachtposten ausgeplündert?“

„Niemals! Nicht das geringste wurde bei den Toten vermißt.“

„Dann muß das wohl ein anderer Würgengel gewesen sein, der hier weiß schon den Wert des Geldes zu schätzen, zumal des baren oder aber . . . . . “

Wiederum vollendete Nobody den Satz nicht. Er kniete neben dem Toten nieder, der jetzt auf dem Rücken lag, betrachtete, sich tief herabbeugend, aufmerksam die Brust des Ermordeten, drehte ihn herum

und besichtigte ebenso aufmerksam den Rücken. Dann schien besonders die eine Schulter seine Augen zu fesseln, und auch der Wachtmeister konnte dort eine kleine, frische Rißwunde wahrnehmen. Nobody zog

aus der Westentasche ein Vergrößerungsglas und besichtigte sie mit diesem, ging mit dem Vergrößerungsglase den ganzen Rücken entlang, verweilte sehr lange an einer Stelle, an welcher der Wachtmeister freilich

absolut nichts wahrnehmen konnte, und schließlich schien Nobody von dem Schurz, den der Malaie trug, etwas Unsichtbares aufzunehmen, was er wiederum zwischen zwei weißen Blättern seiner Brieftasche barg.

Dann erhob er sich und blickte mit ernsten Augen seinen Begleiter an.

„Ich glaube, Ihr könnt schweigen, Wachtmeister."

„Gewiß doch, Herr Professor."

„Ich will einen Versuch machen — Ihr werdet jetzt etwas zu sehen bekommen, und ich möchte nicht gern, daß andere etwas davon wissen."

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, zog Nobody seine Jacke an, setzte wieder Brille und Klemmer auf und ging so als kurzsichtiger Professor zurück zu den Dienern, welche ängstlich bei den Packpferden hinter der Waldecke warteten, bis man sie wieder rief.

„Ich brauche meinen Medizinkasten," sagte der Gelehrte, holte ein Schlüsselbund aus der Tasche, schloß einen Reisekorb auf und entnahm diesem ein obenaufliegendes, durchlöchertes Kistchen, schloß wieder zu, hieß die Diener noch warten, nahm noch eine Decke mit und ging zurück.

Die Malaien wußten, daß der Fremde so ein berühmter Gelehrter war, der durch eine besondere Brille in jedem Wassertropfen große Drachen sah, also mehr ein Zauberer, sie kannten das Wort ‚Medizin', und sie rührten sich nicht von der Stelle.

Der Wachtmeister staunte nicht schlecht, als er in dem durchlöcherten Kästchen ein javanisches Eichhörnchen sitzen sah, das sofort wie ein schwarzer Schatten in Nobodys Aermel verschwand. Wir kennen das Tierchen schon: es war das Ayka, mit dessen Hilfe Nobody seine spiritistischen Experimente ausführte.

Auf ein unmerkliches Zeichen seines Herrn kam es wieder zum Vorschein, ließ sich in die Hand nehmen und auf den Rücken des Toten setzen. Hier drückte Nobody es mit der Nase gegen dessen Rücken, sprach

zu ihm für den Wachtmeister unverständliche Worte, und das Tierchen schien auch zu verstehen, eifrig schnupperte es mit dem feinen Näschen überall herum, besonders jene kleine Wunde an der Schulter schien es zu interessieren.

Hierauf nahm Nobody das Eichhörnchen und ließ es am Baume emporklettern, ihm wieder fremde Worte zurufend, die wohl nur ‚Such, such!' bedeuten konnten. Das Ayka sprang denn auch von Ast zu Ast, aber suchen tat es jedenfalls nicht, es freute sich nur nach der langen Gefangenschaft in der engen Schachtel über die goldene Freiheit, war es doch auch in seiner Heimat, und dann setzte es sich hin, putzte das Näschen und äugelte vergnügt herab.

„Es ist nichts. Ich dachte es mir. Auf so etwas ist es nicht dressiert; aber ich werde es noch so weit bringen."

Ein Pfiff, das Tierchen sprang von der großen Höhe auf die Schulter seines Herrn, wollte in dessen Aermel verschwinden, wurde aber wieder im Kasten verpackt.

Der Leichnam wurde in die Decke gewickelt, so daß auch nichts von Kopf und Hals sichtbar war, jetzt durften die Diener kommen, denen man keine Erklärung schuldig war, der Tote wurde auf einem Packpferd befestigt, die Postsachen zusammengelesen, und die kleine Karawane setzte ihre Reise durch den Urwald fort. Schon nach wenigen Minuten bekam man das Fort in Sicht, vor dem Wachtmeister senkte sich die Zugbrücke.

Wir wollen uns nicht auf Einzelheiten einlassen. Major de Haas war ein gemütlicher Holländer und ein gebildeter Mensch. mit dem Nobody fertig wurde. Der Kommandeur nahm den berühmten Gelehrten, der solch einen Paß besaß, mit der gebührenden Hochachtung auf, ließ sich erzählen, zollte ihm Beifall, daß er die Todesursache des Postläufers geheimgehalten

habe — aber zunächst, ehe darüber weiter gesprochen wurde, mußte sich der Gast nach dem langen Ritte doch erst einmal restaurieren, der Herr Professor ward in ein höchst komfortables Schlafzimmer geführt.

„Sie werden in diesem Fort, wenn es auch im Urwald liegt, nicht viel vermissen, was man zum behaglichen Leben braucht, denn ich hatte bis vor kurzem meine Frau und Tochter hier. Tun Sie ganz, als wenn Sie zu Hause wären, und sagen Sie Ihre Wünsche dem Diener. Auf Wiedersehen zum Frühstück, Herr Professor!"

So hatte Major de Haas beim vorläufigen Abschied gesprochen, und der Mann hatte, da ihm der tote Postläufer mit den durcheinandergeworfenen Briefen ins Haus gebracht worden war, ja auch alle Hände voll zu tun.

„Ist das frisches Wasser?" war Nobodys erste Frage, die Hand an die auf dem Tische stehende Wasserflasche legend. Sie fühlte sich warm an.

„Nix frisches Wasser — Wasser nix gut — Weißbachwasser — muß heißen Schwarzbachwasser," kauderwelschte der Malaie, der das Gepäck mit ins Zimmer getragen hatte und jetzt noch an der Tür stand. „Aber Bier gut — holländisch Bier — viel Bier im Keller — und Keller frisch — ganz kalt."

„Gut, also Bier!" lachte Nobody, und als er sich gewaschen hatte, standen zwei Flaschen Bier auf dem Tisch.

Sein Durst schien nicht allzu groß gewesen zu sein, er trank zunächst nur ein Glas, dann setzte er sich, zog sein Notizbuch und begann zu schreiben.

Eben schenkte er sich ein zweites Glas ein, wobei aber immer noch eins in der Flasche verblieb, als sich die Tür leise öffnete und die seltsamste Gestalt hereinspaziert kam, die Nobody jemals in seinem Leben erblickt hatte.

Es war ein Affe, etwas über einen Meter hoch,

mit kolossal langen Armen — also ein Gibbon — Toddy, der dem fremden Gast seine Aufwartung machen wollte.

Es war sicher nicht die rote Hose und die blaue Jacke mit den goldenen Knöpfen, was Nobody so überaus ergötzlich fand, daß er hätte gleich hell auflachen mögen, es war auch nicht dieses schwarze, finstere, nachdenkliche Gesicht, umrahmt von einem weißen Barte, genau wie bei einem alten grübelnden Gelehrten, wie er im Buche steht — nein, der Gang des Tieres war es, der ihn so zum Lachen reizte.

Die mächtigen Arme, mit denen er mit Leichtigkeit den Boden berühren konnte, weit ausgestreckt, die kurzen Beinchen so breit wie möglich, so balancierte er herein. Aber die Balance gelang ihm doch nicht, er torkelte immer von einer Seite nach der anderen, die Beine kamen zusammen, und er stolperte über die große Zehe, um dann die Beine noch weiter auseinanderzusetzen . . . . . es ist gar nicht zu beschreiben.

Wo hatte Nobody nur schon einmal ein ähnliches Bild gesehen? Richtig, in Sydney, einen alten Seemann, der mächtig schief geladen hatte und der auf der Straße breitbeinig die Balance zu behalten suchte! Aber bei diesem Menschenaffen sah das noch viel possierlicher aus.

Jetzt balancierte er auf einem Fuße und quirlte mit dem andern in der Luft herum, und dann endlich hatte er den Tisch erreicht, hielt sich mit der einen Hand daran fest und streckte die andere dem Fremden hin, eine ungeheure Hand.

„Au, au!“

Das war so menschlich gesprochen, dieses Hinhalten der Hand zur Begrüßung so menschlich, daß Nobody ganz vergaß, daß er ein Tier vor sich hatte. Aber warum wackelte es nur auch jetzt, da es sich doch festhielt, noch mit dem Oberkörper so hin und

her, oder vielmehr nach vorn und hinten, gerade wie ein fast sinnlos betrunkener Mensch, der sich eben noch aufrecht . . . .

Himmel, was roch der Affe nach Arrak!

Natürlich, jetzt wußte es Nobody — der Kerl war fürchterlich betrunken!

Obgleich Nobody die Hand des Tieres gern näher betrachtet hätte, wurde sie ihm entzogen; mit unerschütterlich ernstem Gesichte wandte sich der Affe um, torkelte nach dem Waschtisch, nahm das dortstehende Wasserglas, kehrte mit viel Schwierigkeiten zurück, griff nach der noch halbvollen Bierflasche, schenkte sich das Glas voll, freilich viel danebengießend, denn die riesenhafte Affenhand litt kolossal am Tatterich; jetzt hob er zitternd das gefüllte Glas, um mit dem Gaste anzustoßen, ein melodisches ‚Au' . . . . da aber verlor Toddy die Balance, schlug rückwärts zu Boden, sich das ganze Bier ins Gesicht gießend, und reckte die kurzen Beinchen in die Luft.

„Schweinehund, bist du schon wieder besoffen?!" erklang da eine dröhnende Stimme, und im Türrahmen stand die Gestalt eines Mannes mit gewaltigem Schmerbauch, das feiste Gesicht so glänzend wie die Glatze, und zwar hatte er sich der deutschen Sprache bedient.

Diese Stimme mußte den Affen urplötzlich ernüchtert haben. Im Nu war er auf und saß mit einem Satze hoch oben auf dem in einer Ecke des Zimmers stehenden Kleiderschranke.

Der dicke Mann wollte ihn jedenfalls fangen, er hatte auch die Tür hinter sich geschlossen, aber Toddy wollte sich nicht fangen lassen, und nun bekam Nobody etwas zu sehen, was er nicht für möglich gehalten, hätte er es nicht mit eigenen Augen geschaut. Freilich gehörten dieses Detektivs Augen dazu, um alle Einzelheiten dabei zu erkennen.

Es war ein sehr langgestrecktes Zimmer. Auf

der einen Seite befand sich die Tür, gegenüber der Schrank, in der Mitte hing an langer Kette eine Hängelampe. Nach dieser sprang der Affe mit mächtigem Satze, und während er so durch die Luft sauste, mitten im Fluge, ergriff er mit der linken Hinterpfote die auf dem Tische stehende volle Bierflasche — dann hing er an der Lampe, benutzte deren Schwung zur Weiterbeförderung nach der Tür, und wieder während dieses Sprunges, mitten in der Luft, wechselte er die Flasche aus der Hinterpfote in die linke Vorderhand, mitten im Sprunge klinkte er mit der andern Hand auch noch die Tür auf — und hinaus war er mit seiner Bierflasche wie ein Donnerwetter.

Wirklich, so etwas von Schnelligkeit, Gewandtheit und dabei Besonnenheit hatte Nobody noch nicht gesehen, auch bei keinem Affen.

„Entschuldigen Sie, Herr Professor," sagte der Dicke in der aufgeknöpften Tropenuniform, die Lampe anhaltend, „ich wußte, daß Toddy zu Ihnen hereingekommen war, und er hat wieder ein halbe Flasche Arrak erwischt. Hat er Sie umarmt?"

„Nur die Hand gegeben."

„Dann hat er Ihnen auch nichts aus der Tasche gemaust?"

„Er hatte gar keine Gelegenheit dazu."

„Hat er Ihnen auch kein brennendes Streichholz in die Tasche gesteckt?"

„Auch das nicht," lachte Nobody. „Macht er denn solche Streiche?"

„Ach Gott, ach Gott!" klagte der Dicke mit der sorgenschweren Miene eines von seinem Sohne totgequälten Vaters. „Nichts als solche Dummheiten hat er im Kopfe. Am besten ist er, wenn er besoffen ist, da zeigt sich sein wahrer Charakter — ganz wie beim Menschen. Ueberhaupt — nichts weiter als lügen, mausen, schlafen, fressen und saufen — ganz

genau wie unsereiner, wie jeder andere vernünftige Mensch."

„Liebt er denn geistige Getränke so sehr?"

„Ganz wie ein vernünftiger Mensch."

„Bekommt ihm denn das?"

„Jetzt trinkt er noch die Flasche Bier aus, denn die gibt er nun nicht wieder her, und dann legt er sich schlafen — ganz wie ein vernünftiger Mensch. Morgen freilich hat er einen fürchterlichen Katzenjammer — ganz wie ein vernünftiger Mensch."

Und der Dicke, der sich als der Proviantmeister entpuppte, erzählte weiter von den tollen Streichen, die sein Liebling machte — ‚ganz wie ein vernünftiger Mensch'.

„Er stiehlt also auch Geld?"

„Ganz wie ein vernünftiger Mensch. Hinter Geld ist er her wie der Teufel hinter einer sündhaften Seele."

„Was macht er denn mit dem Gelde?"

„Früher kaufte er sich dafür immer in der Kantine etwas, natürlich immer Schnaps — ganz wie ein vernünftiger Mensch. Seitdem er aber in der Kantine nichts mehr bekommen kann, versteckt er das Geld, und wir haben immer unsere liebe Not, es wiederzufinden."

Eben wollte sich der Proviantmeister über den würgenden Chatto und über die Ermordung des Postläufers verbreiten, als er von einem Soldaten geholt wurde.

Nobody war wieder allein. Vorsichtig untersuchte er den Fußboden in der Nähe des Tisches, auch die Decke desselben, und bald hatte er gefunden, was er suchte: ein rotbraunes Haar, welches Toddy zurückgelassen hatte, mehrere solcher Haare.

Er legte sie auf ein weißes Blatt Papier und entnahm seiner Brieftasche dasjenige, was er vorhin hineingetan hatte, ebensolche rotbraune Haare, und

die Untersuchung mit dem Vergrößerungsglas genügte ihm noch nicht, er holte aus einem Koffer ein kleines, aber jedenfalls ausgezeichnetes Mikroskop hervor, unter diesem wurden die Haare miteinander verglichen, und dann war sich Nobody seiner Sache sicher.

„Es sind die Haare eines Gibbons," murmelte er, und ein furchtbarer Verdacht stieg in ihm auf, den er aber bald wieder fallen lassen sollte. —

Vier Tage verweilte Nobody als Professor Berneveld im Fort Tjibodas, ohne daß sich während dieser Zeit der Chatto wieder bemerkbar machte. Wacht-

posten wurden ja nicht mehr ausgestellt, von Batavia selbst war der Befehl gekommen, dies bis auf weiteres zu unterlassen, auch kein anderer Mensch wurde von der würgenden Riesenfaust erdrosselt, und ebensowenig schien Nobody sein ursprünglich geplantes Vorhaben ausführen zu wollen, nämlich den Wachtmeister einen einsamen Posten beziehen zu lassen, um ihn heimlich zu beobachten, wozu sich Keller doch bereiterklärt hatte.

Es wurde im Fort gar viel über den neuen Fall gesprochen, über die Ermordung und Beraubung des Postläufers durch die Teufelskralle am hellichten Tage, was also noch niemals vorgekommen war; die verschiedensten Hypothesen wurden aufgestellt, da aber keine zu einer Erklärung führte, so wollen wir uns gar nicht bei ihnen aufhalten.

Während dieser vierzehn Tage beschäftigte sich Nobody ausschließlich mit dem Gibbon, und er konnte die stereotype Redensart des Proviantmeisters nur bestätigen: ‚ganz wie ein vernünftiger Mensch'. Der Gibbon ist dem bekanntesten Menschenaffen, dem Orang-Utan, an menschenähnlicher Intelligenz tatsächlich bei weitem überlegen. Er ist nur noch niemals nach Europa gekommen, er kann eben ein anderes Klima als sein heimatliches durchaus nicht vertragen, und auch in seiner Heimat ist er sehr selten, und so kommt es, daß in ‚Brehms Tierleben', welches für Deutschland doch die klassischste Tierkunde ist, dieses Menschenaffen nur mit wenigen Worten Erwähnung getan worden ist. Einer der letzten Forscher, der einen Gibbon beobachtet hat, ist Ernst Häckel, der berühmte Professor in Jena, der Verfechter der Darwinschen Theorie, der Verfasser der ‚Welträtsel', welcher am Anfange dieses Jahrhunderts den malaiischen Archipel bereiste und seine Erfahrungen in dem Werke ‚Insulinde' niederlegte.

Da beschreibt er also auch einen gefangenen

Gibbon. Wir wollen uns nicht dabei aufhalten, wie possierlich sich das Tier benahm, wie es aß und trank und schlief, wie es mit den Kindern spielte u.s.w. u.s.w., sondern es sei nur hervorgehoben, daß dieses ‚Tier' nicht nur tadellos sang, sondern auch richtig sprechen konnte. Das heißt, Laute und Worte wie ein Papagei vermochte der Gibbon nicht zu bilden, er hatte nur ein ‚au' und ein ‚hui', aber mittels seiner biegsamen Stimme, die sich zwischen zwei Oktaven bewegte, vermochte er mit diesen zwei Lauten, unterstützt von lebhaftem Mienenspiel und Gestikulationen, alles zu sagen, was er nur wollte; die Menschen, die längere Zeit mit ihm verkehrten, verstanden ihn vollkommen, konnten sich mit ihm richtig unterhalten, wobei natürlich wiederum zu bedenken ist, daß es ein Affe war, schließlich doch ein Tier, und nicht etwa, daß der Gibbon ihnen Geschichten aus seinem früheren Leben in der Wildnis erzählt hätte.

Ferner berichtet Professor Häckel, wie solch ein Gibbon springen kann. Er hat Sprungweiten von fünfzehn Metern gemessen, und nicht etwa von Baumstamm zu Baumstamm, sondern von dem kleinen Zweig an, von dem sich der Gibbon abschleuderte, bis zum ersten Zweig des nächsten Baumes. Nun messe man diese Weite aus, und man wird so etwas kaum glaubhaft finden — wenn es eben nicht solch ein Mann berichtete. ‚Der Gibbon ist ein fliegendes Säugetier ohne Flügel.'

Nobody hatte von alledem noch nichts gelesen, nichts gehört; er fand es jetzt durch eigene Beobachtung. Er nahm Toddy mit in den Wald hinaus, und während er im Hause, wie auch schon der Wachtmeister gesagt hatte, höchstens Sprünge von sechs Metern Weite machte, maß Nobody zwischen den Bäumen manchmal solche von acht Metern.

Der Detektiv besichtigte die Orte, wo die überfallenen Wachtposten gestanden hatten. Bäume sind

in dem waldreichen Java überall vorhanden. Der Posten an der Brücke hatte in der Nähe eines großen Baumes gelegen, der von dem nächsten elf Meter weit entfernt war, das heißt, ein Affe hätte elf Meter weit zu springen gehabt, und so hätte er seinen Weg von Baum zu Baum bis in den Urwald gefunden, ohne den Boden berühren zu brauchen.

Wenn Nobody den Verdacht, Toddy könnte den würgenden Chatto spielen, so schnell wieder hatte fallen lassen, so lag das nicht daran, daß Toddy nicht mehr so weit springen konnte. Lockte Nobody ihn, einen Sprung zwischen jenen beiden Bäumen zu riskieren, so zog Toddy es vor, am Boden hinzulaufen, immer aufrecht. Das hätte ja Verstellung sein können, freilich schon etwas ‚überäffisch'.

Nein. Schon in der ersten Stunde, in der Nobody Toddy näher kennen lernte, mußte sein Verdacht verschwinden. Es war das gutmütigste, harmloseste, sogar ängstlichste Tier, und da war keine Verstellung dabei. Es ist ja auch von den Menschenaffen bekannt, wie sie sich vor einer Schlange, vor einem ihnen unbekannten Insekt entsetzen, und vor allen Dingen respektieren sie den Menschen. Alles, was man hört, wie sie Kinder und Frauen geraubt haben, ist ja nur Fabel. Etwas anderes ist es z. B. bei den afrikanischen Pavianen. Diese greifen wirklich Menschen an. Das ist aber auch eine ganz andere Art, das sind Hundskopfaffen. Und von den harmlosen Menschenaffen ist der menschenähnlichste und daher auch der allerharmloseste der Gibbon.

Konnte der Chatto denn aber nicht ein anderer Gibbon sein, welcher dazu abgerichtet war, die Wachtposten zu überfallen und zu erwürgen, dem Postläufer das Geld abzunehmen? Man hatte ihm beigebracht, niemals mit den Füßen den Boden zu berühren, auch wenn er auf sein Opfer sprang.

Es wäre merkwürdig gewesen, wenn nicht auch

andere auf diese Vermutung gekommen wären. Aber alle im Fort wollten so etwas nicht gelten lassen, vom Kommandeur an bis zum geringsten Malaien, und in der Affenfrage hatten die doch eine große Erfahrung, und am deutlichsten bekam Nobody den Gegengrund von dem Proviantmeister zu hören.

„Richten Sie ein Schaf ab, daß es das Haus bewacht und auf den Mann geht, dann will ich glauben, daß man auch einen Gibbon dazu bringen kann, einen Menschen zu überfallen und zu töten."

Trotzdem, Nobody blieb bei seiner Ansicht. Er hatte die Haare der verschiedensten Affenarten unter dem Mikroskop miteinander verglichen, jede Art zeigte eine andere Struktur, das hatte der Detektiv überhaupt schon gewußt, das gehörte mit zu seinem Berufe — aber die wenigen Haare, welche er auf jenem Baume aufgelesen und von dem toten Postläufer aufgenommen hatte, stimmten genau mit denen Toddys überein. Der Mörder war ein Gibbon!

Höchstens ein Umstand konnte Nobody noch irremachen. Toddys Riesenfinger waren lang genug, um den Hals eines Menschen zu umspannen. Die Fingerabdrücke stimmten sogar ganz genau. Aber die der Nägel nicht! Die Nägel des Gibbons sind äußerst lang und spitz, und selbst wenn man sie soweit wie möglich verschnitten hätte, konnten sie doch nicht solche breite Male erzeugen, wie die erwürgten Opfer sie aufwiesen. Diese Male waren wenigstens viermal breiter, als ein Gibbon sie mit stumpfgeschnittenen Nägeln hervorbringen konnte.

Das war der Widerspruch, der nicht in Nobodys Kombinationen hineinpaßte. Nun, er wollte dieses Rätsel schon noch lösen.

Aber auch die im Fort Befindlichen glaubten, sich einmal in ihrem Liebling geirrt zu haben, vor allen staunte der Proviantmeister, wie sich Toddy dem alten Professor gegenüber benahm. Der gezähmte

Affe fühlte sich nun einmal zwischen den Mauern des Forts zu Hause und war dadurch seiner eigentlichen Heimat, dem Urwalde, entfremdet worden, wollte von diesem gar nichts mehr wissen, fürchtete sich förmlich vor dem Walde. Höchstens wenn sich einmal sein spezieller Freund, ein kleiner Malaienknabe, den er als seinen Schützling betrachtete, in den Wald begab, begleitete er ihn ein Stück, den Weg immer durch die Zweige der Bäume nehmend, den Jungen durch ängstliches Geschnatter vor den Gefahren des Waldes warnend, doch es brauchte sich nur irgend ein fremder Mensch zu zeigen, so floh Toddy mit großen Sprüngen nach dem Fort zurück — auch ein Grund, daß Toddy unmöglich der geheimnisvolle Würgengel des Urwaldes hätte sein können.

Und diesem fremden Professor folgte der ängstliche Affe gleich am ersten Tage, dann sogar bei gießendem Regen, ja, einmal verbrachte er mit ihm die ganze Nacht im Freien, obwohl sich doch jeder Affe in der Nacht so fürchtet wie — instinktiv — jedes Kind — und überhaupt, es war ganz rätselhaft, für die meisten geradezu unheimlich, wie Toddy dem alten Manne aufs Wort gehorchte, was er nämlich sonst durchaus nicht tat.

Und was beabsichtigte der alte Professor denn nur mit dem Affen? Weshalb hatte er ihn immer bei sich auf seinem Zimmer? Weshalb nahm er ihn so oft mit in den Urwald und verbrachte dort sogar die ganze Nacht mit ihm, nachdem er im Fort die Weisung hinterlassen hatte, ihn nicht zu suchen? Was für unheimliche Dinge trieb der alte Professor mit dem Affen?

So flüsterten die Malaien und auch genug weiße Soldaten. Dem Kommandeur sagte der alte Herr, er wolle eben das Seelenleben solch eines Menschenaffen studieren. Dabei aber sah Major de Haas ihn so scheu von der Seite an, daß man ihm deutlich an-

merkte, wie auch er an so etwas nicht glaube — und so war im Fort nur ein einziger Mensch, der Wachtmeister Keller, welcher wußte, was der hinter der Maske des alten Gelehrten steckende Detektiv beabsichtigte und worauf er sich vorbereitete. —

„Ich bin so weit, um die Spur des Chattos in den Baumwipfeln zu verfolgen!“ sagte Nobody am Morgen des fünften Tages zu dem Wachtmeister.

„Und ich bin bereit, einen Wachtposten zu übernehmen!“ entgegnete dieser ohne Zögern. „Ich mache den Herrn Professor nur darauf aufmerksam, daß der Kommandeur es nicht zugeben wird, weil er von Batavia . . . . . “

„Bah, meine Vollmacht stellt mich über den Kommandeur. Die Sache ist für mich nur die, ob der Chatto, der schon seit fünf Tagen nichts mehr von sich hat hören lassen, von einem Wachtposten noch angezogen wird.“

„Das käme auf einen Versuch an, und wie gesagt, Herr Professor, ich bin bereit dazu, die Rolle eines Köders zu übernehmen!“

Der Wachtmeister war dienstfrei. Beide begaben sich nach der ziemlich entfernten Stelle, von wo aus die Bahnbrücke bewacht wurde, um die Vorkehrungen für die Nacht zu besprechen. Noch ehe sie den betreffenden Baum erreicht hatten, sahen sie einen Malaien, der in vollem Laufe nach der Richtung des Forts rannte.

„Ich kenne ihn, es ist Helomar, ein Dschungeljäger aus der Umgegend!“ sagte Keller. „Was treibt den zu solcher Eile? Hallo, Helomar, komm hierher!“

Der Gerufene erkannte den Wachtmeister; er veränderte die Richtung seines Laufes. Scheu rollten seine Augen im Kreise umher.

„Der Chatto!“ stieß er zuerst nur hervor, und es dauerte einige Zeit, ehe der Malaie eine Erklärung abgeben konnte.

Wieder hatte sich die ‚Teufelskralle' ein Opfer geholt. Heute früh hatten Eingeborene auf dem Wege zwischen Klaasen und Beringjas den Mynheer Vanbom, den reichen Pflanzer von Klaasen, gefunden. Er war beritten gewesen, sein Pferd hatte man schon eingefangen. Jetzt mußte erst der Fortkommandeur von der neuen Schreckenstat benachrichtigt werden.

Nachdem der Malaie den Ort genau beschrieben hatte, wo man den Toten gefunden und wo er jetzt noch lag, durfte er seinen Weg nach der Festung fortsetzen. Die beiden aber begaben sich unverzüglich an die betreffende Stelle; sie hatten nur etwa zwanzig Minuten zu gehen.

Schon unterwegs trafen sie auf Gruppen von Malaien, welche, so eng wie möglich zusammenstehend, das neue Erscheinen des Chattos eifrigst besprachen. Wichtig für Nobody war es, daß sich darunter auch ein Eingeborener von jener Plantage befand, welcher bestimmt aussagen konnte, daß Mynheer Vanbom die Plantage heute früh um sechs zu Pferde verlassen hatte, und schon gegen sieben Uhr hatten ihn Jäger dort auf der Waldstraße tot aufgefunden, die Teufelskrallen am Halse. Auch wieder beraubt war er worden. Wieviel Geld er bei sich gehabt hatte, konnte der Diener nicht sagen. Dieser hatte den Herrn aber nicht begleitet, sondern war erst später nach dem nächsten Dorfe geschickt worden.

Nobody und Keller fanden den Toten, wie die zur Jagd ausrückenden Malaien ihn zuerst gefunden hatten. Der Anblick der blutigen Teufelskrallen am Halse genügte, um sie in die Flucht zu treiben. Noch kein anderer hatte ihn berührt; erst mußte nach dem Fort geschickt werden, was auch ganz in der Ordnung war, und für Nobody war es von Vorteil, daß sich die zusammengelaufenen Eingeborenen auch außer Gesichtsweite hielten, sie wollten das Opfer des Chattos

gar nicht erblicken. So konnte Nobody unbemerkt hantieren.

Der gespornte Mann, ein ältlicher Holländer, lag auf dem Rücken. Der erste Eindruck war wiederum der eines Raubmordes, denn neben dem Toten lag seine Brieftasche, ihr Inhalt verstreut, darunter freilich auch eine Hundertguldennote und kleineres Papiergeld, die ein menschlicher Räuber und auch ein Eingeborener aus dieser Gegend sicher zu schätzen gewußt hätte. Jedenfalls hatte der Holländer auch Münzen bei sich gehabt; ehe aber Nobody an diese Untersuchung ging, prüfte er erst wieder vorsichtig den Boden nach Spuren, fand jedoch nichts weiter als die Eindrücke von Pferdehufen. Bis hierher war das Pferd in mäßigem Trabe gegangen; unter diesem Baume hatte es plötzlich einen mächtigen Satz gemacht, jedenfalls vor Schreck, und war reiterlos davongejagt. Der Reiter hatte mit seinen Füßen nicht einmal den Boden berührt. Sofort mußte er platt am Boden gelegen haben, noch einmal griff er in Todeszuckungen mit beiden Händen ins Gras, dann hatte er stillgelegen. Jede andere Spur fehlte.

Dann konstatierte Nobody, daß der Mann, dem die Taschen sogar umgekehrt waren, wirklich kein bares Geld bei sich hatte; hierauf untersuchte er aufs sorgfältigste die Wunde am Halse, maß die Spurweite der breiten Nägel und suchte den Anzug des Mannes ab, fand auch einige rotbraune Haare, welche er unter das Vergrößerungsglas brachte.

„Es ist ein Affe, und zwar derselbe!"

Nobody richtete sich auf und strich die Haare aus der Stirn zurück.

„Ans Werk! Ich nehme die Verfolgung der Spur sofort auf!"

Er blickte erst über sich in die Zweige des hohen Baumes, dann vorsichtig um sich, und als er keinen

Beobachter gewahrte, holte er aus seiner Rocktasche das Ayka hervor.

Wieder mußte es den Toten beriechen, dann schleuderte Nobody das Tierchen in die Zweige der Bäume, und jetzt benahm es sich ganz anders als bei jenem Postläufer, denn nicht umsonst hatte sein Herr vier Tage lang mit dem Ayka und mit dem Gibbon im Urwalde bei Tag und Nacht, bei Sonnenschein und Regen experimentiert. Das Tierchen wußte genau, was von ihm verlangt wurde. Sofort begann es hoch in den Zweigen einen südlichen Weg zu nehmen, von Baum zu Baum, und als einmal der nächste Baum für das kleine Tierchen zu weit entfernt war, huschte es am Stamme herab, lief die Strecke am Boden hin und erklomm jenen Baum, und weil es auf diesem die Spur nicht wiederfand, begab es sich auf den benachbarten, und so ruhte es nicht eher, als bis es wieder auf der richtigen Spur war, alles ohne Aufforderung, und von dem wunderbar feinen Geruchsinn des javanischen Ayka ist schon früher gesprochen worden.

Nobody war ihm, die Augen nach oben gerichtet, am Boden gefolgt! Er brauchte keine Sorge zu haben, seinen über ihm wandelnden Spürhund aus den Augen zu verlieren. Ein leiser Pfiff genügte, und wo das Ayka sich auch befand, sofort mußte es sich bemerkbar zu machen, oder es sprang wohl auch einmal von hoch oben auf die Schulter seines Herrn und war wie der Blitz wieder in den Zweigen verschwunden.

Aber so konnte Nobody die Verfolgung nicht fortsetzen. Mit dem alten Professor Berneveld war es bereits vorbei. Er befand sich in einem Urwald, abseits des gebahnten Weges, und der javanische Wald hat böse Dornenbüsche aufzuweisen. Um besser sehen zu können, hatte der kurzsichtige Professor die Brillen abgenommen, ein zurückschnellender Dornenzweig riß ihm den weißen Bart ab, ein anderer schnitt ihm den

einen Rockschoß wie mit einer Schere ab, im Nu war ihm das eine Hosenbein von unten bis oben aufgeschlitzt.

Ein Pfiff, das Ayka ließ sich auf die Schulter seines Herrn fallen und verschwand im Aermel; Nobody kehrte zurück und fand den Wachtmeister noch neben dem Toten stehen. Er war ja nur fünf Minuten fortgewesen, und Keller hatte es selbstverständlich gefunden, daß jener ihn nicht so ohne weiteres verlassen würde.

„Sie sehen gut aus, Herr Professor!“ lachte Keller.

Nobody erklärte seinem Vertrauten, was er beabsichtige; jener könne ihn auf der Verfolgung leider nicht begleiten, machte ihm noch einige andere Mitteilungen, dann klebte er notdürftig den zerfetzten Bart wieder zurecht und begab sich nach dem Fort zurück, zum letzten Male als Professor Berneveld. Unterwegs sah er die Offiziere des Forts mit Begleitung kommen und vermied eine Begegnung mit ihnen.

Auf seinem Zimmer schrieb er schnell einen Brief, den er an den Wachtmeister Joseph Keller adressierte. Es war sein Testament, der Wachtmeister sollte gewissermaßen der Vollstrecker desselben werden oder es doch an eine andere Adresse befördern.

Hierauf entnahm er einem Koffer einen ledernen Jagdanzug, der schon manche Strapaze durchgemacht hatte und dem auch alle javanischen Dornen nichts anhaben konnten, zog lange Schaftstiefel an, setzte einen ledernen Schlapphut auf, steckte noch einen zweiten Revolver zu sich, schnallte einen mit Patronen gespickten Gürtel um, an dem auch ein Jagdmesser von solchem Kaliber hing, daß man es schon eher als Axt verwenden konnte, und so ausgerüstet verließ Nobody sein Zimmer.

Der an der niedergelassenen Zugbrücke postierte Soldat hatte vor den Gästen des Kommandeurs zu

präsentieren. Er vergaß es vor Staunen. Wie überhaupt war dieser Jäger, ein noch ganz junger Mann, hierhereingekommen?

Nobody kümmerte sich nicht darum, was hinter ihm gedacht wurde. Mit dem alten Professor Berneveld war es eben vorbei, die Brille war ihm schon längst lästig geworden, jetzt war er wieder Nobody, und falls er das mit diesem ‚Chatto' zusammenhängende Rätsel nicht lösen sollte, dann kehrte er auch niemals wieder hierher zurück.

Es war nicht nötig, daß er nochmals die Verfolgung der Spur von dem Toten aus begann, und so brauchte er auch nicht mehr mit den Offizieren zusammenzutreffen. Er drang direkt in den Wald, fand sofort den letzten Baum, bis zu dem er gekommen war, das Ayka kam wieder aus dem Aermel geschlüpft, einige ermunternde Worte, es flog hinauf in die Zweige, und sofort nahm es die unterbrochene Verfolgung der Spur mit altem Eifer wieder auf.

Weiter und immer weiter ging es. Die Mittagshitze machte sich hier nicht fühlbar, aber der irdische Mensch braucht Nahrung. Schon wiederholt hatte Nobody Hirsche und anderes jagdbares Wild aufgescheucht, dicht vor seinen Füßen war es aufgesprungen, er hätte es mit einem Revolverschuß erlegen können, aber er vermied doch nicht umsonst schon beim Gehen jedes Geräusch. Mit dem Wurfe eines kurzen Astes holte er aus einem Schwarme von Papageien, welche bekanntlich einen ausgezeichneten Braten abgeben, zwei Stück herab; an einem Feuerchen, das er vorsichtig nur mit den trockensten Aesten nährte, wurden sie gebraten.

Auch an Wasser war kein Mangel, obgleich solches nicht zu sehen war. Es muß ein sehr unerfahrener Neuling sein, der in den Wäldern des Malaiischen Archipels verschmachtet, abgesehen davon, daß regelmäßig am Nachmittag der Regen in Strömen fällt.

Und dieses Regenwasser geht tagsüber nicht spurlos verloren. Ueberall hängt von den Bäumen die Matave herab, eine armstarke Schlingpflanze, die ‚Quelle des Reisenden'. Schneidet man sie durch, so ist noch nichts zu bemerken, kein Tropfen Saft sickert aus der Wunde. Schneidet man aber den Stengel nochmals durch, also ein Stück heraus, dann ist der Luftdruck aufgehoben, wie aus einer Röhre strömt das beste, kühlste Trinkwasser hervor. Bei einem meterlangen Stücke von acht Zentimeter Durchmesser rechnet man ein Liter Wasser, und mit Zauberschnelle wächst die Liane nach, oder treibt aus der Wunde Seitenläufer, eine unerschöpfliche Quelle bleibend.

Und wieder ging es weiter. Es begann zu regnen, es regnete ‚Stricke und Bindfaden', wie der Engländer sagt, das Laubdach, welches auch die Sonnenstrahlen durchläßt, konnte zuletzt keinen Schutz mehr bieten, wie Gießbäche strömte es an den Riesenstämmen herab — aber das Wasser verwischte keine Spur, wenigstens nicht für die wunderbar feine Nase des Ayka, und eben hierauf hatte Nobody es ja schon mit Toddy im strömendsten Regen geprüft.

Schon längst hatte dieser aufgehört, als sich der bisher feste Boden des Urwaldes in einen Sumpf zu verwandeln begann. Und Nobody verwandelte sich in einen Affen. Es gab kein anderes Durchkommen, er mußte einen Baum erklimmen und seinen Weg in den Zweigen fortsetzen. So balancierte er über die Aeste, ein beschwerlicher Weg, denn schließlich war Nobody doch kein Affe und vor allen Dingen kein Gibbon, dessen eigentliche Heimat das Laubrevier ist. Auch hier oben mußte er noch oft genug das Kappmesser zu Hilfe nehmen, um zwischen den Lianen, die förmliche Wälle bildeten, sich einen Durchgang zu erzwingen, oft genug mußte er sich an schwankenden Zweigen von Baum zu Baum schwingen, und ein Glück war es nur, daß in diesem sumpfigen Bode-

die Bäume so dicht zusammen standen, denn zu Sprüngen von zehn Meter Weite ist auch der gewandteste Mensch nicht fähig, und hätte er sich von Jugend auf in nichts weiter geübt, und das war auch der Grund, weshalb es für Nobody ganz ausgeschlossen war, hinter dem ‚Chatto' könne sich etwa ein Mensch verstecken.

Die Sonne näherte sich dem Horizont. Neun Stunden war Nobody nun schon unterwegs, wovon eine Stunde Mittagspause abgerechnet werden mußte. Welche Strecke hatte er in dieser Zeit zurückgelegt? Er konnte es nicht taxieren. Jedenfalls war das Wesen, welches er verfolgte, weit schneller als er. Angenommen, der Gibbon, oder was es sonst war . .

Ein leiser, aber schriller Pfiff unterbrach Nobodys Erwägungen. Das Ayka kam angesprungen und ließ sich nicht abhalten, in seines Herrn Aermel zu schlüpfen; wollte durchaus nicht wieder zum Vorschein kommen. Und Nobody hatte es schon aus dem besonderen Pfiff herausgehört — das war ein Zeichen der Angst gewesen.

Kurz vor ihm brach der Wald jäh ab, das Gebiet einer Rohrdschungel eröffnete sich. In diesem hielt sich die Gefahr versteckt, die das Tierchen gewittert hatte. Ein Tiger? Irgend ein anderes Raubtier?

Nobody kannte seinen seltsamen Apportierhund zur Genüge. Wenn das Ayka bei seinem Herrn war, hatte es weder vor Tieren noch vor Menschen Furcht. Nur in einem gewissen Falle. Dieser ist auch schon früher erwähnt worden. Wenn der spiritistische Experimentator mit seinem Zauberstock den magnetischen Strich zog, den das Ayka in der Finsternis mit seiner Spürnase verfolgen mußte, und es wurde plötzlich hell, so verschwand es blitzschnell in dem ersten besten Versteck. Aus dieser Dressur war zuletzt eine Gewohnheit geworden, wie Nobody schon gemerkt hatte, als

er das Ayka darauf abrichtete, die Spur eines Affen zu verfolgen. Willig war das Tierchen Toddys Geruch nachgegangen, aber sobald es den Gibbon selbst erblickte, hatte es regelmäßig erschrocken die Flucht ergriffen, seine Rettung in Nobodys Rockärmel suchend.

Kurz, Nobody hatte sich überzeugt, daß sich der ‚Chatto' in der Nähe befand, dort in dem Rohre der Dschungel versteckt war.

Das war eine böse Erkenntnis! Die Nacht brach an, er hatte keinen festen Boden unter den Füßen, und dort das geheimnisvolle Wesen, das in der luftigen Höhe der Zweige zu Hause war und das erspähte Opfer mit der furchtbaren Teufelskralle am sichersten in finsterer Nacht griff!

Doch jetzt gab es kein Zögern, keine Rückkehr mehr. In wenigen Minuten würde völlige Dunkelheit herrschen, in der die kleine Taschenlaterne nichts nutzte. Der Baum, auf dem Nobody sich gerade befand, hatte sehr hohe Wurzelansätze, die sich weit verzweigten, Nobody sprang vom untersten Aste hinab, und wenn er auf den Wurzeln auch noch immer wie ein Seiltänzer balancieren mußte, so konnte er doch keinen tiefen, halsbrecherischen Sturz mehr tun.

Da senkte sich plötzlich wie ein Schleier die finsterste Nacht herab. Noch rechtzeitig hatte sich Nobody einen festen Sitzplatz gewählt und sich in seiner Umgebung orientiert. Ohne die Taschenlaterne brauchen zu müssen, wußte er genau, wie er bei einer Veränderung seiner Stellung die Füße zu setzen hatte, wo seine Hände Halt fanden.

Dann fing er, um über die Zeit orientiert zu bleiben, zu zählen an, die Sekunden, und wir dürfen wohl seiner Versicherung glauben, daß ihm selten die Zeit so lang geworden ist, wie damals zwischen den Baumwurzeln im Urwalde von Tjibodas. Dabei mußte er sich mit aller Macht gegen die Einbildung

wehren, schon die Teufelskralle an seinem Halse zu fühlen.

Bis 11217 hatte er so in Gedanken gezählt — ein anderer Mensch hätte bei dieser Beschäftigung wahrscheinlich in seinem Gehirn Pilze bekommen — also etwas nach elf Uhr war es, als das Ayka plötzlich in seinem Aermel unruhig wurde. Laute gab es in diesem seinen Versteck niemals von sich, sonst hätte Nobody das vorher zu verhindern gewußt.

Und seine Nase schien der des javanischen Eichhörnchens an Feinheit wenig nachzugeben, er roch es, er fühlte es durch jenen schon einmal erwähnten, eigentümlichen Instinkt, daß sich ihm etwas nähere, und das war keine Einbildung, jetzt nahm er ganz deutlich denselben Geruch wahr, den auch der Gibbon im Fort an sich gehabt hatte — es ertönte auch über ihm in den Zweigen ein leises Rascheln, freilich nur für die Ohren dieses Detektivs vernehmbar — in diesem Augenblick der furchtbarsten Spannung, was der nächste Moment bringen würde, wurde Nobody in seinem Vorsatz wankend — sollte er nicht lieber das Messer mit der Laterne vertauschen? Sie warf einen intensiven Blendstrahl, und das war ganz sicher, daß dieses unheimliche Wesen, ob nun Geist oder Mensch oder Affe, diesem plötzlichen Blendstrahl in finsterer Nacht nicht standgehalten hätte . . . .

Es wäre zu spät gewesen. Plötzlich schlugen sich in Nobodys Nacken die scharfen Krallen einer Riesenfaust ein, Nobody wurde in die Höhe gehoben, doch nur einen Augenblick, dann ein Schlag, ein Klappen, dann ein entsetzliches Geheul, ein Brechen der Zweige, das sich mit dem schrecklichen Heulen blitzschnell entfernte, bis es sich in der Ferne verlor, und wieder herrschte das Schweigen des Urwaldes.

Und dann flammte zwischen den Wurzeln des Baumes ein kleiner Blendstrahl auf. Er beleuchtete eine braune, behaarte Riesenhand, die etwas oberhalb

des Gelenkes in einem blutigen Stummel endigte. Nobodys haarscharfes Kappmesser hatte selbst den gewaltigen Knochen glatt durchgehauen!

Es darf getrost behauptet werden, daß kein anderer Mensch sich von dieser würgenden und schneidenden Riesenfaust hätte befreien können. Nobody hatte hinter sich greifen und mit dem Messer hinter sich hauen müssen, als die Krallen sich schon in seinen Hals eingeschlagen hatten, der aus fünf Wunden blutete. Freilich war er darauf gefaßt gewesen, daß sich die Krallen von hinten in den Nacken einschlagen würden, er hatte doch nicht umsonst die beiden Toten, welche er mit den Malen der Teufelskralle gesehen, so eingehend besichtigt.

Immerhin, es hatte dieses Mannes Geistesgegenwart und blitzschnelle Ausführung des Entschlusses dazu gehört, um die Tat fertig zu bringen. Denn nur noch ein einziger Augenblick, und auch Nobody hätte als ein Opfer des Würgengels dagelegen. Es war ein furchtbarer Griff gewesen, würgend und schneidend zugleich, den Halswirbel brechend.

Nobody achtete nicht seiner blutenden, schmerz-

haften Wunden. Noch immer betrachtete er im Scheine der Laterne die abgehauene Riesenhand.

Gewiß, es war die eines ausgewachsenen Gibbons. Das Rätsel des Chattos war definitiv gelöst, aber ein neues Rätsel war entstanden. Jeder der haarigen Finger trug vorn eine Art von Fingerhut, nur plumper, aus Schmiedeeisen gefertigt, an dem ersten Gelenke noch durch ein besonderes Eisenband befestigt, daß es unmöglich war, ihn abzustreifen, und jeder Fingerhut lief vorn in eine breite, messerartige Schneide aus.

Wer hatte dem Gibbon diese künstlichen Eisenkrallen angeschmiedet, so daß niemand auf den Verdacht kommen konnte, daß die Wunden von irgend einem Affen herrührten?

„Morgen werde ich es erfahren," murmelte Nobody.

Er wickelte die abgeschlagene Hand in ein Tuch, ein anderes netzte er mit dem Safte einer Matave, legte es sich um den Hals, die Blendlaterne verlöschte, kein Laut störte mehr das Schweigen des Urwaldes. — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

„Mein Liebling, du Weide meiner Augen, du Glück und Reichtum meines Alters — wer hat dir das getan, daß du dich hier verbluten mußtest?! Verflucht soll er sein, und Singkara wird ihn zu fassen wissen und ihn in Ghullawai zu ewigen Folterqualen verdammen, täglich hundertmal soll ihm die ruchlose Hand langsam abgeschnitten werden und hundertmal soll sie ihm nachwachsen, während feurige Ratten sich ihm durch den Leib fressen. Du aber, herrlichster der Chattos, sollst eingehen zur ewigen Seligkeit in Kawiwai, aus deinem irdischen Leichnam wird unsere Religion in alter Herrlichkeit wieder auferstehen — ach, Chattoman, mein Liebling, mein Augapfel, du Kind meines Herzens, wer hat dich mir geraubt . . "

So und anders jammerte und prophezeite und fluchte der alte Malaie, weinte und raufte sich das weiße Haar, und immer wieder warf er sich über den großen Affen, der unter einem Baume in einer Blutlache lag, küßte die Lippen des im letzten Todeskampfe weitaufgerissenen Rachens und küßte den blutigen Handstummel — ein scheußliches Bild — und der Malaie ahnte nicht, daß schon ein anderer ‚Chatto' oder doch ein anderer ‚Geist' über ihm war, bereit, ihm die Finger seiner Faust ins Genick zu schlagen.

Nobody war es, welcher, jetzt an lautloser Behendigkeit einem Affen wirklich nichts nachgebend, auf allen vieren über einen wagerechten Ast hinwegkroch; eben hatte er den günstigen Ort erreicht, nun ein Sprung, während dessen er in der Luft wohl darauf achtete, daß er dem nackten Manne beim Aufschlagen aus solcher Höhe nicht die Wirbelsäule brach, und auf dem Gibbon lag der Malaie, und auf dessen Rücken kniete Nobody.

Nur ein leichter Schlag mit dem Knöchel des Mittelfingers gegen die Schläfe, der Mann wurde herumgedreht, ein Blick, und der Malaie war so weit wie Nobody ihn haben wollte.

Wir brauchen nicht zugegen zu sein, wenn er den Hypnotisierten ausfragt. Wir werden das Resultat erfahren. Jedenfalls konnte ihm dieser Mann, der Herr des würgenden Gibbons, viel mehr erzählen als jener Malaie, der Nobody mit dem vergifteten Dolche bedroht hatte, jedenfalls erfuhr er von diesem hier, der sich Makeijo nannte, auch noch mehr, als ihm die Begumin von Pandang hätte gestehen können und ihm wenige Tage später auch gestehen sollte.

Erwähnt sei nur noch, daß das Befragen des Hypnotisierten in einer versteckt angelegten Erdhütte stattfand, in welcher der alte Malaie schon seit langer Zeit gehaust hatte, von hier aus seinen abgerichteten Gibbon zur Henkerarbeit abschickend. — — — —

Der Generalgouverneur gab in seiner Villa seinen intimen Bekannten ein Abendfest. Während der Tafel hatte sich das Gespräch der Herren und Damen fast ausschließlich mit der Frage beschäftigt, wie und wohin Professor Berneveld wohl verschwunden sein könnte.

Am kommenden Tage wurden es nun zwei Wochen, daß in der Nähe des Forts Tjibodas der Chatto sein letztes Opfer erwürgt hatte, und an demselben Tage war auch der alte Professor spurlos verschwunden.

Er hatte sich in Begleitung des Wachtmeisters Keller nach dem Orte der Tat begeben. Die beiden waren die ersten gewesen, welche dort eintrafen. Nach einer kurzen Untersuchung hatte der Professor erklärt, nach dem Fort zurückkehren zu wollen, er wollte wohl irgend etwas holen, wahrscheinlich seinen photographischen Apparat, während es sowieso die Pflicht des Wachtmeisters war, bei dem Toten Posten zu stehen, bis wenigstens ein Vorgesetzter kam.

Professor Berneveld hatte das Fort nicht erreicht, war überhaupt nicht wieder gesehen worden. Hatte er sich im Walde verirrt? Kaum glaublich! Er hatte sich auf einem Wege befunden, hatte diesem nur zu folgen brauchen, er führte direkt ins Fort.

Dem kurzsichtigen Herrn, der schon einmal bewiesen hatte, daß er den gelben Kiesweg nicht vom grünen Rasen unterscheiden konnte, war freilich alles zuzutrauen. Er mußte doch wohl zwischen die Bäume geraten sein und sich verirrt haben.

Es gab allerdings eingeborene Jäger genug, welche jede Spur zu verfolgen verstanden. Aber das hatte doch auch seine Grenzen. Man hatte den Professor nämlich erst am Nachmittag vermißt, gegen vier Uhr, als die Hauptmahlzeit im Fort eingenommen werden sollte, wobei ferner die Aufregung zu bedenken ist, welche das neue Auftauchen der Teufels-

kralle hervorgerufen, und inzwischen war ein alles verwischender Regenguß niedergegangen, wie immer so ein kleiner Wolkenbruch — kurz, hier gab es keine Spur mehr, man mußte sich auf planloses Suchen beschränken.

Die Eingeborenen, von einer immer höher werdenden Prämie gereizt, suchten heute noch im Urwalde von Tjibodas nach dem alten Professor, nach seiner Leiche. Freilich war auch ein solches Suchen beschränkt. In dem Urwalde gab es Sümpfe, durch die kein menschlicher Fuß kam, und wenn der Professor dahineingeraten, dann war er eben von der Oberfläche der Erde verschwunden. Die Malaien, welche jetzt noch suchten, natürlich immer in großen, enggeschlossenen Trupps, wegen des Chattos, waren Tagediebe, Glücksjäger, die auf die Gunst des Zufalls hofften. —

Hierüber also wurde lebhaft in der Gesellschaft gesprochen.

Dazwischen aber wurde manche neugierige Frage über einen Herrn gestellt, dem überhaupt die allgemeinste Aufmerksamkeit gewidmet war.

Unter den geladenen Gästen befand sich auch der Konsul der Vereinigten Staaten. Er hatte sich erlaubt, und er durfte es, ohne besondere Einladung einen jungen Mann mitzubringen, seinen eigenen Gast, Mr. Hektor Cyrill aus Cincinnati, den Sohn eines Jugendfreundes.

Mehr hatte man bei der summarischen Vorstellung nicht zu hören bekommen, und den Konsul konnte man vorläufig nicht weiter ausforschen, da sich Mr. Cyrill immer neben ihm gehalten hatte und auch bei Tafel neben ihm saß.

Desto mehr beschäftigte man sich im stillen mit ihm, desto öfter richtete man bei jeder Gelegenheit die Augen auf ihn, bewundernde und begehrende, und man hatte auch Grund dazu.

Es war das Bild eines jungen Mannes, das Ideal eines Künstlers, welcher das Modell für einen griechischen Jüngling sucht, d. h. für einen aus der besten Hellenenzeit. Ja, das war ein blondlockiger Hellene, sowohl dem geschmeidigen Körper nach, gestählt in der Athletenschule, als dem stolz getragenen Kopfe nach mit den klassischen Zügen.

Nur schade, daß er so zurückhaltend war! Doch nein, das ist nicht das rechte Wort. Es war etwas ganz Besonderes an ihm.

Zur Tischnachbarin hatte er eine pikante Französin bekommen, die sich bei Gelegenheit, im Wetteifer mit Freundinnen, rühmte, daß ihr noch kein Mann widerstanden habe. Selbst Cecil Rhodes, dieser eiskalte Weiberfeind, war ihr zweimal unterlegen.

Diese Französin marterte sich seit einer halben Stunde mit dem jungen Manne ab.

„Kennen Sie den Professor Berneveld?"

Mr. Cyrill wandte der Fragerin sein schönes Antlitz zu und erklärte ihr höflich, daß er schon von dem berühmten holländischen Gelehrten gehört habe, und wie sehr er bedauern würde, wenn diesem Koryphäen der Wissenschaft ein Unglück zugestoßen sein sollte.

Das alles hätte der gewandteste Salonmensch nicht höflicher sagen können. Aber nun diese Augen, dieser Blick dabei!

„Laß mich doch mit deiner dummen Fragerei in Ruhe!" sagten diese Augen ganz deutlich, und dabei ging von ihnen eine Kälte aus, welche die Französin sich bis ins Herz dringen fühlte.

„Werden Sie länger hier verweilen?"

Wieder die höflichste Erklärung — sie interessiert uns nicht weiter — die sonst so siegessichere Französin aber wagte ihren Nachbar gar nicht mehr anzusprechen, damit sie ihn nicht mehr anzusehen brauche; sie fürchtete,

ihr Herz könne sich noch in einen Eisklumpen verwandeln.

„Das ist ein Frosch!“ dachte sie.

Ganz anders dachte die Hausfrau, die Begumin von Pandang.

Ihr hatte der uneingeladene Fremdling näher vorgestellt werden müssen. Eine tadellose, tiefe Verbeugung, und als er sich wieder aufrichtete, da hatte die schöne Malaiin unter den noch gesenkten Lidern hervor ein Blick getroffen — ein Blick, so berückend, so faszinierend, so voll heißer Glut — der bezaubernde Feuerstrahl war der braunen Prinzeß durch die Augen gleich bis ins Herz gedrungen und hatte dort alles in Brand gesetzt. Die in Paris erzogene Weltdame hatte gar nichts mehr sagen können.

Bei Tisch war die ganze Tafel zwischen der Prinzeß und dem jungen Amerikaner, und die sonst so gewandte Gastgeberin vergaß ganz ihre gesellschaftlichen Pflichten, sie vernachlässigte alles um sich herum, sie träumte.

Jener Blick, jener Blick!! Er hatte es ihr mit dämonischem Zauber angetan.

Aber sie hatte nicht nötig, an diesem einzigen Blicke den ganzen Abend zu zehren. Ueber den Tisch traf sie ein zweiter, gleich faszinierender Blick — jetzt wieder einer — und so wurde sie weiter von Mr. Cyrill mit glühenden Blicken bombardiert, und jeder brachte die Lavaglut im Herzen der malaiischen Prinzessin zu feurigerem Entflammen.

Das seltsamste hierbei war, daß die anderen gar nichts von diesem feurigen Spiele merkten! Nach links und rechts sandte der junge Mann nur seine vernichtend kalten Blicke, der hatte ja überhaupt gar keine anderen — und niemand merkte, niemand ahnte, was für Feuerpfeile er über den Tisch hinweg der Hausfrau zuschleuderte, wozu er nicht etwa nötig

hatte, das Weinglas zu erheben und dahinter hervorzuschielen.

Es war wie ein geheimer Befehl. Nur für die Prinzessin waren diese Glutblicke bestimmt, für keine andere, und deshalb konnte auch nur diese sie auffangen, für alle anderen existierten sie gar nicht.

Ja, in so etwas hatte Hektor Cyrill aus Cincinnati etwas los! —

Die Tafel wurde aufgehoben, man begab sich in den nächtlichen Garten hinaus, der von zahllosen bunten Lampions erhellt wurde.

Dem jungen Amerikaner wollte sich ein Herr anschließen, bekam aber solch eine Masse Eiskälte ins Gesicht geschleudert, daß er gleich wie ein begossener Pudel davonschlich.

Trotz der vielen Lampions gab es im Park noch genug dunkle, lauschige Lauben, und in einer solchen stand Mr. Cyrill und beobachtete das Treiben der befrackten Herren und der glänzend kostümierten Damen, in Toiletten, die oben nicht anfingen und unten nicht aufhörten, aus der Ferne.

„Wenn mir die Begumin nicht schon morgen ein Rendezvous unter vier Augen gibt, was die schon zustande bringen wird," murmelte der edle, eiskalte Jüngling aus Cincinnati, „dann — dann — dann will ich mir von morgen an einen richtigen, ehrlichen Namen zulegen — August Mops will ich dann heißen."

Zwei Damen promenierten vorüber; sie sahen den im Dunkeln Stehenden nicht, glaubten sich unbelauscht.

„ . . . . . nur einen habe ich gesehen, den ich mit ihm vergleichen kann."

„Wer wäre das?"

„Nobody."

„Sie meinen doch nicht etwa jenen amerikanischen Detektiv?"

„Den meine ich. Nur dieser . . . . "

„Was? Sie haben diesen Nobody gesehen?"

„Ja, in New-York. Nur dieser könnte es mit Mr. Cyrill aufnehmen. Nobody ist etwas kleiner und hat auch hagerere Züge, dabei ist sein Kinn runder, aber sonst . . . . . "

„Aber, meine Liebe," fiel ihr die andere abermals spöttisch ins Wort, „dieser Nobody existiert doch gar nicht!"

„Existiert gar nicht?"

„Nein, das ist doch bloß die stereotype Romanfigur einer amerikanischen Zeitung."

„Und ich sage Ihnen, er wurde mir in der besten Gesellschaft als der berühmte Detektiv Nobody vorgestellt!"

„Dann war das ganz einfach ein Schwindler, der sich für Nobody ausgegeben hat!"

„Aber, meine Beste, ich versichere Sie . . . . "

Das sich entfernende Gespräch wurde für den Lauscher unverständlich, auch schon deshalb, weil jetzt die in Eifer geratenden Damen gleichzeitig zu sprechen begannen.

In der finsteren Laube machte Mr. Hektor Cyrill aus Cincinnati ein unbeschreibliches Gesicht.

„Sakra! Erst fragt sie mich, ob ich den verschwundenen Professor Berneveld kenne, dann will sie mich durchaus wie einen Fisch in dem Netze ihrer sehnsüchtigen Liebe fangen, dann hält sie mich für einen Frosch, und jetzt behauptet sie ganz keck, daß ich überhaupt gar nicht existiere . . . . . "

Nobody, wie wir ihn nun gleich nennen wollen, wurde in seinem Selbstgespräch unterbrochen. Er zuckte leicht zusammen, und er hatte Grund dazu, auch einen äußerlichen.

Er hatte die Hand erhoben, wohl um sein Kinn zu prüfen, das früher runder gewesen sein sollte. Da, mitten in der Bewegung, war ihm in diese Hand mit ziemlich heftigem Aufschlag etwas geflogen gekommen.

Ein Ghulla hatte sich bemerkbar gemacht. Es

war ein Stein, keiner jener flachen, sondern ein gewöhnlicher Kieselstein, in weißes Papier gewickelt.

Es konnte nur eine schriftliche Mitteilung enthalten und auf diesem seltsamen Wege durch die Luft nur von der Begumin kommen, direkt von ihr selbst, oder sie hatte sich dabei eines wurfkundigen Dieners bedient. Dem hier ganz fremden Amerikaner gegenüber glaubte sie keine Vorsicht beobachten zu müssen, oder aber, die Leidenschaft ließ sie eben alles vergessen, während Nobody aus diesem Steinwurf von unsichtbarer Hand erkannte, wie sehr vorsichtig er selbst sein mußte.

Aufmerksam spähte er um sich und lauschte mit angehaltenem Atem. Nein, einen Beobachter in seiner Nähe brauchte er nicht zu fürchten. Er hatte die Hand noch genau so, als der Stein mit ziemlicher Wucht hineinfiel. Er war von ziemlich weit hergekommen, und zwar nur von dort, wo die vielen Herren und Damen in der Allee vor dem Hause lustwandelten.

Was für ein unübertrefflicher Jongleur war das, der ihm, dem im Finstern Stehenden, von dort aus den Stein in die offene Hand warf, gerade in dem Augenblicke, da er diese hob?

Nobody konnte nur staunen.

Doch gleichgültig! Er entfaltete das Papier und brauchte sich nur etwas gegen den Eingang der Laube vorzuneigen, um die zierlichen, aber jedenfalls mit verstellter Hand geschriebenen Schriftzüge entziffern zu können.

„Eine Dame bittet Sie innigst um eine Unterredung. Gehen Sie um das Haus herum, die zweite Hintertür von rechts, dort werden Sie erwartet."

Nachdem er gelesen war, verschwand der Zettel wie durch Zauberei zwischen Nobodys Fingern, schien

in Luft zu zerrinnen. Die Taschenspielerei ward dem Detektiven nach und nach zur Gewohnheit.

„Die hat's ja verdammt eilig!" brummte er. „Hätte nicht geglaubt, daß sie schon heute abend huppen würde. Well, dann brauche ich mich auch von morgen an nicht August Mops zu nennen."

Er ging, schlenderte auf Seitenwegen um das sehr weitläufig gebaute Haus herum, kam auf einen Hof, der nur trübe von einer Laterne erleuchtet wurde und mit seinen Pfützen und Pferdestallgeruch keinen einzigen Gast zum Promenieren eingeladen hatte, auch sonst war kein Mensch zu sehen, dort war die zweite Tür von rechts — da wurde diese schon geöffnet, von dem hellen Hintergrunde hob sich die Gestalt einer jungen Malaiin ab.

Sie winkte, Mr. Hektor Cyrill aus Cincinnati folgte. Es war ein Hinterhaus, wohl für die Dienerschaft bestimmt, stand aber durch Korridore und Treppen mit dem Vorderhaus in Verbindung, und wenn Nobody auch auf diesem Gange keinem Menschen begegnete, so schien die Prinzeß sonst doch nicht ängstlich darauf bedacht gewesen zu sein, den jungen Mann ganz heimlich zu sich hereinzubugsieren. Daß sie ihn durch das Hinterhaus hatte eintreten lassen, das war das einzige, um unliebsames Aufsehen zu vermeiden.

Beim Passieren einer Treppe verlor die hübsche, braune Kammerzofe einmal eines ihrer Pantöffelchen, und dem Scharfblick des Detektivs entging es nicht, so schnell sie auch wieder hineinschlüpfte, daß sie Strümpfe mit geteilten Zehen trug, und das ist bei den Malaien nicht etwa Sitte.

„Aha, das ist auch so eine, die mit de Beene schmeißt!" dachte der unverbesserliche Spötter.

Das Kammerkätzchen öffnete eine Tür; das rosafarbene Licht einer Ampel und betäubender Parfümduft flutete ihm entgegen, aber Nobodys Sinne wurden nicht verwirrt, er erkannte sofort, daß dieses kleine,

mit Polstern vollgepfropfte Gemach das Boudoir der Hausherrin war, ihr Allerheiligstes, zu dem ohne ihre besondere Erlaubnis nicht einmal ihr Gatte Zutritt hatte, und außerdem wußte Nobody auch noch, daß die Zofe hinter ihm die Türe wieder zugemacht hatte und draußen geblieben war.

Aus einer Wolke von weißen Spitzen tauchte die zierliche und doch so üppige Gestalt der malaiischen Prinzessin auf. Doch die Spitzen waren nur in der Mitte und noch mehr unten, oben hatte sie gar nichts, nicht einmal die Andeutung von einem Achselbändchen, und wunderbar war es, wie die kaffeebraune Samthaut von dem weißen Atlas abstach.

„Wie das nur da oben festsitzen kann?“ dachte der Mann, der sonst so ziemlich alle menschlichen Geheimnisse kannte, dem niemand mehr etwas vormachen konnte. „Himmel, wenn das jetzt runterrutschte!“

Eigentlich hätte er denken sollen: „Himmel, wenn das jetzt platzte!“ Denn der wenige Stoff, der den vollen Busen überhaupt noch in Fesseln hielt, konnte jeden Augenblick gesprengt werden, in solcher Aufregung arbeitete er, und ebenso drohte der klappernde Straußenfächer in den Händen der Dame zu zerbrechen.

„Mein Herr!“

Das nach Atem ringende Weib vermochte kaum diese beiden Worte hervorzubringen. Desto mehr sprachen ihre glühenden Augen, die den schönen Jüngling aus Amerika verschlingen wollten.

Mr. Hektor Cyrill hatte eine Verbeugung gemacht.

„Ich habe Sie zu mir bitten lassen . . . .“

Wieder eine tiefe Verbeugung.

„Ich habe eine Frage an Sie . . .“

Mr. Hektor Cyrill aus Cincinnati komplimentierte weiter, ohne sie dabei anzusehen.

„Es handelt sich um eine ganz geheime Angelegenheit . . . .“

„In keinem Busen ist ein Geheimnis sicherer bewahrt als in dem meinen,“ ließ sich da Mr. Cyrill zum ersten Male vernehmen; sie hörte wirklich zum ersten Male seine Stimme, bei der Vorstellung hatte er kein Wort verloren, und es war Nobodys tiefe und doch so weiche Brustistimme, und er wußte noch einen ganz besonderen Schmelz hineinzulegen. Darin hatte Nobody nun auch wieder etwas los.

„Wenn ich den Mann sprechen höre, so geht's mir wie Feuer durch alle Glieder, gerade als wenn ich eine halbe Gallone heißen Irish-Whisky mit Zucker trinke,“ hatte einmal ein Londoner Heidiedeldeidei-mädchen ihrer Freundin zugeflüstert, und die beiden Ratten aus der Whitechapeler Straßengosse waren dem alten Manne nachgelaufen wie dem Rattenfänger von Hameln — bis dieser sie so weit hatte, wie er sie haben wollte. Dann machte er die Falle zu.

Ob die malaische Prinzessin diese Stimme ebenfalls mit heißem Whisky und Zucker verglich, ist die Frage. Aber einen besonderen Erfolg hatten diese ersten Worte doch.

Knacks, der erste Stab des Fächers war kaputt.

„Die Angelegenheit ist so geheim, daß . . .“

. . . . daß sie die Tür verschließen mußte. Ungeniert ging sie hin und riegelte zu.

„Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

Eine dankende Verbeugung, und Nobody versank in schwellenden Polstern, ihm gegenüber Prinzeß Lotija nicht minder tief.

„Ich habe in Cincinnati eine Freundin, von der ich gern etwas erfahren möchte . . . . .“

Die Einleitung war gefunden. Nun entstand aber auch gleich eine längere Pause. Daß die Prinzeß für diese Zusammenkunft ihre Gesellschaftsschuhe mit

Pantöffelchen vertauscht hatte, das mußte doch offenbar einen bestimmten Zweck haben, und daß sie vergaß, jetzt mit ihren winzigen Füßchen zu kokettieren, kam nur daher, weil ihre Blicke genug damit zu tun hatten, den vor ihr sitzenden Mann zu verschlingen.

Endlich hob auch ‚Er' das Auge, und nun sahen die beiden Menschenkinder längere Zeit einander stumm an. Ja, das waren dieselben glutvollen Blicke, die ihr vorhin bei der Tafel gegolten, das waren dieselben . . . . .

Plötzlich stutzte sie und zuckte zusammen. Es ging ihr eiskalt den Rücken hinab. Weshalb wurden seine Augen plötzlich so . . . . .

Zu spät, um einen Gedanken selbständig ausdenken zu können. Mit nach oben verdrehten Augen sank sie in die Polster zurück.

Schnell stand Nobody auf und griff ihr fest in den warmen, weichen Nacken. Er konnte es gar nicht sehen, daß dies sonst so bezaubernd schöne Weib die gläsernen Augen so häßlich nach oben verdrehte.

„Blicke mich an, Lotija!" flüsterte er, gar nicht so herrisch wie sonst, wenn er dieses Experiment ausführte.

Die Augäpfel kehrten in ihre natürliche Lage zurück, und nicht nur das, sondern auch das warme Leben, sogar ein Teil der alten Liebesglut. Trotzdem hatte sie jetzt keinen eigenen Willen mehr.

Nobody kreuzte die Arme über der Brust und schaute auf das berückende, braune Weib herab, auf die Tochter des Landes, auf das Mutter Natur ihre ganze Liebe ausgegossen hat, wo daher auch die ganze Natur zur heißen Liebe drängt.

Und dieses schöne Weib war jetzt in seiner Hand ein willenloses Spielzeug. Jetzt erst? O nein!

Nobody brauchte die Hypnotisierte nicht erst aufzufordern, daß sie ihm alle Fragen der Wahrheit gemäß beantwortete. Denn es ist ein kolossaler Unter-

schied, er wußte es aus Erfahrung, ob die zu hypnotisierende Person freiwillig sich niemals in solch einen Zustand versetzen ließe, oder ob sie dem Hypnotiseur schon so halb und halb entgegenkommt, ob sie überhaupt Neigung zu ihm hat.

Ja, Nobody hätte die Prinzeß gar nicht zu hypnotisieren brauchen. Er hätte auch so alles von ihr erfahren, was er wissen wollte. Aber es war besser so. Sie sollte dann erinnerungslos erwachen.

„Lotija," begann er sanft, wie in der Unterhaltung mit einem Kinde, „kennst du einen Mann namens Makeijo? Sprich leise, aber fließend!"

„Ich kenne drei — vier — fünf Malaien, die so heißen, es ist ein ganz gewöhnlicher malaiischer Name," erklang es ruhig, ganz wie bei einer Unterhaltung, und dabei blieb es; niemals gab die Befragte auch nur ein Zeichen der Ueberraschung, auch wenn eine solche angebracht gewesen wäre.

„Ich meine den alten Malaien, welcher im Urwalde von Tjibodas den Gibbon wartet, der zum würgenden Chatto abgerichtet worden ist."

„Heißt dieser Mann Makeijo? Ach ja, ich entsinne mich!"

„Also du kennst ihn?"

„Ja, ich habe genug von ihm gehört."

„Gibt es auf Java noch mehr solche abgerichtete Affen?"

„Nein, nur den einen. Das ist nur einmal ein Versuch."

„Es spukte doch schon vor einigen Jahren solch ein Chatto, welcher die Wachtposten erwürgte."

„Jawohl, das war damals der allererste Versuch gewesen. Mein Vater war mit dem Gibbon nicht ganz zufrieden, es konnte doch einmal herauskommen, und so wurde jener Chatto wieder zurückgezogen."

„Und dieser zweite Chatto verrichtet seine Sache besser?"

„Ja — oder auch nicht so ganz. Diese Affenart nimmt zu schnell die Gewohnheiten der Menschen an. So hat jener Gibbon im Urwalde von Tjibodas auch schon gemerkt, wie hoch der Mensch das Geld schätzt, gleich ist er selbst hinter den runden, glänzenden Stücken her, und da ist es denn nun schon zweimal vorgekommen, daß er Menschen nur deshalb überfallen und erwürgt hat, um ihnen das bare Geld abzunehmen, einen Postläufer und einen holländischen Pflanzer, noch dazu bei Tage, und so etwas darf natürlich nicht vorkommen. Auch dieser Chatto muß wieder abgeschafft werden."

Das hatte nun freilich Nobody schon besorgt.

„So werden also neue Gibbons als würgende Chattos angestellt?"

„Ich glaube, ja, und wohl gleich in größerer Menge. Es soll jetzt gelungen sein, sie viel besser abzurichten."

Schon aus ihrer Ausdrucksweise hörte Nobody, daß die Begumin nicht eigentlich zu den Eingeweihten der ganzen Verschwörung gehörte. Als die Tochter des Maharadschas von Pandang, des Leiters des Ganzen, hatte sie nur von vielem gehört, man verheimlichte ihr nichts. Auch das gespenstische Steinwerfen schien sie mehr zu ihrem Privatvergnügen zu betreiben. Oder aber: ihr fiel die Aufgabe zu, die höchste Gesellschaft Batavias zu beeinflussen, in Schrecken zu halten, vor allen Dingen ihren Gatten, den Generalgouverneur von Holländisch-Indien.

Daß dem so war, dessen versicherte sich Nobody auch durch direkte Fragen.

Ueber die würgenden Chattos aber hatte ihm jener alte Malaie weit genauere Aufschlüsse geben können. Dagegen hatte der in völliger Einsamkeit lebende Mann gar nicht gewußt, daß sein Affe schon zweimal Menschen getötet hatte, nur um sie auszuplündern, und nicht einmal Wachtposten. Diese

Unkenntnis war begreiflich. Aus den blutigen Eisenkrallen des zurückkehrenden Affen und aus anderen Anzeichen ersah Makeijo, daß der Gibbon wieder einen Menschen erwürgt hatte, und der Wärter wußte es nicht anders, als daß das Opfer nur ein Wachtposten gewesen sein könnte; auf etwas anderes war der Gibbon doch nicht abgerichtet — ja, das erzählte ihm sogar der Affe selbst, d. h., er log ihm das vor!

Der schon zu sehr von der Kultur beleckte Menschenaffe hatte es in letzter Zeit nur noch auf die kleinen, runden, glänzenden Dingerchen abgesehen gehabt, nur deshalb mordete er noch bei jeder Gelegenheit, ohne Ansehen der Person, aber das verheimlichte er wohlweislich seinem Herrn, und das erbeutete Geld versteckte er nach Raben- und Affenart.

„Wer richtet die Gibbons dazu ab?"

„Der sogenannte Dahuradscha."

Daß die Prinzessin das Wort ‚sogenannte' vorsetzte, war für Nobody von großer Wichtigkeit, und nun kam für ihn eine Hauptfrage:

„Ist dieser Geisterkönig identisch mit dem Radscha von Banca?"

„Jawohl, das ist derselbe."

„Das ist der Radscha, welcher vor acht Jahren seiner Herrschaft enthoben wurde und die ihm angebotene Apanage nicht annahm, welcher spurlos verschwand. Nicht wahr?"

„Jawohl, derselbe. Er schwur, Rache an den Holländern zu nehmen, sie wieder von unseren Inseln zu vertreiben, und er zog sich mit einigen seiner Getreuen in die Fiebersümpfe von Bekul zurück, wohin ihm kein anderer Mensch folgen kann, und dort richtet er Menschenaffen zu würgenden Chattos ab, zum Schrecken der Holländer."

Nobody hatte nichts Neues erfahren. Die versumpfte Landschaft Bekul auf Sumatra, wo kein Mensch existieren kann, wo eine einzige Nacht jedem unfehlbar das tödliche Fieber bringt — das war das sagenhafte Ghullaton, das Geisterland. Schon Makeijo hatte es ihm gesagt.

„Wie kann der Radscha von Banca dort so lange aushalten?"

„Dem Radscha von Banca kann kein Sumpffieber etwas anhaben."

„Er besitzt ein Mittel dagegen?"

„Ja."

„Kennst du es?"

„Nein. Es ist das Geheimnis des Radschas, und er gibt es nicht preis, auch meinem Vater nicht."

Nobody hatte ganz recht, wenn er sich im Augenblick mehr für dieses Fiebermittel interessierte als für alles andere. Wer solch ein Mittel entdeckt, der leistet der Menschheit einen größeren Dienst als der Erfinder

oes Dynamits, der schenkt der Menschheit eine neue Erde.

„Kennst du die Bereitung des Torakli, welches im Augenblicke tötet?"

„Nein. Das ist ebenfalls ein Geheimnis des Radschas von Banca, und er gibt es nicht preis, nicht einmal meinem Vater."

Nobody hatte schon genug von diesem indischen Fürsten gehört, einem ganz außergewöhnlichen Menschen, der schon bei Lebzeiten, oder doch als er sich noch unter Lebenden aufhielt, eine fast göttliche Verehrung genoß.

„So sollen jetzt noch mehr solcher abgerichteter Gibbons nach Java kommen?"

„Ich habe davon gehört."

„Wieviel?"

„Das weiß ich nicht."

„Wer verteilt die Chattos?"

„Das bestimmt mein Vater."

„Wann geht der Transport von Ghullaton ab?"

„Ich glaube, dieser Tage. Genau weiß ich es nicht."

„Wer begleitet ihn?"

„Ich weiß es nicht."

Der alte Malaie in seiner Erdhöhle hatte Nobody darüber mehr sagen können. Er hatte keine Fragen mehr zu stellen.

„Nun bloß noch nach Bekul und diesem geheimnisvollen Radscha zu Leibe gerückt," murmelte er sinnend, „dann ist meine Mission hier beendet, wieder werde ich ein Rätsel nach dem anderen gelöst haben und ... wieder wird mir es niemand glauben, wieder wird man alles nur für eitel Phantasie halten."

Bitter hatten die leise geflüsterten Worte geklungen, die Hypnotisierte hatte sie vernommen, und da plötzlich zuckte sie zusammen, streckte sogar wie flehend beide Hände aus.

„Du willst nach Bekul?“ erklang es in erschrockenem, klagendem Tone.

Daß eine hypnotisierte Person so von allein sprach, dazu solch eine lebhafte Geste machte, das war ein ganz außergewöhnlicher Fall, das war dem Hypnotiseur in seiner reichen Praxis bisher nur ein einziges Mal passiert, bei einem hysterischen, schon mehr wahnsinnigen Weibe mit kolossaler Einbildungskraft.

Nobody mußte sich erst überzeugen, daß sich die Prinzeß wirklich noch in hypnotischem Zustande befände, ehe er es glauben konnte.

„Du willst nach Bekul?“ wiederholte die Hypnotisierte nochmals.

„Ja.“

„Geh nicht in die Fieberſümpfe!“ erklang es da im jammervollsten Tone.

„Weshalb nicht?“

„Es ist dein unvermeidlicher Tod, denn noch schrecklicher als der Fieberſumpf ist der furchtbare Radscha Bancali.“

„Was kümmert es dich, ob ich meinen Tod finde oder nicht?“

Jetzt verwandelte sich auch das Gesicht des schönen, jungen Weibes, die beweglichen Züge nahmen den leidenschaftlichsten Ausdruck an, dessen es fähig war.

„Ob es mich kümmert?“ rief sie. „Das kannst du noch fragen? Weil du es mir angetan hast! Weil ich dich liebe, weil ich dich liebe!!“

Nobody mußte vor allen Dingen auf seiner Hut sein, und sie sprach zu laut. Er brauchte kein befehlendes Wort zu sprechen, sein fester Wille, auf einen bestimmten Gedanken konzentriert, genügte, und die Hypnotisierte sank teilnahmlos in die Polster zurück.

Nobody schaute herab auf sie, lange Zeit. Es

war das schönste braune Weib, das er je gesehen, und sie war sein, sie war sein! Und sie brauchte nicht einmal sein willenloses, ohnmächtiges Spielzeug zu sein. Pfui! Er weckte sie, sie fing wieder von ihrer Freundin in Cincinnati an, sie brauchte doch einen Vorwand, weshalb sie den Amerikaner in ihr Boudoir bestellt hatte, und dann .... nahm alles seinen natürlichen Lauf.

Wieder schaute Nobody herab auf das schöne, braune Weib, dessen Gewand nur ein Mittel war, um ihre Reize zu zeigen. Und da begann in dem eisernen Mann ein Kampf, ein furchtbarer Kampf, er rang mit der Kraft der Verzweiflung mit sich selbst, er konnte dabei nicht stillstehen, er mußte einige Male in dem Zimmer auf und ab wandern, und seine Brust keuchte dabei, sein Gesicht verzerrte sich — und dann war es wieder eisern.

Jetzt war er fertig mit sich. Er wußte, was er tun wollte, etwas, was er nie, niemals wieder hatte tun wollen. Er war bereit, seinen heiligsten Schwur zu brechen.

„Lotija!"

„Ich höre!" murmelte sie.

„Lotija, liebst du deinen Mann, den Grafen Axel Bjoger?"

„Ich — liebe — Axel," flüsterte sie, und ihr schönes Antlitz ward von einem Lächeln verklärt.

Natürlich! Da war auch gar kein Widerspruch dabei. Deshalb konnte sie ihrem Gatten jeden Tag untreu werden. Trotzdem liebte sie ihn und war wahrscheinlich eifersüchtig auf ihn. Das ist nichts Neues. Man sondiere nur einmal das Herz einer Dirne, es kann die verworfenste sein, was man da Wunderbares erforscht! Und das hier war noch dazu ein Kind des heißen Südens, eine Malaiin mit wildem Blute, noch jenseits der Begriffe von böse und gut!

„Lotija, bist du deinem Gatten schon einmal un . . . . "

Weg damit! Wozu brauchte er es zu wissen? Und dem eisernen Manne ward es plötzlich so weh ums Herz, es packte ihn etwas, was man ‚der Menschheit ganzen Jammer' nennt.

Dann raffte er sich zusammen. Jetzt gebrauchte er all seine Energie.

„Lotija, du wirst mir gehorchen!!"

„Ich gehorche," murmelte sie.

„Bedingungslos!"

„Bedingungslos."

Mit wuchtiger Betonung fuhr Nobody fort:

„Du — wirst — von — jetzt — ab — deinen Gatten lieben über alles in der Welt!!"

„Ueber alles in der Welt," wiederholte sie gehorsam.

„Und in deinem Herzen kein anderes Bild dulden neben ihm!!"

„Kein anderes Bild dulden neben ihm."

„Und du wirst . . . . . "

So ging es weiter. Es war ein sogenannter posthypnotischer Befehl, den Nobody ihr gab, den sie noch nachträglich und unbewußt ausführen mußte, er suggerierte ihr eine neue Empfindung, ja, einen neuen Charakter!

Das war es, wodurch Nobody seinen heiligsten Schwur gebrochen: er hatte niemals wieder einem Menschen, der ein freies Ebenbild Gottes sein soll, einen posthypnotischen Befehl geben wollen.

„Erwache!!"

Eine Veränderung war an ihr gar nicht zu beobachten.

„Ja, ich habe in Cincinnati eine Freundin, von der ich gern etwas erfahren möchte," wiederholte sie zu dem ihr gegenübersitzenden Manne gewendet, die letzten Worte, die sie bei Bewußtsein gesprochen hatte,

und spielte dabei mit dem Fächer. Aber die Umwandlung kam noch, als Folge des posthypnotischen Befehls.

Plötzlich färbte sich ihr braunes Antlitz viel dunkler, und sie schaute Nobody mit Augen an, welche ganz deutlich sagten: „Wie in aller Welt bin ich denn nur auf den wahnsinnigen Einfall gekommen, diesen mir ganz fremden Mann hier in meinem intimsten Boudoir zu empfangen?“

Hastig streckte sie die Hand nach einem Klingelzuge aus.

„Ich will doch meinen Gatten rufen, er kennt sie auch . . . . . “

Sie hatte noch nicht geklingelt, und noch hastiger erhob sie sich, um nach der Tür zu gehen. Denn diese hatte sie doch zugeriegelt; dessen konnte sie sich noch ganz deutlich erinnern; nur der Grund dazu war durch die Macht des hypnotischen Befehls ihrer Erinnerung entrückt worden.

Nobody sah, wie der Frau die dunkle Röte der Scham oder der Verlegenheit bis hinab in den Nacken floß, und sie versuchte, den Riegel zugleich beim Aufklinken zurückzuschieben, als wäre die Tür also gar nicht verschlossen gewesen, was ihr auch ziemlich gut gelang.

„Saladina,“ rief sie hinaus, „suche den Assis-Radscha, ich lasse ihn zu mir bitten, in mein Boudoir.“

Sie kehrte zurück, heftig mit dem Fächer arbeitend.

„Ich bitte um einen Augenblick, mein Herr.“

„Bitte sehr!“

Der Gouverneur konnte nicht weit entfernt gewesen sein, er war sehr bald zur Stelle.

„Ach, Axel, kannst du dich noch auf Miß Kati Blomer besinnen?“ rief die Prinzessin ihm lebhaft entgegen.

Graf Axel zeigte durchaus keine Verwunderung, den jungen Amerikaner im Heiligtume seiner Frau zu

finden. Er hatte eben nicht das geringste Mißtrauen gegen sie, und sie war die Herrin im Hause. Außerdem hatte die vollendete Weltdame schnell ihre Verlegenheit und Aufregung niedergezwungen, sie beherrschte sich vollkommen.

„Gewiß doch. Sie befindet sich jetzt in London."

„In Cincinnati."

„In Amerika? Das ist mir ganz neu!"

„Ja, und weil Mr. Cyrill aus Cincinnati ist, wollte ich ihn um Auskunft bitten, ob . . . . . ."

Und so weiter. Auf diese Weise wurde die Sache erledigt. Miß Kati Blomer war ja nie in Cincinnati gewesen — schadete nichts, die Prinzessin wußte sich geschickt aus der Klemme zu ziehen, und bald wurde der junge Amerikaner mit verbindlichstem Danke für freundliche Auskunft entlassen. —

Unten stand er auf dem einsamen Hofe lange Zeit im Schatten eines Pferdestalls, bis aus den Gedanken Worte wurden.

„Ich Narr!" erklang es leise unter heiserem Lachen. „Ach, ich Narr!! Eine Teufelin ist es, die ich geschont habe, eine Teufelin, die mir mit Gift nach dem Leben getrachtet hat, der das Leben eines Menschen überhaupt nichts gilt — aber was macht das mir aus — es ist eine schöne Teufelin, schön wie die Sünde — und ihren Mann betrügt sie ja doch — und ich — ich — ich lasse mir diese Gelegenheit entgehen — o, über mich Narren!!"

Noch ein heiseres Lachen, dann ward es still, eine lange Pause, dann hob der einsame Mann das Antlitz und blickte auf gen Himmel, an dem die goldenen Sterne funkelten, und er blickte auf das südliche Kreuz, das gerade über ihm schwebte, und jetzt waren es ganz andere Worte, die leise über seine Lippen kamen.

„Mein ist die Rache, spricht der Herr — er will

Nobody befand sich auf einem freien Platze, als die Mitternachtssonne in voller Pracht erstrahlte. (S. 437.)

vergelten!“ erklang es feierlich. „Und wer sich selbst besiegt, der besiegt die ganze Welt!“

Was war das? Wodurch wurde es plötzlich so hell? Woher kam um Mitternacht am östlichen Horizonte der rote Streifen, gerade, als wenn die Sonne aufgehen wolle? Es konnte der Mond sein.

Der einsame Mann achtete nicht darauf. Wurde da nicht gerufen? Gewiß, das war sein Name, Mr. Hektor Cyrill wurde gesucht.

Nobody eilte dem Garten zu. Der amerikanische Konsul kam ihm schon entgegen.

„Wo stecken Sie denn nur? Ein Chinese hat nach Ihnen in meiner Wohnung gefragt, man hat ihn hierhergeschickt.“

„Ein Chinese?“

„Dort steht er.“

Nobody sah den Boten im Schatten der Gartenmauer stehen, schnell ging er hin.

„Tschan Li! Wie zum Teufel kommst du hierher?“

„Fledelwisch mit Wettelhexe ist da, liegen auf Leede,“ grinste der Kuli, ein Matrose von der Wetterhexe, der, wie fast alle seine Landsleute, kein r aussprechen konnte.

„Was, die Wetterhexe ist in Batavia? Was wollt ihr denn hier?“

„Weiß nicht. Kapitän mir nix sagen. Ich Euch nur sagen soll.“

Nobody war schon unterwegs nach dem Gartentor. Seinen Chapeau claque hatte er in der Brusttasche, Abschied brauchte er von niemandem zu nehmen, und auch das gräfliche Paar hatte ihn ja schon vorhin so gut wie entlassen.

„Und ich möchte sie auch gar nicht wiedersehen,“ murmelte er, schon auf der Straße, „höchstens . . .“

Er blieb stehen, wandte sich um — da gewahrte er ihn unter den Gästen, an den er gedacht, den Grafen Bjoger. Er ging noch einmal zurück.

„Bitte, Exzellenz, auf ein Wort!“

Der Graf folgte ihm seitwärts zwischen die Bäume.

„Ich wollte mich verabschieden.“

Ganz gegen die gesellschaftliche Form hielt der junge Amerikaner dem Gouverneur die Hand hin; nun mußte sie der Holländer aber auch nehmen.

„O, Sie wollen schon gehen?!“

„Sie haben mich so gastfreundschaftlich in Ihrem Hause aufgenommen — ich danke Ihnen . . . . “

„Meinem Gastfreund steht alles zur Verfügung, was ich besitze!“ sagte der Graf etwas überschwenglich.

„Alles?“

„Alles!“

„Ja, ich war Ihr Gastfreund — ich danke Ihnen — aber — ich möchte . . . . “

Der will mich anpumpen, dachte der Graf.

„ . . . . ich möchte Ihnen noch einmal ins Auge sehen. Graf Bjoger, kommen Sie etwas mehr hier ins Licht!“

Die kräftige Hand, die noch nicht losgelassen, zog den Grafen einige Schritte zur Seite, und diesem ward es etwas unheimlich zumute. Was wollte der eigentlich von ihm? Und jetzt redete der ihn auch noch ganz familiär ‚Graf Bjoger‘ an!

„Nein, nicht unter der Laterne — hier im Sternenlicht — Graf Bjoger, blicken Sie mir noch einmal ins Auge.“

Nun, so rätselhaft ihm das alles auch war, ein böses Gewissen hatte der Graf nicht, und so blickten sich die beiden blauen Augenpaare einige Sekunden fest und schweigend an.

„Graf Bjoger — ich war Ihr Gastfreund,“ begann da der Mr. Hektor Cyrill aus Cincinnati immer wieder, „und — ich kann Ihnen — frei ins Auge sehen . . . . . leben Sie wohl!!“

Ein Händedruck, daß der Graf am liebsten gleich

laut aufgeschrien hätte, und der komische Mensch war fluchtartig verschwunden.

„Ei verflucht!“ lachte der Graf ärgerlich, die gequetschte Hand schlenkernd. „Das ist ja ein seltsamer Kauz, den mir da Konsul Steffens ins Haus gebracht hat. Na ja, ein spleeniger Yankee!“

Erstaunt blickte er um sich. Es wurde immer heller.

„Ja, was ist denn das? Wir haben doch Neumond? Ach, das ist ja . . . . “

„Die Mitternachtssonne, die Mitternachtssonne!!“ erklang es da jubelnd im Garten, und schnell pflanzte sich der Ruf fort durch ganz Batavia, jubelnd wurde er überall unter der Tropenzone der ganzen östlichen Erdkugel wiederholt, und wer jetzt nicht gerade im Sterben lag, der ließ sich hinaustragen, um mit eigener Hand einen Stein aufzuheben, den Talisman, der alles in Erfüllung gehen ließ, was man sich dabei wünschte: Gesundheit und Reichtum, Ehre und Ruhm, Glück und Liebe — und auch den verlorenen Sohn nicht zu vergessen, den der Talisman der Mitternachtssonne aus weiter Ferne heimrufen kann an die sehnende Mutterbrust — und dann auch viele Puppen und andere kindliche Wünsche, die schon eher in Erfüllung gehen können.

Man muß sich beeilen, denn nicht lange währt die Mitternachtssonne, selten einmal eine ganze Minute.

Es ist ein wunderbares Schauspiel. Der Horizont rötet sich, gewöhnlich so gegen Mitternacht, immer mehr und mehr, feurige Strahlen schießen daraus empor, die ins Gelbe und dann ins Blaue hinüberspielen, bis alles wieder verschwindet.

Mit dem Nordlicht hat die Erscheinung nichts zu tun. Sie zeigt sich auch sehr selten, oft viele Jahre lang nicht, und eben deshalb wird ihr solche Wunderkraft beigemessen. Die jüngste Theorie erklärt sie als die doppelte Brechung der Sonnenstrahlen durch

zwei in der Atmosphäre schwebende Schichten von Vulkanstaub; dem wird von anderer Seite aber ebenso energisch widersprochen.

Es ist eben das Tropenlicht, entsprechend dem Polarlicht, welches sich auch am Südpol zeigt. Was ist das Polarlicht? Man sagt: ein magnetisches Gewitter. Was ist das, ein magnetisches Gewitter? Ein leeres Ausfluchtswort. Wir wissen es nicht.

Nobody befand sich auf einem freien Platze, als das Tropenlicht sich zur vollen Pracht entwickelte. Auch er hob einen Stein auf.

„Was soll ich mir wünschen? Ich wünsche mir, daß ich mir niemals etwas zu wünschen brauche."

Und er warf seinen Talisman wieder fort.

Ein Trupp Matrosen kam über den Platz, johlend, keuchend, sie trugen zwischen sich etwas Schweres, Gewaltiges.

„Die Mitternachtssonne! Wir haben ihn, wir bringen ihn, den nehmen wir mit an Bord!!"

Die Teerjacken hatten zum segenbringenden Talisman gleich eine ganze Trottoirplatte gemaust.

An Nobody ging eine alte Dame mit einem sechsjährigen Kinde vorüber. Ihre Steine hatten sie schon aufgehoben.

„Großmama, woher kommt denn eigentlich die Mitternachtssonne?" fragte die helle Kinderstimme.

Und worüber sich alle Gelehrten vergebens den Kopf zerbrechen, dafür hatte Großmama sofort eine ganz einfache Erklärung.

„Sieh, mein Kind, am Tage läßt der liebe Gott seine Sonne über alle Menschen scheinen, über die guten wie über die bösen. Wären alle Menschen gut, dann gäbe es überhaupt gar keine Nacht. Wenn nun einmal ein Mensch in der Nacht ein recht gutes, edles Werk getan hat, daß sich alle Engelchen im Himmel freuen, dann läßt der liebe Gott auch einmal bei Nacht die Sonne über die Erde gucken, das ist die

Mitternachtssonne. Aber es muß auch etwas ganz Gutes und Schönes gewesen sein, was der Mann getan hat, und ganz heimlich, er darf auch keinen Dank dafür haben wollen — und dann dürfen sich wegen der guten Tat dieses einen Mannes alle anderen Menschen etwas wünschen, sogar die bösen!"

„Da ist es also der gute Mann, der Mama nun wieder gesund machen wird," verlor sich die Kinderstimme in der Ferne.

Das Tropenlicht war wieder geschwunden. In der Dunkelheit erscholl ein schluchzender Laut. Aber obgleich Nobody ganz einsam stand, konnte er es wohl nicht gewesen sein, oder er hatte nur einmal den Schlucken gehabt, denn gleich darauf steckte er die Hände in die Hosentaschen, schlenderte davon und pfiff sich eins, und dann fing er zu singen an:

„Ueberall bin ich zu Hause,
Ueberall fühl' ich mich wohl,
Macht das Glück im Süden Pause,
Geh' ich nach des Nordens Pol.
Lustig hier und lustig . . . ."

Er brach jählings ab. Ein über den Platz gehender Mann fesselte seine Aufmerksamkeit. Eine baumlange Gestalt, bis zu den Füßen in einen grauen Staubmantel gehüllt, der hinten einen Schlitz bis zum Rücken hatte.

Nobody blickte sich um.

„Schade," brummte er, „daß hier niemand ist, mit dem ich wetten kann! Nämlich daß ich dem dort den langen Mantel ausziehe. Oder vielmehr, daß er ihn selbst auszieht und ihn mir, einem ihm ganz fremden Menschen, freiwillig gibt."

Mit geräuschlosen Schritten eilte er dem Langen nach, wartete, bis dieser dicht an einer Laterne vorüberkam, dann ein Griff, er hatte die beiden Rockschöße in den Händen, zwischen ihnen befand sich der

eiserne Laternenpfahl, und so zog Nobody mit aller Macht nach hinten, den Langen festnagelnd.

„Schwefelbande!“ fluchte dieser. „Wollt ihr mich gleich loslassen?!“

Er wußte nicht einmal, wer ihn gepackt hatte, konnte den Mann gar nicht sehen, denn der festhaltende Nobody drehte sich doch immer mit um den Pfahl herum, immer aus Leibeskräften an den Rockfittichen ziehend.

Um Hilfe rief der Ueberfallene nicht; er wollte sich aus eigener Kraft befreien, trat und griff mit den langen Beinen und Armen hinter sich, aber die Rockschöße waren noch länger, er konnte den Bösewicht nicht erreichen . . . .

Nun, da gab es ja ein ganz einfaches Mittel. Schnell den Mantel aufgeknöpft, herausgeschlüpft, und nun schnell . . . . jawohl, Nobody war aber noch schneller, und wie der Lange aus dem Mantel schlüpfte, so schlüpfte Nobody hinein, und nun die Fittiche über die Arme genommen und über den Platz gejagt, die unmenschlichen Schlenkerbeine hinter ihm her.

Doch da kam dem Verfolger die Erkenntnis.

„Ach, das ist doch kein anderer als No . . . .“

Wie der Blitz drehte sich Nobody um und stand dicht vor dem Verfolger.

„Willst du gleich's Maul halten?!“

„No no no no no,“ verbesserte sich Flederwisch mit Geistesgegenwart, „das ist doch ein anderer, das ist ja Alfred. Na ja, was kann man denn auch von dem besseres verlangen als solche dumme Streiche! Nun gib mir mal erst meinen Mantel wieder her, kleiner Junge.“

Obgleich sich die beiden seit bald einem Jahre nicht mehr gesehen hatten, war es doch nicht anders, als wären sie immer zusammen gewesen.

„Du, Alfred, du kommst mir gerade wie gerufen — hier, zieh mir mal den Trauring ab.“

Er hielt ihm den Finger hin, der ziemlich dick geschwollen war, besonders um den Ring herum.

„Was hast du denn da gemacht?"

„Ja, weißt du — Turandot hat mir einen so engen ausgesucht, am liebsten hätte sie mir den Ring gleich angeschmiedet — während der ganzen Reise habe ich dran 'rumgearbeitet, die ganze Mannschaft mußte sich mit Stricken davorspannen und zerren — 's geht eben nicht. Nu mal los, Alfred, zieh ihn ab, das ist doch dein Metier, Geldschränke aufbrechen und so weiter."

Nobody ergriff mit der einen Hand Fleder wischs Gelenk, mit der anderen den betreffenden Finger, zog — und nun ereignete sich wieder so etwas. Fleder wisch fühlte nichts davon, aber er sah mit eigenen Augen, wie sein Finger immer länger wurde, immer länger, eine Elle lang, Nobody zog, so weit sein Arm reichte — dann ein Schnapp, der Finger schien zurückzuschnellen.

„Hier ist er!"

Die Hauptsache war, daß er den Ring wirklich abbekommen hatte.

„Du bist ein Teufelskerl, was hast du denn da wieder in der Tasche gehabt?" lachte Fleder wisch, wollte den Ring nehmen, aber Nobody zog seine Hand schnell wieder zurück.

„Ne ne ne ne — da fällt mir ein — i wozu willst du denn eigentlich deine goldene Ehefessel los sein?"

„Wozu? Hm — weißt du — es — es — es ist so heiß hier in Batavia."

„Du, die Sache kommt mir nicht ganz geheuer vor. Darf das deine Frau wissen?"

„Gib den Ring her, Alfred!"

Er erhielt ihn.

„Wo willst du hin?"

„Mich amüsieren."

„Hast du schon etwas Bestimmtes vor?"

„Beim Gouverneur soll heute große Sauerei sein, die ganze Haut in de Volle ist versammelt."

„Du brauchst eine Einladung."

„Ach was! Wenn der Kapitän Flederwisch von der Wetterhexe kommt! Ich habe zwar Seeschtibbeln an, aber . . . . du kommst doch mit, Alfred. Brillante Frauenzimmer, dabei lauter große Tiere."

Nobody hielt sich nicht erst bei der Erklärung auf, daß er gerade von dort kam.

„Ach was, laß die verheirateten Frauen und Jungfrauen in Ruhe, die haben dir doch auch nichts getan. Aber etwas anderes will ich dir sagen: die Erlinda ist wieder da."

Flederwisch tat, als habe er nicht recht gehört.

„Was?! Die Erlkönigin? Hier wieder in Batavia?"

„Jawohl! Sie hat in Singapore keine Geschäfte gemacht. Ist wieder zurückgekommen. Hat sich schon wieder eingerichtet. Drei Dutzend. Ich habe sie vorhin in den Fenstern liegen sehen. Feine Mädels, pikfeine. Alle Schattierungen sind vertreten. Schwarze, braune, schwarzbraune, braunschwarze, karmoisinrote, orangenfarbene, zitronengelbe mit einem kleinen Stich ins Himmelblaue, tschitscheringrüne . . . . ."

Jetzt machte das lange Laster einen Bocksprung.

„Herzensjunge, komm! Auf zur Erlkönigin! Heute übertrete ich alle sieben Gebote."

„Zehn Gebote haben wir, ich hab's dir schon ein paarmal gesagt."

„Na dann alle zehne."

Sie henkelten sich ein und marschierten ab. Zu einer Unterhaltung kam es nicht. Flederwisch fing gleich aus voller Lunge zu jodeln an — jodelte, als wenn er nur zu diesem Zwecke nach Batavia gekommen wäre. — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Zeit: früh um sechs Uhr.

Ort der Handlung: eine höchst elegante Schlafkabine mit zwei Kojen an Bord der auf Reede liegenden ‚Wetterhexe'.

In der Mitte der Kabine steht zwischen Beinkleidern, Röcken, Westen, Stiefeln, Kragen, Schlipsen und anderen Bekleidungsstücken, alle so liederlich wie möglich am Boden durcheinandergeworfen, Kapitän Flederwisch, angetan mit Hemd, Unterhosen und einem einzigen Strumpf, der an der Hacke ein großes Loch hat; hält sich die Unterhose fest, blickt sich in der Kabine um, schüttelt den Kopf, blickt nach dem großen Waschtisch, und dann wandert sein Auge nach der einen Koje, in deren Tiefe wir die Gestalt eines Mannes liegen sehen.

„Du, Alfred!"

„Was gibt's?" fragt es aus der Koje zurück.

„Schläfst du noch?"

„Ja."

„Paß mal auf, ob du was hörst!"

Flederwisch stolpert über die Bruchstücke zweier Anzüge nach dem Waschtisch, der ein Becken enthält, groß genug, um ein ausgezahntes Kind darin baden zu können, ein Wasserhahn ist vorhanden, er läßt das Becken vollaufen, hält mit beiden Händen wieder die Unterhose am Bunde fest, er könnte sie sonst verlieren, nimmt mit dem Oberkörper eine Art von Anlauf und fährt mit dem Kopfe ins Wasser.

Nach einer Viertelminute zieht er ihn wieder heraus, und es geniert nicht, daß ihm das Wasser an Hemd und Unterhose herunterläuft. Fragend blickt er nach jener Koje.

„Hast du was bemerkt, Alfred?"

„Ja."

„Was denn?"

Und pathetisch wird in der Koje deklamiert:

„Ich sah die Sonne ins Weltmeer stürzen und hörte sie zischend verlöschen."

Jetzt hebt Flederwisch langsam beide Hände und legt sie gegen die nassen Schläfen, und in erbarmenswürdigstem Tone erklingt es jammernd:

„Ach, mein Nischel, mein armer Nischel!! Wenn jetzt meine gute Frau hier wäre, die würde mich aber verhau . . . . . bedauern. — Du, Alfred, die müssen mir bei der Erlkönigin Opium in den Wein gegossen haben."

Jetzt kommt aus der Koje Nobodys Lockenkopf zum Vorschein.

„Na," lacht er, „nun höre aber auf! Wenn man mindestens ein Dutzend Flaschen Champagner trinkt, zu jeder Flasche mindestens drei Arraks — da braucht man wahrhaftig kein Opium mehr! Ach, was sage ich denn! Ein Dutzend! In deinen Seestiefel gingen fünf Flaschen hinein, und den hast du allein zweimal mit einem Zuge ausgetrunken."

„Seestiefel?"

„Wir mußten doch alle aus deinem Seestiefel trinken. Du wolltest es doch nicht anders."

Flederwisch sucht seine beiden mächtigen Seestiefel zusammen, kippt bedächtig einen nach dem anderen um.

„Nischt mehr drin," sagt er resigniert und läßt den einen fallen, „hier och nischt. Schade!"

Nobody legt beide Arme auf den Kojenrand und den Kopf darauf, so betrachtet er das lange Laster, das wieder krampfhaft die Unterhose festhält.

„Nee, Flederwisch!"

„Na, was denn?" verteidigt sich dieser mit gekränkter Miene. „Was ist denn da weiter dabei, wenn man aus dem Stiefel trinkt? Noch dazu Champagner. Wir beide haben doch einmal aus einer Wasserpfütze getrunken, in der ein toter . . ."

„Schon gut, schon gut! Vergleiche nicht die

zwingende Notwendigkeit mit solchen Streichen. Kannst du dich noch auf das Klavier besinnen?"

„Bei der Erlkönigin?. Nee. Habe ich gespielt?"

„Jawohl. Geschützexerzieren hast du mit dem Klavier gespielt. Du wolltest den Mädels zeigen, wie an Bord eines Kriegsschiffes die Geschütze bedient werden — und das gründlich — mit dem Klavier — und es war ein Stutzflügel — mit dem bist du nun immer im Zimmer herumgefuhrwerkt — hast eben ganz richtig mit dem Geschütz exerziert . . . .

„Ganz richtig? Na, die Hauptsache ist, daß ich mich dabei nicht blamiert habe."

„Nein, blamiert hast du dich nicht. Wie du die Gewalt des Rücklaufs demonstriertest, bist du mit dem Klavier durch eine Tür gefahren, durch eine geschlossene, hast die Füllungen durchschlagen, in die gute Stube hinein."

„Ganz richtig," nickt Flederwisch ernsthaft, „wenn hinter einem Geschütz eine gute Stube wäre, würde es auch durch die Tür hineinfahren."

„Aber der Schluß war doch etwas gar zu toll. ‚Fertig! Feuer!' Bruch!!! Himmelherrgott!! Da geht das Klavier wirklich los! Du hattest heimlich einen Mann an Bord geschickt, der eine Pulverkartusche holen mußte. Die hast du vorher ins Klavier hineinpraktiziert. Hätte ich das geahnt, das hätte ich natürlich nicht geduldet."

„Was für eine Pulverkartusche?"

„Na, es genügte gerade — ein Pfund."

Jetzt machte Flederwisch aber doch erschrockene Augen.

„Es ist doch nichts passiert?"

„Gott sei Dank nicht. Schließlich warst du auch vorsichtig dabei. Die Explosion erfolgte drüben im Salon, man konnte es nur durch die Tür beobachten. Nur daß du selbst nicht dabei in die Luft geflogen bist, das ist mir noch jetzt ein Rätsel."

„Wie habe ich die Kartusche zur Explosion gebracht?"

„Mit einem Schlage. Wahrscheinlich hattest du ein Zündhütchen drin. Weißt du denn gar nichts mehr davon?"

„Keine Ahnung!"

„Mensch, Mensch!! Und man merkt dir gar nichts an. Du verlierst dabei gar nicht die Balance. Und nicht einmal auf die Explosion kannst du dich entsinnen? Himmelbombenelement!! Und nicht einmal ein Haar ist dir versengt worden. Ja, der liebe Gott beschützt die kleinen Kinder und die anderen. Als ich das große Loch in der Decke sah, dachte ich erst, deine zerschmetterte Leiche läge oben in der ersten Etage, wenn du nicht gleich durchs Dach gefahren wärst. Und du standst ganz ruhig da mit verklärtem Gesicht."

„Loch in der Decke?"

„Na, du denkst wohl, das ist so glatt abgegangen? Alle Türen und Fenster sind herausgedrückt, und wie es sonst in dem Salon aussah — das geht auf keine Rhinozeroshaut, das kann nicht einmal eine photographische Platte wiedergeben!"

„Und das Klavier?"

„Spurlos verschwunden. Natürlich kam die Polizei . . . . "

„Die Erlkönigin hat die Polizei geholt?"

„I Gott bewahre! Aber wenn in dem stillen Batavia um Mitternacht ein Kanonenschuß fällt, soll da nicht die Polizei kommen? Es ist alles in Ordnung, alles bezahlt. Der Polizeileutnant bat vielmals um Entschuldigung, uns in unserem harmlosen Vergnügen gestört zu haben, und die Erlkönigin hat uns herzlich gebeten, sie heute abend doch wieder zu beehren. Jawohl, das glaube ich. Diese Vorstellung von Flederwisch und Kompanie hat ihr auch etwas eingebracht!"

„Na, dann ist ja alles gut!“

„Jawohl! Was du aber sonst noch alles mit den drei Dutzend Frauenzimmern aufgestellt hast — nee, Flederwisch — nee — mit dir gehe ich nicht wieder aus!“

„Was habe ich denn mit ihnen gemacht?“

„Nee, Flederwisch — das erlasse mir — da schweigt nicht nur des Sängers Höflichkeit, sondern sogar des Sängers Unhöflichkeit!“

„Dann sind wir an Bord gegangen?“

„I wo! Noch lange nicht! Du warst ja wie ein Wilder. Warst gar nicht zu halten. Erst waren wir noch einmal in der ‚Osirisflamme‘ . . . .“

„Im Orisloche?“ kürzte Flederwisch den Namen dieser Kneipe ab, aber noch in etwas anderer Weise.

„Jawohl! Da saß ein Maurer drin, ein Deutscher, der hatte sein Handwerkszeug bei sich, auch eine Kelle, und nun fingst du zu renommieren an, du könntest auch ‚mäuern‘, hättest in Südafrika ‚gemäuert‘ — und da war ein großes Loch in der Wand, der Kalk war herausgefallen — her mit der Kelle — Kalch her — aber ‚Kalch‘ war doch nicht da — aber auf der Bar stand eine riesige Schüssel mit Kartoffelsalat — und da hast du das Loch mit Kartoffelsalat zugemäuert — und weil du nun einmal dabei warst, hast du alle Wände und sogar die Decke mit Kartoffelsalat abgeputzt, immer regelrecht mit der Kelle.“

Es mußte wohl etwas Drolliges gewesen sein, daß Nobody noch jetzt plötzlich aus vollem Halse lachte. Flederwisch dagegen blieb unerschütterlich ernst, nur darauf bedacht, daß seine Unterhosen nicht herabrutschten.

„Ja, ja,“ sagte er nachdenklich, „so etwas Aehnliches habe ich schon einmal gemacht. Ich kann kein Loch in der Wand sehen. Ordnung muß sein. — Sonst noch etwas? Weiter nischt?“

„Du wolltest immer durchaus reiten. Suchtest

einen Esel. Weil keiner aufzutreiben war, spieltest du selber den Esel. Deine Seestiefeln konntest du nicht wieder ankriegen, die waren doch ganz naß von dem Champagner. Da hast du sie über die Arme gezogen, und so bist du auf allen vieren auf der Straße herumgaloppiert, mit den Beinen hinten ausschlagend und ‚y—y—y—ahh' brüllend. Zum Glück hat uns weiter niemand gesehen."

„Weiter nischt?"

„Zuletzt fanden wir doch noch einen Reitesel. Aber das kleine Tierchen war nichts für dich. Wenn du deine langen Spazierhölzer ausstrecktest, lief es dir immer unter dem Leibe davon. Schließlich verlorst du die Geduld. Jetzt drehtest du die Sache herum, jetzt nahmst du den Esel auf den Buckel, und so galoppiertest du in der Stadt herum. Dann merktest du, daß es eine Eselin war, Na aber da erst! Die Entschuldigungen! Und die Küsse hinten und vorn! Ein Damenkonfektionsladen mußte noch einmal aufmachen; der Esel wurde in einen Frauenrock gesteckt, eine Pelerine umgehangen, einen Straußenfederhut auf, einen Schleier vor — der Steuermann, den wir trafen, mußte den Esel unter den anderen Arm nehmen, daß er auf zwei Beinen ging — so seid ihr in eine Konditorei gegangen."

„In eine Konditorei?" frohlockte Fledermisch. „Wahrhaftig, mit dem Esel?"

„In ein Damencafé. Der kostümierte Esel war deine Dame. Er wurde auf das Sofa in eine Ecke gequetscht, du neben ihm, bestelltest Nußtorte mit Schlagsahne . . . . . "

„Und der Esel fraß sie?"

„Die Nußtorte, ja. Die behagte ihm. Zwei ganze Torten hat er gefressen. Du bißt immer von der anderen Seite ab. Die Schlagsahne schmiertest du deiner Dame ins Maul. Dann ließt du Pralinés kommen. Gleich einen Kübel voll. Von Konfitüren

wollte der Esel aber nichts wissen. Da nahmst du ein hohles Bambusrohr, steckteſt es ihm in den Rachen und bliest ihm die Pralinés einen nach dem anderen in den Schlund. Und nun das würdevolle Eselsgesicht mit dem schwungvollen Federhut und der Schleierdraperie, wenn er so mit den Augen nach dir schielte . . . . . "

Bisher hatte Nobody ganz ernst erzählt. Dabei war er aus der Koje geklettert, saß aber noch auf dem Rande. Bei jenen letzten Worten nun schlug er plötzlich rücklings wieder in die Koje hinein, reckte die Beine in die Luft und lachte — lachte, daß die Schiffsplanken zitterten.

Flederwisch blieb ernst; jetzt nahm er die gravitätischste Stellung ein, die in Hemd und Unterhosen möglich ist.

„Was willst du nur eigentlich von mir?" sagte er würdevoll, als sich Nobody endlich wieder beruhigt hatte. „Ist das vielleicht etwas Ehrenrühriges, wenn man mit einem Stutzflügel schießt? Kannst du mir verdenken, wenn ich lieber aus meinen eigenen Seestiefeln trinke, als meinen Mund an unsauberen Gläsern zu verunreinigen? Und der Esel? Sind wir nach Darwin etwas anderes als die höchstentwickelten Tiere? Etwas anderes wäre es gewesen, ich hätte mich im Schweinestall zu einer Sau gelegt! Aber habe ich den Esel nicht ganz anständig behandelt? Nun sage mir aufrichtig, Alfred, wessen willst du mich eigentlich anklagen?"

„Na, wenn du so anfängst, dann will ich doch ein Stückchen erzählen, das du bei der Erlkönigin zum besten gegeben hast. Auch auf die Geschichte mit dem Speck kannst du dich nicht mehr besinnen?"

„Nee."

„Du hieltest eine lange Rede über Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit . . . . . "

„Das ist auch mein Ideal, das suche ich auch im

großen durchzuführen, und nicht nur so nach französischer Art!" sagte Flederwisch stolz.

„Ja, und den Mädels bei der Erlkönigin gabst du ein Beispiel, wie du das mit der Gütergemeinschaft auch im kleinen und kleinsten durchführen willst, zu-

gleich ein Mittel, um mit einem Schlage allen Hunger aus der Welt zu schaffen."

„Allen Hunger aus der Welt? Das wäre allerdings etwas!"

„Und du hast wirklich das Mittel dazu gefunden, kannst es dir patentieren lassen."

„Da bin ich selber begierig, zu wissen, wie ich das angefangen habe."

„Ganz einfach. Freilich ein Ei des Kolumbus — das Ei des Kapitäns Flederwisch. Du ließest dir ein Stück Speck geben, bandest es an einen Bindfaden, schlucktest den Speck hinter und zogst ihn an dem Bindfaden wieder aus dem Magen . . . ."

„Ich? Das habe ich getan?"

„Nicht du allein. Ein Mädel nach dem anderen mußte das Stück Speck so verschlucken, du zogst es immer wieder an dem Bindfaden heraus. So ging das Stück Speck die Reihe herum, aus einem Magen in den anderen, und da die Mädels für jedesmal Verschlucken einen Gulden bekamen, schluckten sie immer feste, und du konstatiertest mit Vergnügen, wie das Stück Speck nach und nach durch die Verdauungskraft der verschiedenen Magen an Gewicht abnahm. — Ja, Flederwisch, das kannst du dir patentieren lassen!"

Flederwisch sagte nichts mehr. Er beugte den Oberkörper vor, blickte den Erzähler mit stieren Augen an; dann drehte er sich langsam um, ging an den Wandspiegel, blickte hinein. Aus seiner Kehle kam ein unbeschreiblicher Ton und . . . . . spuckte seinem Spiegelbild ins Gesicht.

„Schschschwwweinigel!!"

Doch schnell nahm er ein Handtuch, wischte die Sauce ab, klopfte seinem Spiegelbild auf die Backen und sagte gutmütig:

„Na, es wird schon noch besser mit dir werden, morgen ziehst du einen anderen Menschen an. Nicht wahr?"

Gleich darauf machte er ein mißtrauisches Gesicht, drehte sich zu Nobody um und deutete dabei mit dem Daumen über die Schulter in den Spiegel.

„Du, Alfred, besieh dir mal den Kerl dort — glaubst du, daß sich der jetzt noch ändert? Ich

glaub's nicht, er hat es mir schon zu oft versprochen."

„Die Hosen!" lachte Nobody. „Vergiß nicht, die Hosen festzuhalten!"

Kopfschüttelnd betrachtete Flederwisch sein eigenes Spiegelbild, das sich ihm in unbeschreiblicher Verfassung präsentierte.

„Jetzt läßt der Kerl auch noch ganz ungeniert seine Unterhosen herunterrutschen!" —

Und so ging das weiter. Dabei aber zogen sich die beiden jetzt wenigstens an, und dann wartete ihrer in der Kajüte ein opulentes Frühstück, bei dem pikante Sachen die Hauptrolle spielten, auch der solide Hering fehlte nicht.

„Nun aber ernsthaft und zum Geschäft," begann Nobody. „Was treibt dich nach Batavia?"

Es war dies wirklich die erste Frage deswegen. Die beiden hatten absolut noch keine Zeit dazu gehabt, über so etwas zu sprechen.

„Gott, ich dachte, was sollte ich die Chinesen, die du von mir forderteſt, mit einem anderen Schiffe hierherschicken — ich hatte nichts weiter zu tun, wollte mir Batavia wieder einmal ansehen — da bin ich gleich mit der Wetterhexe gekommen."

„Gut. Also du hast die Chinesen mit?"

„Natürlich!"

„Tüchtige Kerle?"

„Wie die Biertonnen, keiner unter zwei Zentner."

Nobody blickte von seinem Teller auf.

„Was sagteſt du da eben?"

„Rund wie die Biertonnen, sagte ich. Feist wie die fettgefressenen Biber. Keiner unter zwei Zentner. Der eine wiegt sogar 318 Pfund, das ist ein Monstrum von Dicke."

Jetzt legte Nobody Messer und Gabel hin und blickte den anderen starr an.

„Ja, Flederwisch — hast du denn wirklich das Delirium?"

Jetzt blickte auch Flederwisch seinen Freund starr an.

„Na, nun mal keine Beleidigung nich. Ich habe deinen telegraphischen Auftrag nach besten Kräften ausgeführt."

„Wo sind denn die Chinesen?"

„Unten im Kielraum."

„Weshalb im Kielraum?"

„Ich dachte, du hättest etwas Besonderes mit ihnen vor, da sollten sie sich hier im Hafen lieber nicht an Deck sehen lassen."

„Ganz richtig. Warum aber gerade im Kielraum? Die können sich doch irgendwo anders unter Deck aufhalten."

„Nun, die sind doch nicht so leicht untergebracht. Die sind schon im Kielraum zusammengequetscht genug."

„Zusammengequetscht?" wiederholte Nobody mit immer größerem Staunen.

„Ja, und dann der viele Proviant! Wo soll ich den verstauen?"

„Der viele Proviant? Ja, Flederwisch, sage mal — wieviel Chinesen hast du denn mitgebracht?"

„Wie du mir telegraphiertest: fünfhundert."

Langsam stand Nobody auf, stemmte sich mit beiden Armen auf den Tisch und beugte sich weit vor.

„Fünf—hundert — Chinesen?!" brachte er stoßweise hervor.

„Fünfhundert Chinesen," bestätigte Flederwisch. „Wie du mir telegraphiert hast."

Plötzlich wurde Nobody wild.

„Fünfe habe ich telegraphiert!" schrie er. „Fünfe, fünfe, fünfe!!!"

„Na, brülle mich nicht so an! Fünfhundert stand auf der Depesche!"

„Hier ist die Kopie meines Telegrammes; ich kopiere jedes Telegramm, das ich aufgebe."

Nobody riß seine Brieftasche heraus und gab Flederwisch die Kopie. Sie lautete:

„Schicke mir sofort 5 fieberfeste Chinesen und 500 Zigarren."

„Fünfhundert Zigarren wollte ich haben! Und du weißt genau, welche Sorte. Ich kann hier die ewigen Manilas nicht rauchen! Und du Kerl schickst mir statt der Zigarren fünfhundert Chinesen auf den Hals?! Und was willst du denn immer mit den runden Biertonnen, die zwei Zentner wiegen? Fünf fieberfeste Chinesen wollte ich haben, und da ist Magerkeit gerade ein gutes Zeichen."

„Fieberfeste? Hm!" brummte Flederwisch. „Ja, das stimmt. Aber was geht mich deine Kopie an? Hier ist die Depesche, die mir eingehändigt wurde."

Er zog sie hervor, Nobody nahm sie und las:

„Schicke mir sofort 500 biberfeiste Chinesen und 5 Zigarren."

Nobody marschierte nach dem Sofa, legte sich darauf und hing die Beine über die Lehne.

„So ein Himmelhund von Telegraphisten! Schickt mir der fünfhundert Chinesen anstatt fünfhundert Zigarren — biberfeiste anstatt fieberfeste! Ei du griene Neine!!"

Nobody hatte diese Lage auf dem Sofa nur gewählt, um sich dann ohne Gefahr für seinen Körper auslachen zu können, und das besorgte er denn auch gründlich. Flederwisch lachte nicht mit, er war vielmehr verstimmt, wenigstens anfangs.

„Ich kann nichts dafür. Die fünf Zigarren habe ich natürlich in fünf Mille übersetzt, die habe ich mitgebracht — daß du nicht bloß fünf Stück haben willst, das ist doch selbstverständlich — aber sonst — biber-

feiste? — ich habe diesen Ausdruck für dick sonst noch nicht gehört, auch von dir nicht — du wendest ihn eben einmal an — dicke, sehr dicke — so feist, wie die amerikanischen Biber gerade in dieser Jahreszeit sind — wie kann ich denn das biberfeist in fieberfest übersetzen, wie komme ich dazu — du willst eben fünfhundert äußerst dicke Chinesen hierher haben — Gott weiß, wozu — wer kann denn in deine Karten blicken? — Du hast eben irgend etwas vor — du tust doch niemals etwas umsonst — gut, die fünfhundert dicken Chinesen werden besorgt . . . . . "

Flederwisch blickte nach dem Freunde, der sich noch immer auf dem Sofa vor Lachen wälzte.

„Fünfhundert biberfeiste Chinesen und fünf Zigarren, hohohohoho!!!"

„Ja, du hast gut lachen," schmollte Flederwisch weiter. „Wenn du nur wüßtest, wie ich gearbeitet habe! Wie ein Pferd. Bei dir muß doch alles fix gehen — du telegraphierst doch nicht einmal das Wörtchen ‚sofort' umsonst — also, ich nach Empfang der Depesche augenblicklich hinüber nach der chinesischen Küste gejagt — Agenten in Stadt und Land verteilt — in verschiedene Städte — Plakate gedruckt und überall angeklebt — — dicke Chinesen gesucht, dicke Chinesen gesucht, sehr dicke Chinesen gesucht!! — — Und ich habe auf der Hauptstation Tag und Nacht mit der Wage und mit dem Maßband gearbeitet — habe geschwitzt und gekeucht — ich nahm's gewissenhaft — zwei Zentner war die feste Norm, unter dem gab's nichts — aber fünfhundert, die wollen doch zusammengebracht sein — und die meisten mußten erst eingekleidet werden — und nun noch im . . . . Na, da hör doch endlich auf mit deinem verdammten Lachen!"

„Fünfhundert biberfeiste Chinesen und fünf Zigarren, hohohohoho!!" heulte Nobody.

Es half alles nichts, zuletzt wurde auch Fleder-

wisch von der Komik der Verwechslung erfaßt, er stimmte mit ein.

„Nee, Alfred," meinte er dann, sich die Tränen aus den Augen trocknend, „komm erst mal mit hinunter — die Kerle mußt du dir ansehen — was da für Knöppe dabei sind — besonders der eine, der mit den 318 Pfund — was der für einen Hängebauch hat — ich habe ihm ein Bauchkorsett machen lassen — und dabei ein Reisbauch — kein festes Fleisch, alles nur aufgedunsenes Fett — als er an Bord ging, fiel er ins Wasser — wie eine Schweinsblase schwamm er obendrauf . . . . . nee, Alfred, komm erst mal mit runter!"

Sie begaben sich hinab, die fünfhundert Chinesen mußten antreten, und wirklich, solch eine Kollektion von Dickheiten hatte Nobody noch nicht gesehen. Diese Bäuche! Diese Pausbacken! Diese Beine und Waden! Dabei ist zu bedenken, daß es Reisesser waren, es war das schwammigste Fett, und von diesem nun mindestens zwei Zentner! Außerdem hatte Fleder-wisch seine Mastware unterwegs doch auch nicht schlecht gefüttert, er hatte sie noch eigens richtig genudelt, und die in Reih und Glied aufgebauten Chinesen wußten, daß sie jetzt auf ihre Leibesfülle gemustert wurden, sie preßten ihre Bäuche noch ganz besonders heraus und bliesen womöglich auch noch ihre fettstrotzenden Pausbacken auf . . . . . hier hatte auch Nobodys Selbstbeherrschung ein Ende, er mußte herausplatzen, und die fünfhundert Dickwanste lachten mit, daß die Schmerbäuche wackelten, und die ganze Mannschaft, welche nun schon von dem Irrtum mit dem Telegramm gehört hatte, stimmte mit ein, so daß die umliegenden Schiffe glaubten, an Bord der ‚Wetterhexe' sei die Tobsucht ausgebrochen.

Hierbei sei gleich bemerkt, daß die fünfhundert Chinesen eine Entschädigung erhielten und zurück nach ihrer Heimat transportiert wurden, jedenfalls war

ihnen allen diese Fahrt die schönste Erinnerung in ihrem ganzen Leben, und die ‚Wetterhexe' hatte schon kostspieligere Vergnügungstouren gemacht. —

Einmal mußte das Lachen doch ein Ende nehmen. An Deck war Nobody wieder Herr über seine Gesichtsmuskeln.

„Also nur fünf Chinesen brauchst du?" fragte Flederwisch.

‚Nur fünf, und da du sieben unter deiner Mannschaft hast, werde ich sie daraus wählen; du kannst dir hier genug andere Hände besorgen, an Bord der ‚Wetterhexe' gibt es ja keine besonderen Geheimnisse, während ich durchaus sichere, zuverlässige Leute haben muß, welche auch schweigen können, und eben deswegen wollte ich sie ja sowieso von der Wetterhexe oder doch von der Schwefelinsel haben."

„Was hast du vor, Alfred?"

„Ein Unternehmen, zu dem ich vor allen Dingen fieberfeste Leute brauche." —

Nach vielen Scherzen darf hier wohl auch einmal ein ernstes Wort eingeschaltet werden.

Wie sich der Chinese überall akklimatisiert, im kältesten Norden wie im heißesten Süden, ist bekannt. Der Chinese hält in Fiebergegenden aus, wo selbst der dortige Eingeborene der Malaria erliegt. Die Ursache dieser Widerstandsfähigkeit untersuchend, haben europäische Gelehrte konstatiert, daß der Chinese von allen Völkerrassen die dickste Haut hat. Damit soll dies zusammenhängen.

Es liegt aber auch noch etwas anderes vor. Der Chinese genießt nichts Kaltes, vor allem kein kaltes Getränk. Wenn man bei uns einen Chinesen Bier trinken sieht, so ist das etwas anderes. Hier ist vom chinesischen Arbeiter, vom Kuli, die Rede. Der chinesische Bauer hat auf dem Felde immer ein Strohfeuerchen, über dem er seinen Tee kocht. Das alles hängt mit der ganzen Wasserfrage in China zusammen;

Beim Anblick der fünfhundert Dickmanste platzte Nobody unwillkürlich laut heraus, und die Chinesen lachten mit, daß die Schmerbäuche wackelten. (S. 455.)

denn das Wasser ist in China, wenigstens in der Nähe der Stadt, überall schlecht, faulig, man wirft Kadaver hinein — macht nichts, es wird ja abgekocht. Zur Verbesserung des Geschmackes wird Tee verwandt.

Aus dieser Notwendigkeit, das Wasser abzukochen und heiß zu trinken, ist eine Gewohnheit geworden, die dem Chinesen in Fleisch und Blut übergegangen ist — und diese an sich so unscheinbare Angewohnheit, das Wasser nur heiß zu trinken, dürfte der Hauptfaktor sein, daß die Chinesen noch dereinst berufen sind, Gegenden zu kultivieren, die uns Europäern immer und ewig verschlossen bleiben werden, wie z. B. das Innere Brasiliens und der größte Teil Afrikas, immer gerade das fruchtbarste Land.

Wenn Karawanen, Soldaten, weiße und schwarze, halbverschmachtet an einen Wassertümpel kommen, wirklich dem Verdursten nahe — wer denkt denn da erst an ein Abkochen des Wassers! Das kann man sich wohl ausmalen — aber in Wirklichkeit hilft da keine Belehrung und gar nichts, es wird eben getrunken. Und das schlechte Wasser ist es, welches in jenen Gegenden alle die tödlichen Krankheiten erzeugt, Malaria, Ruhr, Typhus u. s. w., denen die Neger nach Strapazen ebenso erliegen wie die Weißen.

Der dickfellige Chinese dagegen — dickfellig in doppelter Hinsicht — trinkt nicht einmal aus einer klaren Quelle, viel weniger aus einem Tümpel. In der Not freilich frißt der Teufel Fliegen und der Mensch Stiefelsohlen, sogar Menschenfleisch, was oft genug vorgekommen ist. Hat der Chinese aber nur irgendwelche Möglichkeit, das Wasser erst abzukochen, so tut er es, und wenn er nur glühende Holzkohlen hineinwirft, die an sich schon eine stark desinfizierende Kraft haben, und sollte ihm vor Durst auch schon die Zunge aus dem Halse hängen, der Chinese, der gar keine Nerven zu besitzen scheint, wartet geduldig, und

dann trinkt er das Wasser auch noch brühheiß — und eben dadurch bleibt er gesund, während alles um ihn herum an Malaria, Ruhr und Typhus stirbt, auch die Eingeborenen des betreffenden Landes.

Wer den dickfelligen, bedürfnislosen, ameisenartigen Chinesen in dieser Hinsicht zu benutzen versteht, der dämmt den Amazonenstrom ein — wozu noch nicht so viel Baumaterialien gehören als zur chinesischen Mauer — der verwandelt Urwälder und Sümpfe in blühendes Land, dem gehört die Zukunft der Erde. Europa wird es nicht verstehen. — — — —

„Dann," fuhr Nobody fort, „muß ich die fünf Chinesen erst etwas vornehmen, um ihnen das Schießen mit Pfeil und Bogen beizubringen, denn deine chinesischen Leute sind wohl schon zu sehr von der Kultur beleckt, um noch Meister in ihrer einheimischen Schußwaffe zu sein."

„Mit Pfeil und Bogen willst du sie ausbilden? Nanu, was hast du denn eigentlich vor?!"

„Komm mit! Angesichts meines Reisekoffers werde ich dir ein Märchen erzählen."

„Gibst du dich denn auch mit Märchen ab?"

„Ja, diesmal ist es ein Märchen."

Sie begaben sich wieder unter Deck. In dieser Nacht waren die beiden Freunde nicht immer zusammen gewesen. Nobody hatte Fledermisch, als er diesen wohlgeborgen wußte, einmal für eine Stunde verlassen, um sein Gepäck, aus zwei Koffern bestehend, aus des Konsuls Wohnung an Bord der ‚Wetterhexe' bringen zu lassen, wo er auch eine eigene Kabine, wie solche für Gäste reichlich zur Verfügung standen, genommen hatte. Wegen seines Freundes Verfassung aber, daß dieser nicht noch mehr Dummheiten machte, hatte er in dessen Kabine geschlafen.

„Du, Alfred," sagte Fledermisch, als die beiden eintraten, „hast du schon von dem holländischen

Professor gehört, Berneveld heißt er wohl, der sich im Urwalde verlaufen hat?"

„Woher weißt du das?"

„Als ich gestern nachmittag auf Reede ankerte, bekam ich gleich eine Zeitung zugestellt. Da stand's drin. Du, Alfred, da solltest du dich auf die Socken machen und den Kerl suchen. Das wäre eigentlich etwas für dich!"

„Eigentlich, ja," lächelte Nobody über den ahnungslosen Engel. „Nun besieh dir erst mal diesen Koffer."

Es war kein Koffer, sondern ein Reisekorb, aus Rohr geflochten, aber ganz anders, als wie Reisekörbe sonst im Handel vorkommen, und Flederwisch fand das Richtige sofort heraus.

„Das ist ein feines Ding! Ich glaube, den könnte man vier Stock hoch herunterwerfen, da ginge nichts kaputt dran, und doch so elegant, so patent — wo hast du den gekauft?"

„Den habe ich mir selber gemacht. Im Urwalde am Rande einer Rohrdschungel. Ich brauchte keine drei Stunden dazu."

„Ist nicht möglich!"

„Na, dann nicht! Ich brauchte ein Futteral für — für . . . ."

Er hatte das Vorhängeschloß geöffnet und schlug den Deckel zurück.

„Für den da!"

Flederwisch prallte etwas zurück, und der Anblick des Inhaltes war auch danach. Einen zusammengekauerten Menschen darin zu sehen, das hätte Flederwisch am allerwenigsten erwartet. Es war ein nackter Malaie, schon alt, mit weißem, zerzaustem Haar. Er lebte, er atmete, hatte aber die Augen ganz nach oben verdreht.

„Hyp . . . .?" fragte Flederwisch nur.

„Jawohl, hip hip hurra," bestätigte Nobody, und

in Gegenwart des hypnotisierten Affenwärters, den er überwältigt und mitgenommen hatte, begann er seine Erzählung.

„Ja, das klingt allerdings wie ein Märchen," sagte Flederwisch kopfschüttelnd, als Nobody geschlossen hatte, und er hielt doch in seiner Hand die abgeschlagene Teufelskralle, die braunbehaarte Riesenfaust, die schon mumienartig ausgetrocknet war, ohne daß dadurch aber die eisernen Krallen gelockert worden wären.

„Ihre Spuren habe ich noch an meinem Halse, jetzt sind sie noch zu sehen."

Nobody trug ausnahmsweise einen hohen Stehkragen, er löste ihn schnell ab. Flederwisch sah die Narben der fünf breiten Fingernägel. Sie würden spurlos verheilen, Nobody hatte sie aufs sorgsamste gepflegt.

„Also jetzt schickt der geheimnisvolle Geisterkönig gleich eine ganze Masse solcher abgerichteter Affen nach Java oder vielmehr an den Maharadscha von Pandang, daß dieser die netten Tierchen nach eigenem Gutdünken als Würgengel auf der Insel verteilt?"

Nobody hatte seinem Freunde noch viel mehr erzählt als nur von seinen persönlichen Abenteuern, wenn auch noch nicht alles. Bei solch einer mündlichen Erzählung geht es ja überhaupt nur bruchstückweise, und auch wir werden jetzt noch verschiedenes erfahren, was Nobody unterdessen schon alles getan hatte, ohne daß wir es mit eigenen Augen beobachteten.

„So ist es," bestätigte er, „und jetzt soll man die Gibbons durch Dressur so weit gebracht haben, wie man sie haben wollte."

„Wer bringt sie denn von Sumatra hierherüber?"

Nobody deutete nach dem runden Fensterchen,

durch welches man den ganzen Hafen von Batavia überblicken konnte.

„Siehst du dort die Dampfjacht liegen mit der purpurnen Flagge am Heck und mit dem Kriegswimpel?"

Es mußte etwas Belustigendes dabei sein, daß Flederwisch lachte.

„Jawohl, das ist ein Kriegsschiff — nein, das ist sogar die ganze Kriegsflotte, welche Holland Seiner Majestät dem Maharadscha von Pandang gelassen hat."

„Mit dieser Jacht wurden die Gibbons und ihre Wärter von der Mündung des Prajan abgeholt."

„Ah! Wie hast du das herausgebracht?"

„Laß dir ausführlich erzählen. Dieser Mann, den du hier siehst, Makeijo, gehörte mit zu den Getreuen, welche der aus seinem Reiche vertriebene Radscha von Banca, der auch auf die kulantesten Bedingungen Hollands nicht eingehen wollte, mit sich in die Fiebersümpfe von Bekul nahm.

„Ich erfuhr von dem Hypnotisierten äußerst Wichtiges, aber doch nicht alles, was ich wissen mußte, um vorgehen zu können. Wie sich der Radscha, der ein ganz außergewöhnlicher Mensch sein muß, auf einem mitten im Strome stehenden Tafelberge eingerichtet hat, wie er die Gibbons fängt und sie zu Würgteufeln abrichtet, wie er sogar ihre nächtliche Furcht zu besiegen weiß, also die ausgesprochensten Tagewesen sogar zu Nachttieren umwandelt, das konnte mir dieser Mann alles erzählen. Viel mehr aber auch nicht, er ist immerhin nur ein untergeordneter Diener gewesen; beim Ausfragen, um von allem ein klares Bild zu bekommen, machte auch das viel Schwierigkeiten, daß er selbst seinen Herrn für einen mit überirdischen Kräften begabten Zauberer, für den Geisterkönig hält, und der Gibbon, den man ihm anvertraut hatte, war für ihn bei weitem kein dressierter Affe, sondern eben ein böser Geist, der durch die

Kraft des Geisterkönigs ihm untergeordnet war, und an dieser Meinung wird bei ihm dadurch nichts geändert, daß er doch selbst mitgeholfen hat, die Affen abzurichten. Auch Geister brauchen eben eine Erziehung.

„Es ist jetzt sechs Wochen her, als Makeijo von seinem Herrn den Befehl erhielt, den ihm speziell anvertrauten Gibbon, der den Namen Chattoman führte, nach Java zu bringen. Oder das darf ich nicht einmal sagen. Der in einer Erdhöhle mit seinem Affen hausende Mann wußte selbst nicht genau, ob er sich auf Java oder auf einer anderen Insel des malaiischen Archipels befände.

„Er hatte einfach seine Instruktionen zu befolgen. Oder nicht einmal das. Er war ein willenloses Werkzeug. Er wurde einfach mit seinem Affen in ein Boot gepackt, zwei Tage lang ging es mit vier Ruderern den Strom hinab, vor der Mündung lag ein Schiff, Makeijo kam mit seinem Affen an Bord . . . . . .“

„War das die Kriegsjacht des Maharadschas?“ unterbrach Fledermisch den Erzähler.

„Was weiß dieser armselige Malaie davon! Die Einschiffung erfolgte in der Nacht, am Tage wurde er in einer Kabine eingeschlossen, und hätte er einen Schiffsnamen zu sehen bekommen, so hätte er ihn doch nicht lesen können. In der nächsten Nacht verließ er mit seinem Affen das Schiff wieder, an einer einsamen Küste erwartete ihn ein Mann, jedenfalls ein vornehmer Malaie, dieser war sein Führer, es ging einen Tag durch den Urwald, bis zu jener Erdhöhle, die bereits angelegt worden war.

„Das sei von jetzt an seine Wohnung. Er hatte nichts weiter zu tun, als während des Tages den Affen zu warten, der, wie schon gesagt, zum Nachttier geworden war. Ja, vielmehr wartete der Gibbon seines Herrn, versorgte ihn auch mit Nahrung, mit Früchten und sogar mit Fleisch, wenigstens mit Vögeln,

die der lautlose Nachtwanderer einfach im Schlafe von den Zweigen oder aus den Nestern griff. Denn der Wärter durfte sich keine zehn Schritt weit von seiner Erdhöhle entfernen. Seine Hauptaufgabe war, dem Affen das Ungeziefer abzulesen, und dann durfte der Gibbon doch nicht sich so ganz allein überlassen bleiben, es war doch immer ein Affe, der einen Herrn braucht, den er liebt, zu dem er immer wieder zurückkehrt.

„Und der Affe wußte, was er zu tun hatte, was man von ihm verlangte. In der Nacht wanderte er von Baum zu Baum durch den Urwald, meilenweit, und bald hatte er das Fort Tjibodas gefunden, er sah die Wachtposten mit Gewehren stehen, das war es, was er suchte, er schlug ihnen seine künstlichen Krallen in den Hals . . . . . was willst du?"

„Aber ich bitte dich!" sagte Flederwisch. „Wie kommt denn der Affe dazu, es gerade auf Wachtposten abgesehen zu haben!"

„Na, das ist doch alles Dressur!"

„Der Affe konnte doch gar nicht wissen, wie solch ein Soldat aussieht."

„Nicht? Du meinst, weil er dort in den weltverlassenen Sümpfen von Bekul dressiert wurde? Ei, was du schlau bist! Die haben dort alles, was sie brauchen, Puppen, als regelrechte Wachtposten herausstaffiert, auf die werden die Gibbons zuerst gehetzt, dann aber auch auf lebende Menschen. Das wäre das wenigste. Frage lieber: wenn nun dieser Menschenaffe mit den angeschmiedeten Teufelskrallen einmal gefangen oder erschossen worden wäre?"

„Nun, was dann? Dann wäre es doch mit dem Geisterglauben vorbei gewesen."

„Und ich sage dir, Flederwisch," rief Nobody erregt, „nie, niemals wäre dieses Tier gefangen, niemals auch nur von einem menschlichen Auge erblickt worden!! Du ahnst es ja gar nicht, was die aus

diesem Menschenaffen gemacht haben! An sich schon ein Wunder der Schnelligkeit und Gewandtheit, in den Zweigen schon mehr ein Vogel, ist er durch zielbewußte Dressur ein wesenloser Schatten geworden, außerdem aus einem ursprünglich ganz harmlosen Affen, der alles ihm Unbekannte schreckhaft flieht, ein reißendes Raubtier, aus einem Sonnenvogel eine Nachteule . . . . . ach, da weiß man ja gar nicht, wo man anfangen soll, um dieses Wunder verständlich zu machen! Diese meisterhaften Dresseure muß ich unbedingt kennen lernen, und sollte ich dabei auch in meinen unvermeidlichen Tod gehen! Nimm nur an: zu solcher Vorsicht ist dieser mit fast menschlicher Vernunft begabte Affe abgerichtet worden, daß er auch niemals nur mit einer Zehe den Boden berührt, selbst dann nicht, wenn er auf sein Opfer springt, oder wenn er es ausplündert. Dann steht er immer nur auf dem Körper, auf dem nachgebenden Fleische, das keinen Eindruck hinterläßt — und dann ist er schon wieder schnell wie ein Vogel in der Nacht des Urwaldes verschwunden. — Nein, kein irdischer Mensch ist imstande, diesen Würgengel der Nacht zu erblicken, noch viel weniger, ihm zu entgehen, am allerwenigsten ihn zu töten oder gar ihn lebendig zu fangen — kein Mensch!"

Nobody merkte im Eifer wohl nicht, wie er sich widersprach, er hatte doch dieses Kunststück selbst fertiggebracht, und er war doch auch nur ein Mensch. Doch Flederwisch machte ihn nicht darauf aufmerksam, der kannte seinen Freund ja auch am allerbesten.

„Und wenn nun einmal der Wärter in seiner Erdhöhle aufgespürt worden wäre?"

„Das hätte seine Schwierigkeit gehabt. Sie lag äußerst geschickt versteckt, noch dazu in einem gänzlich unzugänglichen Sumpf. Ich selbst habe wie ein Affe stundenlang von Baum zu Baum über die Aeste balancieren müssen. Außerdem hatte der Mann scharfe Instruktionen, und sein Gehorsam ist bedingungslos.

Ehe er sich ergreifen ließ, hätte er sich selbst getötet. Ich kam ihm nur zuvor.

„Es war mit diesem Affen immer noch erst ein Versuch gewesen. Man muß es in Timukai, wie man die Residenz des Geisterkönigs nennt, gewußt haben, daß dieser Gibbon noch aus der Rolle fallen könnte, was dann auch tatsächlich geschehen ist. Der Chatto hat sich auch noch an anderen Menschen vergriffen, als nur an Wachtposten, er hat es zuletzt hauptsächlich nur noch auf Geld abgesehen gehabt. Wie der in Timukai erzogene Affe hierzu gekommen ist, zu dieser Sucht nach den glänzenden Goldmünzen, konnte ich nicht erfahren, der Wärter wußte ja überhaupt gar nichts von den Streichen seines Zöglings.

„Aber das konnte mir Makeijo sagen, daß demnächst noch mehr Gibbons aus Timukai als Würgengel abgeschickt würden, noch besser abgerichtet als der seine. Nur die Zeit wußte er nicht, wann der Transport abginge, und darauf kam es mir gerade an, denn vor allen Dingen gilt es doch, diese teuflischen Bestien und ihre noch teuflischeren menschlichen Begleiter abzufangen und unschädlich zu machen, das ist jetzt meine heiligste Pflicht, das bin ich der Menschheit schuldig.

„Den toten Affen versenkte ich spurlos im Sumpf, den Mann nahm ich mit. Es war ein böser Marsch, verlaß dich darauf. Mit der Last immer über die Aeste hinweg! Dann flocht ich aus Bambusrohr hier diesen Korb, packte ihn hinein, nahm im ersten Dorfe ein Ochsenfuhrwerk usw. Ich will mich nicht dabei aufhalten, wie ich meinen Mann nach Batavia schaffte.

„Ich suchte den mir sehr gut bekannten amerikanischen Konsul auf, gab mich zu erkennen, weihte ihn ein, soweit ich es für dienlich hielt. Nachdem derselbe überzeugt war, daß ich nicht wahnsinnig sei, sondern die Wahrheit erzähle, riet er mir ganz energisch davon ab, diese Sache an die große Glocke

zu hängen. Man würde es mir ja auch gar nicht glauben. Selbstverständlich nicht! Ich hatte auch gar nicht daran gedacht, etwa die Hilfe der Regierung anzurufen.

„Mein erstes war, daß ich dir telegraphierte. Ich brauchte, um in die Fiebersümpfe zu bringen, in denen der Dahuradscha haust, dem ich selbstverständlich einen Besuch abstatten will, ein paar fieberfeste Begleiter, Bootsruderer. Hier finde ich doch keinen einzigen Chinesen, der mit nach Bekul hineinkommt! Um alles in der Welt nicht! Man hätte mich doch gleich ins Irrenhaus gesperrt. Und dann muß das alles doch ganz geheimgehalten werden. So solltest du mir fünf fieberfeste Chinesen schicken.

„Meine zweite Hauptaufgabe war, herauszubekommen, wann der Affentransport von Sumatra abging, von wem er abgeholt würde. Meine Absicht war, mich direkt an den Hof von Pandang zu begeben, um den Maharadscha gleich selbst zu hypnotisieren. Denn der ist doch der Hauptleiter dieses teuflischen Hokuspokus, von dem mußte ich aus erster Quelle alles erfahren. Da vernahm ich, daß der Maharadscha, der für die malaiischen Moslems zugleich der Hohepriester, der Papst ist, gerade seine ihm vorgeschriebene monatliche Fasten hat und während dieser Zeit muß er absolut unsichtbar bleiben.

„Wie ich so am Hafen stehe und überlege, an wen ich mich sonst zuerst wende — ich hatte ja eine ganze Menge im Auge, von denen ich wußte, daß sie mir mehr oder weniger von dem Dahuradscha erzählen konnten — sehe ich dort jene Kriegsjacht des Maharadschas von einem Dampfer eingeschleppt werden. Die Schraubenwelle war ihr auf hoher See gebrochen.

„Der Maharadscha macht von seinem einzigen Kriegsschiffe, das man ihm gelassen hat, einen sehr nützlichen Gebrauch. Es ist immer scharf hinter den malaiischen Seeräubern her, die besonders an der

Küste von Sumatra ihre Verstecke haben. Aber sollte er diese kleine Kriegsjacht nicht auch dazu verwenden, um die Chattos nach Java zu transportieren? Die Jacht wäre noch aus einem besonderen Grunde hierzu geeignet, zu solch einer geheimen Mission, weil es mit der ganzen Besatzung eine eigentümliche Bewandtnis hat. Dieses Fahrzeug ist nämlich eine Art von Absolutionsschiff oder ein Fegefeuer, und das sagt ja auch schon sein Name: ‚Darromaih' — so heißt bei den malaiischen Moslems der Ort, in dem die Seelen erst geläutert werden, ehe sie ins Paradies kommen. Diese Jacht hier ist ein irdisches Fegefeuer. Wenn ein Fischer ein todeswürdiges Verbrechen gegen die Religion begangen hat — das heißt, er kann sonst der ehrlichste Kerl sein, er hat vielleicht nur aus Versehen etwas Unreines gegessen, ein heiliges Tier getötet — dann kann er zum Fegefeuer begnadigt werden, er kommt hier auf dieses Kriegsschiff, nach so und so vielen Jahren treuen Dienstes darauf wird er wieder gereinigt. Also sind das alles sehr, sehr zuverlässige Leute; die verraten nichts.

„Gut, ich passe auf. Es kommen Matrosen an Land, im geschlossenen Trupp, ich weiß einen abzusondern, nehme ihn an einem stillen Orte vor . . . . richtig! Am 28. dieses Monats soll die ‚Darromaih' vor der Mündung des Prajan liegen. Das ist sogar diesem einfachen Matrosen bekannt. Weshalb gerade am 28.?"

„Weil da Neumond ist," entgegnete Fledermisch.

„Jawohl. Nun, bis dahin hatte ich ja noch lange Zeit, die Jacht mußte doch auch erst repariert werden, und unterdessen hypnotisierte ich immer lustig weiter, einen nach dem anderen, den ich für einen Eingeweihten hielt, und ich habe denn auch Wichtiges genug zu erfahren bekommen. Aber die Hauptsache, worauf es mir ankam, fehlte noch immer."

Nobody brannte sich die erste der 5000 Zigarren an, die ihm Fledermisch mitgebracht hatte.

„Welche Hauptsache?“

„Sieh, mein Plan war ja ganz einfach. Bekul ist der südlichste Teil von Sumatra, von Java nur durch die schmale Sundastraße getrennt. Mit den fünf Chinesen wollte ich im offenen Boote hinübersetzen, mich an der Mündung des Stromes, freilich schon etwas landeinwärts, wo das Kriegsschiff nicht mehr hinkommt, in einen Hinterhalt legen — der Affentransport wird abgefangen. Dann schleiche ich mich bei Nacht um das in der Mündung liegende Schiff herum in die offene See hinaus, bringe meine Chinesen und die Gefangenen, Menschen wie Affen, in Sicherheit, um sie dann später als belastende Zeugen vorzuführen, und kehre allein mit dem kleineren Boote zurück, mache die Fahrt stromaufwärts und statte dem Geisterkönig einen Besuch ab.

„Nun aber eine Möglichkeit, an der mein ganzes Vorhaben scheitern könnte! Wie verkehrt denn eigentlich der Maharadscha mit dem Geisterkönig? Etwa gar durch abgerichtete Gibbons, welche wenigstens die Botschaften an der Mündung des Prajan in Empfang nehmen? Oder treiben sich die Chattos nicht vielleicht ganz frei dort in den Wäldern herum? Dann wäre es mir wohl sehr schwer geworden, unbemerkt an die Geisterburg heranzukommen, und ich gestehe ganz offen, daß ich vor diesen dressierten Gibbons einen höllischen Respekt bekommen habe. Meinen ganzen Plan könnten sie wenigstens zuschanden machen.

„Makeijo hatte mir hierüber nur sehr spärliche Auskunft geben können, der Matrose gar keine. Ich nahm den Kommandanten unter Hypnose . . . . . “

„Was, auch den hast du hypnotisiert?!“

„Weshalb nicht? Ist das ein anderer Mensch? Die Hauptsache war, daß ich ihn unter vier Augen bekam, und das gelang mir. Von dem erfuhr ich

alles. Das ist ein ganz Eingeweihter. Die Korrespondenz erfolgt einfach durch Brieftauben, die von Zeit zu Zeit ausgetauscht werden. Die einmal eingefangenen Gibbons kommen nie wieder aus der Behausung des sogenannten Geisterkönigs heraus. Dazu sind die schon abgerichteten Affen viel zu wertvoll, und in jenen Wäldern wimmelt es von Tigern und Panthern, welche Affenfleisch allem anderen vorziehen.

„So wäre ich mit allem ganz allein fertig geworden. Nur die paar Chinesen hätte ich gebraucht. Um das wartende Kriegsschiff hätte ich mich gar nicht gekümmert. Da du nun aber einmal hier bist, könnte sich manches ändern. Flederwisch, bist du bereit, die Kriegsjacht auf offener See zu kapern?"

„Weshalb denn nicht?" fragte Flederwisch phlegmatisch.

„Bedenke wohl: es ist das anerkannte Kriegsschiff eines anerkannten Souveräns, eines Königs .. "

Flederwisch war plötzlich aufgestanden, in einer Weise, welche verriet, daß etwas Besonderes kommen mußte, und so warf er sich auch in die Brust.

„Und ich?" fragte er hoheitsvoll. „Wer bin ich? Ich bin der König der ganzen Schwefelbande . . . . . Schwefelinseln, wollte ich sagen." — — —

— — — — — — — — — — —

Wie schon gesagt, liegt die Provinz Bekul im südlichsten Teile von Sumatra, von Batavia aus kann ihre Küste ein gewöhnlicher Dampfer in acht Stunden erreichen — aber kein einziges Fahrzeug nähert sich ihr, diese fruchtbarste Landschaft des Malaiischen Archipels ist für Holland, für die ganze Menschheit vollkommen verloren.

Doch es hat todesmutige oder die Gefahr unterschätzende Forscher gegeben, welche in diese Fiebersümpfe eingedrungen sind.

Von Norden her wälzt der Prajan seine

schwarzen, schlammigen Fluten dem Meere zu. Er hat keinen einzigen Nebenfluß, oder er läßt vielmehr keinen aufkommen, es gibt keine Mündung, alles ist ein endloser, unergründlicher Urwaldsumpf, in dem sich die Tierwelt der malaiischen Inseln noch in ihrer ganzen Ursprünglichkeit zeigt, außer Raubtieren aller Art sind also auch noch Rhinozerosse und Elefanten in Menge vorhanden, und wohl nie werden sie von der Donnerbüchse belästigt werden.

Etwa sechzehn geographische Meilen vom Meere entfernt ändert sich die Gegend. Ein Gebirge tritt auf, der Strom hat sich durch dasselbe einen Weg brechen müssen; zwischen den engen Felswänden eingekeilt, ist er sehr reißend, dann tut er einen gewaltigen Sturz und beginnt den trägen, sumpfigen Unterlauf.

Doch so weit sind wir noch nicht.

Nur eine halbe Tagereise von der Mündung entfernt lag am Ufer, zwischen herabhängenden Mangrovezweigen unsichtbar versteckt, ein Boot, in dem sich sechs Männer befanden.

Fünf von ihnen waren Chinesen, und von diesen wiederum wollen wir nur einen hervorheben: Lunysang, den Schiffszimmermann von der ‚Wetterhexe'.

Der kleine, nur aus Haut, Knochen und Sehnen bestehende Kerl war ein echter Chinese mit langem Zopf geblieben, obgleich er als Seemann schon weit in der Welt herumgekommen war, meistenteils auf englischen Schiffen, aber auch auf deutschen war er gefahren, infolgedessen sprach er das Hamburger Platt, sogar den Berliner Jargon beherrschte er, und sein Lieblingsausdruck war: ‚Nich in de Diete.'

Wir heben ihn deshalb hervor, weil ihn Nobody bei dieser Expedition als seinen Kameraden betrachtete, den er in seine Pläne einweihte, mit dem er sich beriet.

Schon tags zuvor war das Boot früh von der ‚Wetterhexe' dicht vor der Mündung ausgesetzt, in

den Strom eingesteuert, gegen Mittag hatte Nobody hier dieses Versteck gewählt, von dem aus er den Strom nach allen Seiten weit überblicken konnte, ohne durch eine Krümmung daran gehindert zu werden.

Die ‚Darromaih' war selbstverständlich noch nicht dagewesen. Aber sie würde kommen, darüber hatte man sich zur Genüge orientiert. Die ‚Wetterhexe' hatte Batavia einen Tag eher verlassen, und diesem Torpedojäger gegenüber war die Kriegsjacht Seiner Majestät doch nur eine Schnecke! Und ebenso selbstverständlich würde die ‚Darromaih' die ‚Wetterhexe' auch nicht hier vor der Mündung liegend finden, überhaupt nicht erblicken — bis es Zeit dazu war.

Durch die persönliche Ankunft seines Freundes mit Schiff und Mannschaft hatte sich also Nobodys ursprünglicher Plan geändert. Zuerst hatte er, hier auf der Lauer liegend, den Transport der Chattos nur abfangen, diese würgenden Teufel nur unschädlich machen wollen, was er, wie er gesagt, als eine heilige Pflicht betrachtete, die er der Menschheit schuldig war.

Jetzt wurde das anders. Die Ruderer mochten und sollten mit ihren Affen das Versteck ruhig passieren, sie mochten sich ruhig an Bord der ‚Darromaih' begeben, das wurde ja eben beabsichtigt — denn dann würde die ‚Wetterhexe' auftauchen und dem Fegefeuer auf der Spur bleiben, ihm die Hölle heiß machen, das war Flederwischs Sache.

Aber passieren mußte das Boot erst dieses Versteck. Denn sonst wäre Nobody ihm doch begegnet. Dann hätte er es auch gleich abfangen können — dann aber hätte er erst noch einmal umkehren müssen. So war dies alles gar nicht mehr nötig.

Es war eine böse Nacht gewesen, hier in dem Sumpfe zwischen den undurchdringlichen Büschen. Gegen die Moskitos konnte man sich durch Einreibungen schützen, vor der dunstigen Schwüle, die einem den Atem raubte, durch nichts. Ständig

prüfte Nobody die Pulse seiner Begleiter und verabreichte von Zeit zu Zeit Chinin. Noch war nichts von Fieber zu merken. Die Chinesen schienen wirklich fieberfest zu sein, und Nobody selbst hatte allen Warnungen seines Freundes kein Gehör geschenkt. Entweder — oder! Wenn er nicht fähig war, überall auf der Erde zu existieren, wohin sein Fuß dringen konnte, dann wollte er lieber gar nicht mehr existieren. Selbst vor dem tödlichen Fieber wich dieser Mann nicht zurück.

So verging auch der Morgen. Am Mittag kochten die Chinesen auf dem Spiritusapparat Reis, getrocknete Fische und Tee, Nobody braute soeben wieder ein Chinintränklein, als der Chinese, der ständig zwischen den Zweigen hindurch den Strom beobachten mußte, flüsterte:

„Die Ludel kommen."

Er meinte nicht Luder, sondern Ruderer.

Im Nu war alles beseitigt, was auch nur durch Geruch die Bereitung des Mittagessens hätte verraten können, alles spähte.

Ja, das Boot kam. Eben war es um die waldige Krümmung gebogen. Es war noch sehr weit entfernt, vorläufig sah man nur die Ruder sich bewegen.

„Stimmt," sagte Nobody, „erst bei Anbruch der Nacht können sie die Mündung erreichen, dann liegt die ‚Darromaih' auch ganz bestimmt dort, der Geisterkönig ist doch jedenfalls rechtzeitig durch Taubenpost benachrichtigt worden, eher hat er also das Boot nicht abgeschickt, und auf Fledermisch kann ich mich verlassen. — Teufel," setzte er erstaunt hinzu, „so viele hätte ich nicht vermutet!"

Schnell kam das große Boot näher, jetzt konnte man die Insassen zählen. Es waren acht Ruderer, ein Steuermann und zwei andere, welche im Gegensatz zu den nackten Kulis — aber ausschließlich

Malaien — in weiße Gewänder gehüllt waren. Der eine hatte einen weißen Bart.

In dem Boote befanden sich offenbar mehrere Käfige, aus Bambus oder vielleicht auch aus Eisenstangen. Man sah nur ihren oberen Teil, und das Boot hielt sich auf der anderen Seite des sehr breiten Stromes. Natürlich waren die Gibbons in diesen Käfigen.

Das Boot verschwand stromabwärts hinter dem Walde.

„Vorwärts," kommandierte Nobody, „der Weg zur Geisterburg ist frei! Euer Essen könnt ihr unterwegs . . . . . ."

„St, noch ein Boot!"

Ein zweites, noch viel größeres Boot tauchte hinter der Waldkrümmung auf. Außer acht nackten Ruderern war es mit einer ganzen Menge von zum größten Teil älteren Malaien besetzt, alle gut nach orientalischer Art gekleidet, einen sehr würdevollen Eindruck machend. Außerdem waren in dem sehr großen Boote noch viele Kisten, Kästen, Körbe und Packe untergebracht.

„Was ist denn das?!" stieß Nobody hervor. „Die ganze Geisterburg hält wohl ihren Auszug?"

„Wieviel Menschen sollte sie beherbergen?" fragte Lunysang.

„Makeijo spricht von 31, die zu seiner Zeit in Timukai waren — und der Geisterkönig noch extra."

„Das hier sind 18 — im ersten waren 11 — sind zusammen 29 — dann fehlten also bloß noch 2 Personen."

Mit zornigen Augen blickte Nobody nach dem vorüberschießenden Boote.

„Verflucht," murmelte er, „wenn ich zu spät gekommen wäre, wenn die jetzt wirklich auswanderten . . "

Plötzlich hielt seine Hand einen großen Bogen, kunstvoll aus schwarzem Holz geschnitzt, in der anderen

Hand hatte er einen langen Pfeil mit auffallend kleiner Stahlspitze.

„Master, Ihr wollt doch nicht?!“ flüsterte Lunysang erschrocken. „Nich in de Diete!“

„St, ein drittes Boot!“ meldete der stromaufwärts spähende Chinese.

Es war ein sehr kleines Boot, nur von zwei Kulis gerudert.

Nobody blickte stromabwärts — das zweite Boot war schon verschwunden.

„Wahrhaftig, die beiden letzten!“ zischte er zwischen den Zähnen. „Dann wollen sich auch alle an Bord der Darromaih begeben, dann natürlich auch der Dahuradscha selbst. — Schnell, das sind die beiden letzten, die dürfen uns nicht entgehen, Bogen und Pfeile zur Hand, ihr zielt nach dem letzten Ruderer, ich nehme allein den ersten auf mich! Verstanden?“

Fünf andere Bogen und Pfeile kamen zum Vorschein, mit jenen winzigen Spitzen versehen, die nicht einmal einem Sperling lebensgefährlich werden konnten. Diese Pfeile hatten auch einen ganz anderen Zweck, als einem Menschen das Lebenslicht auszublasen, gerade das Gegenteil bezweckten sie, sie sollten ihm keine gefährliche Verwundung beibringen, die Spitzen waren sogar noch mit einer Schutzvorrichtung versehen.

Es war ein gefährliches Abenteuer, in welches Nobody sich eingelassen hatte, und dem er seine Begleiter aussetzte.

Die Atschinesen, mit denen Holland ständig Krieg zu führen hat, bedienen sich ja auch durchweg vergifteter Pfeile. Aber deren Wirkung ist doch nicht absolut tödlich. Den darüber belehrten Soldaten gelingt es fast immer, sich noch zu retten, vorausgesetzt, daß sie den Mut und die Energie haben, sich selbst der Kur schleunigst zu unterziehen, wobei Messer und Feuerschwamm tüchtig arbeiten müssen.

Ganz anders hier. Die Genossen des Dahu-

radschas besaßen ein Gift, welches bei der kleinsten Verwundung augenblicklich tötete! Da hieß es auf der Hut sein, jedem Pfeilschuß und Dolchstich zuvorkommen!

Schließlich ist eine Büchsenkugel doch noch besser als ein vergifteter Pfeil. Aber ein Gewehr knallt.

Auch Nobody war im Besitze eines Fläschchens Torakli, eines braunen Saftes, an dessen Existenz er bisher gezweifelt hatte. Nicht der Begumin, einem anderen vornehmen Malaien hatte er es in der Hypnose abgenommen.

Aber das Fläschchen Gift genügte ihm noch nicht, das Rezept mußte er haben, das wollte er dem ‚Geisterkönig' mit List oder mit Gewalt abnehmen, so wie das segenbringende Rezept zu dem unfehlbaren Fiebermittel, das war der Hauptzweck dieser seiner Expedition.

Und das Torakli, welches er bei sich hatte, tötete augenblicklich. Damit aber war ihm gar nicht gedient. Nobody war gar nicht so sehr fürs Morden eingenommen. Er hielt's lieber mit den lebendigen Menschen. Lebende können mehr erzählen als Tote.

Nobody hatte schon immer einen Saft zu brauen verstanden, welcher, ins Blut gebracht, nicht tötete, sondern nur eine Erstarrung, eine Betäubung hervorrief, und das im Moment.

Nicht sehr häufig bediente sich der Detektiv dieses Mittels. Unter vier Augen, sozusagen für den Hausbedarf gebrauchte er immer nur den Knöchel seines rechten Mittelfingers. Ein kleiner Schlag gegen die Schläfe — das genügte vollkommen, um die momentane Betäubung hervorzurufen.

Hier aber wäre es damit nichts gewesen, hier mußte er einmal sein Morphium anwenden.

„Wenn ihr nicht trefft," warnte er, „und er ruft um Hilfe, dann ist alles verloren!"

„Nich in de Diete!" versicherte der chinesische Schiffszimmermann vergnügt.

Sie stellten sich in Position, die auf den Bogen liegenden Pfeile lugten zwischen den Zweigen hervor. Das Boot, sich mehr in der Mitte des Stromes haltend, kam heran, von den beiden Kulis hastig gerudert.

„Aufgepaßt!“ flüsterte Nobody. „Eins — zwei — drei!“

Gleichzeitig schwirrten sechs befiederte Pfeile ab, fünf trafen den hintersten Mann an verschiedenen Stellen des Körpers, Nobody sah den seinen einen Augenblick an dem nackten Arme des ersten Ruderers haften — und fast in demselben Moment ließen die beiden Kulis ihre Ruder fallen und sanken auf den Boden des Nachens nieder.

Jetzt schoß das Boot hinter der Mangrove hervor. Die Insassen sammelten schnell die Pfeile auf, welche, da die kleinen Spitzen nicht einmal im Fleische haften blieben, zum größten Teil ins Wasser gefallen waren, bemächtigten sich des treibenden Bootes und kehrten mit ihm in das Versteck zurück.

Zuerst beschäftigte sich Nobody mit dem von seinem Pfeile getroffenen Malaien, der mit geschlossenen Augen dalag, ruhig atmend, ganz wie ein Schlafender. Er zog aus seiner Brusttasche ein Kristallfläschchen und flößte dem Manne mit einem Teelöffel einige Tropfen der wasserhellen Flüssigkeit ein, ihn durch Zuhalten der Nase zum Schlucken zwingend.

Bald schlug der Malaie die Augen wieder auf, mit stieren Blicken betrachtete er die fremden Menschen. Er mochte wohl glauben, daß er beim Rudern eingeschlafen sei und jetzt nur träume.

Nobody ließ ihm nicht lange Zeit, ein Blick, die Augen verdrehten sich nach oben — ein Griff in den Nacken, und sie kehrten in ihre natürliche Lage zurück.

„Wie heißt du?“

„Pego.“

„Ich bin dein Herr, Pego, du hast mir zu ge-

horchen und alles der Wahrheit gemäß zu beantworten, was ich dich frage!"

„Ich gehorche, Sahib," antwortete der Hypnotisierte demütig.

Und Nobody erfuhr alles, was der Malaie ihm sagen konnte. Freilich war es nur ein Diener, und in Timukai ging es gar geheim zu. Dieser Arbeiter hatte den Geisterkönig, d. h. den Radscha von Banca, seitdem sich dieser als Dahuradscha in die Sümpfe zurückgezogen hatte, niemals wieder zu sehen bekommen.

Es war eine Tatsache. Sämtliche bisherige Bewohner des Tafelberges hatten diesen verlassen, um nie wieder dahin zurückzukehren, auf Befehl des Dahuradschas, nur unter Mitnahme dessen, was ihnen der Geisterkönig mitzunehmen erlaubt hatte, und dann hauptsächlich unter Mitnahme der neun ‚Chattos', der abgerichteten Gibbons, und mehr als neun waren auf und in dem Tafelberg nicht vorhanden gewesen.

„Wo ist der Dahuradscha?"

„In Timukai."

„Er ist also zurückgeblieben?"

„Wo soll er anders sein als im Ghullaton, im Geistergebiet?" fragte der Malaie entgegen.

„Was macht er jetzt in Timukai?"

Nobody fand es erklärlich, daß der Malaie auf diese Frage gar keine Antwort wußte, beim besten Willen nicht. Wie kann ein Mensch wissen, was ein Geist treibt? Das hatte der Malaie auch schon in seiner letzten Antwort ausgedrückt.

„Die Fortgefahrenen kehren nicht wieder zurück?"

„Nein."

„Aber andere werden zum Dahuradscha gehen, es werden andere in die Sümpfe geschickt."

„Nein. Der Dahuradscha will von jetzt allein sein."

„Hm," brummte Lunyfang dazwischen, „daß der alte Mann ganz allein in der Wildnis zurückgeblieben ist, kommt mir sehr unglaubhaft vor, das will nicht in meinen Kopf, nich mal in de Diete."

„Aber ich finde es ganz glaubwürdig, und ich will dir dann erklären, warum," entgegnete Nobody. „Pego, wer sind die anderen, welche dem Radscha von Banca Gesellschaft leisteten oder ihn bedienten?"

Außer Dienernamen bekam Nobody einige hochklingende Titel zu hören, selbst Radschas waren dabei, welche damals dem Fürsten von Banca in die freiwillige Verbannung gefolgt waren.

Jetzt aber hatten sie ihn sämtlich verlassen, auf seinen eigenen Befehl. Sie brachten die neun Chattos an Bord der ‚Darromaih', welche an der Flußmündung auf sie wartete, fuhren nach Batavia, begaben sich an den Hof des Maharadschas von Pandang, um dort für immer zu bleiben. Oder sie betätigten sich mit daran, die würgenden Chattos auf Java zu verteilen.

Mehr wußte der Kuli nicht zu sagen, wenigstens nicht über diese Sache, und es war auch schon genug gewesen.

Weiter erfuhr Nobody, daß auch dieser Mann das Torakli kenne — er hatte selbst einen vergifteten Dolch bei sich wie der andere, Nobody nahm die furchtbaren Waffen an sich — aber das Rezept kannte er natürlich nicht, und ebensowenig wußte er, ob es die abgefahrenen Radschas besäßen. Dasselbe galt von dem Fiebermittel, von dem die Bewohner des Inselberges jeden Tag etwas einbekommen hatten, und niemals sei ein Fieberfall vorgekommen. Jeder Mann habe bei der Abfahrt eine kleine Portion erhalten, die letzte Dosis hätten sie vorhin eingenommen. Es sei ein schwarzes Pulver gewesen.

Nobody hypnotisierte auch den anderen Malaien,

zu dessen Erweckung er längere Zeit gebrauchte — er erfuhr nichts anderes hinzu.

„Jetzt ist guter Rat teuer," murmelte Nobody, als er sich aufrichtete. „Wohin nun? Stromauf oder stromab?"

Bald hatte er seine Kalkulation fertig, und zugleich gab er dem Zimmermann auch die verheißene Erklärung:

„Der Radscha von Banca ist ein Malaie, der dem Indier sehr ähnelt, und ich kenne den Charakter des Indiers wie den meinen. Der Radscha muß ein schon sehr alter Mann sein. Er ist kein Geist, sondern ein Mensch, er muß einmal sterben. Aber er hat die Rolle eines Geisterkönigs spielen wollen, noch nach seinem Tode will er den Nimbus behalten. Wenn er sich dem Tode nahe fühlt, schickt er alle Menschen von sich. Keiner soll ihn sterben sehen. Keiner soll auch nur seine Gebeine finden. Der Radscha von Banca ist unsterblich. Verstehst du, Lunysang? Vorwärts, nach Timukai! Und die anderen mit den Affen fallen Fledermisch in die Hände."

Die beiden Kulis wurden gebunden, und weiter ging es stromaufwärts, trotz der furchtbaren Glut, und während des Ruderns mußte gegessen werden.

Noch eine Nacht kam dazwischen, in welcher die beiden Malaien heftig am Fieber erkrankten, während die Chinesen wie Nobody noch immer davon verschont blieben, dann noch einige Stunden Ruderns, der Urwald trat zurück, die Ufer wurden felsig und hoch, das Brausen eines Wasserfalls drang an ihr Ohr, und noch ehe sie diesen selbst erblickten, tauchte vor ihnen, sich aus dem Strome erhebend, ein abgeplatteter Felsenberg auf, von schäumenden Wasserfluten umspült.

Hier gab es keinen geheimnisvollen Eingang; dort, wo das Wasser ruhig war, führte eine eiserne Leiter in eine Oeffnung, wie solche der massive Felsen,

der von der waschenden Kraft des Wassers stehen gelassen worden war, zahllose aufwies, und Nobody gebrauchte nicht die geringste Vorsicht, er glaubte dem, was er gehört und sich selbst kombiniert hatte, er ließ direkt anlegen, das Boot an einen der dazu eingelassenen Ringe binden, und nur, als er die Leiter

hinaufgeklettert war und den Eingang betrat, zog er den vergifteten Dolch.

Wenn nicht Menschen und Affen, so konnten doch abgerichtete Raubtiere zum Schutze des Dahuradschas zurückgelassen sein, auch wenn die beiden Malaien nichts davon wußten.

Aber nichts zeigte sich, kein lebendes Wesen.

Der mächtige Felsen war stark ausgewaschen, in den natürlichen Höhlen war nur wenig mit dem Meißel nachgeholfen worden, desto mehr Treppen hatte dieser herstellen müssen.

Es sah wie in einem ausgeräumten Hause aus. Nur Decken und Baſtmatten lagen umher, hier war die Küche gewesen, hier eine Schmiede, die Eisenstangen konnten wohl nur durch Vermittlung der Darromaih hierhergekommen sein, in diesen schmutzigen Räumen hatten offenbar die Affen gehaust, hier flatterten noch die Tauben durch die Löcher, in diesem großen Raume waren Steinsitze in die Wände gegemeißelt, das war jedenfalls der Beratungssaal gewesen, hier . . . . . .

Nobodys Fuß stockte. Nein, er prallte zurück. Er hatte es ja erwartet, und doch war er furchtbar erschrocken.

In der Mitte der kleinen, sonst vollständig nackten Felsenkammer saß, in ein weißes Gewand gekleidet, auf einem Lehnstuhl von Bambusrohr, ein alter Mann mit langem weißen Bart und hageren, eingefallenen Zügen, schon mehr ein Totenschädel.

Er saß da, die Arme auf die Lehne gelegt, so ruhig, als hätte er diesen Besuch erwartet. Aber tot war er nicht, die Augen lebten.

„Wer bist du?“ fragte er ganz gelassen, nur mit etwas röchelnder Stimme.

Schnell hatte sich Nobody zusammengerafft.

„Ich bin ein Reisender und . . . .“

„Du bist ein dem Tode verfallener Mensch,“ wurde er von der röchelnden Stimme unterbrochen.

Nobody trat respektvoll einen Schritt näher.

„Radscha von Banca!“

„Hast du mich gesucht? Dann hast du mich gefunden. Aber du wirst es keinem anderen erzählen können, wie du den Radscha von Banca hast sterben

sehen, denn noch niemand ist lebendig aus diesen Fiebersümpfen herausgekommen."

Da erkannte Nobody, daß der uralte Mann ja in den letzten Zügen lag. Er stürzte auf ihn zu.

„Radscha von Banca, nenne mir das Fiebermittel . . . ."

„Rühre mich nicht an, weißer Hund!" schrie ihn die röchelnde Stimme mit letzter Kraft an.

Nobody erkannte, daß dieses brechende Auge nicht mehr hypnotisiert werden konnte, er hätte es auch bei einem Sterbenden niemals versucht, und außerdem hatte Nobody in dieser letzten Nacht etwas bemerkt, was ihm alle Lust benahm, weiter nach dem Rezept zu dem Fiebermittel zu forschen.

Der Greis hatte allein sterben wollen, er sollte seinen letzten Willen haben. Nobody verließ ihn.

Unten wurde er gerufen. Die beiden Malaien ließen sich im Delirium kaum noch bändigen. Sie quälten sich fürchterlich im Sterben, rangen mit Gespenstern und Ungetümen, und ebenso entsetzlich war auch ihr Aussehen.

Nobody hatte schon viele Menschen am Fieber sterben sehen, aber solch ein Leiden, solch ein fürchterliches Delirium noch nicht, und das war es, was er schon in der letzten Nacht erkannt hatte: Diese beiden Malaien hatten nicht mehr ihre regelmäßige Dosis jenes Mittels bekommen, und nun trat das Fieber erst recht auf! Es war ein direktes Gift, an das man sich nur gewöhnen kann, so wie an das Arsenikessen, und man wird dick und kräftig dabei — aber sobald man kein Arsenik mehr hat, klappt man zusammen. Ein Segen der Menschheit konnte das also wohl nicht genannt werden.

Aber auch der eine Chinese klagte schon über Kopfschmerzen, ein anderer begann sogar schon mit den Zähnen zu klappern. Es war die höchste Zeit, von hier fortzukommen, hatte man doch auch noch Kraft

für zwei Tage nötig, ehe man die Flußmündung wieder erreichte.

Nobody sah nur noch einmal nach den Brieftauben, er suchte nach Botschaften. Nichts war zu finden. Die Tierchen würden schnell verwildern.

Der Radscha war bereits tot. Nobody ließ ihn sitzen, wie er saß. Er hatte es ja so gewollt.

Fort von hier! Die sterbenden Malaien wurden ins Boot gelegt. Lunysang hatte zwar etwas von ‚nich in de Diete' gemurrt, aber Nobody bestand darauf, sie wurden mitgenommen. Als sie starben, wurden ihre Leichen freilich in den Strom geworfen, den Krokodilen zum Fraß, und das konnte den Toten nur angenehm sein. Denn durch Magen und Darm eines heiligen Krokodils geht's direkt ins Paradies.

Einer nach dem anderen der Chinesen ließ kraftlos das Ruder sinken, vom Fieber befallen; zuletzt ruderte nur Nobody noch, und das mit Macht. Doch bei den Chinesen war dies der erste Anfall von Malaria, und wenn sie noch rechtzeitig das offene Meer erreichten, so waren sie gerettet, sie würden auch später keine Folgen davon haben.

Es war am Abend des zweiten Tages der Ruderfahrt, die Nacht brach an, als das Boot die waldige Küste hinter sich bekam, die den unerbittlichen Tod beherbergte. Nobody brauchte nicht zu grübeln, wie er jetzt mit den fünf kranken Chinesen im Boot über die Sundastraße kommen sollte; denn dort in der Nacht leuchtete die Topplaterne eines Dampfers, und darüber noch ein blaues Licht — es war die ‚Wetterhexe'!

Wie kam die jetzt hierher? Folgte sie denn der ‚Darromaih' nicht? Oder hatte sie die Jacht schon gekapert?

Nobody mußte es ja gleich erfahren. Er hatte Raketen bei sich. Nachdem er kurz hintereinander zwei hatte steigen lassen, näherten sich ihm die Lichter,

bald lag das Boot längsseits der eisernen Schiffsplanken.

Zähneklappernd kletterten die Chinesen am Fallreep empor, einer mußte hinaufgehievt werden, und Nobody stand vor Kapitän Flederwisch.

„Nun? Wo ist die Jacht?"

„Die ‚Darromaih' . . . ." Flederwisch machte eine kleine Pause, er mochte etwas nicht aussprechen, hob die Schultern, stieß einen langen Pfiff aus und fuhr dabei mit den schnalzenden Fingern durch die Luft.

Und Nobody verstand.

„Hat sich selbst in die Luft gesprengt?"

„Ja, Alfred. Ich habe getan, was ich konnte — es war ein Fehler, daß wir gerade die ‚Wetterhexe' benutzten, ursprünglich ein Torpedojäger, ein Kriegsschiff."

„Erzähle!"

„Die am Lande verborgenen Kundschafter beobachteten, wie die pünktlich angekommene ‚Darromaih' in der Nacht Menschen an Bord nahm, welche in Booten den Strom herabgekommen waren, aber in zwei Booten, nicht nur in einem, wie du meintest . . . ."

„Ich weiß es. Weiter!"

„Ich erhielt das Zeichen, nahm die Kundschafter wieder an Bord. Kurz vor Sonnenaufgang lichtete die Jacht die Anker und nahm südlichen Kurs. Ich dampfte ihr nach. Als es hell wurde, erblickte man mich. Ich ließ die Dampfpumpe mit kochendem Wasser in Bereitschaft setzen, von wegen der Bogenschützen mit vergifteten Pfeilen. Ich hielt auf sie zu, zeigte meine Flagge. Aber das Signal zu geben, die Segel zu streichen, dazu kam ich gar nicht erst. Gleich beim Anblick der Torpedozigarre brach eine heillose Verwirrung an Bord aus. Die mußten ein furchtbar böses Gewissen haben. Und was sollte dieses Panzerfahrzeug anderes sein als ein englisches Kriegsschiff, das auf Sklavenjäger pirscht? Wie kamen wir

gerade hierher? Als bei mir die erste Signalflagge hoch ging, erfolgte drüben ein Blitz, ein Knall — vorbei war alles."

Nobodys Züge hatten etwas Eisernes angenommen.

„Nichts aufgefischt?"

„Lebendig nicht — alles tot — mausetot."

Langsam drehte sich Nobody um, sein Fuß stampfte heftig das Deck, er stieß etwas zwischen den Zähnen hervor. Doch gleich darauf war er wieder ganz heiter.

„Famos! Jetzt ist auch das Rezept des Torakli mit zur Hölle gefahren, wohin es gehört!"

„Aber einen lebendigen Gibbon haben wir aufgefischt."

„Und das sagst du mir erst jetzt?!"

Sie begaben sich hinab. Wieder eine Enttäuschung! Der ängstlich in seinem Käfig kauernde Menschenaffe hatte auf seinen langen Fingern noch keine eisernen Krallen. Diese sollten wahrscheinlich erst am Hofe des Maharadschas darangeschmiedet werden, die sachverständigen Wärter hatten die Tiere ja begleitet.

Und immer noch eine Hiobsbotschaft kam.

„Du, Alfred — der Hypnotisierte ist auch tot. Heute früh sah er mir so eigentümlich aus, ich greife ihn an — richtig, der Kerl ist tot und singt nicht mehr. Ich habe ihn ganz streng nach deiner Vorschrift behandelt, mache mir keine Vorwürfe . . . ."

„I wo! Recht so! Immer fort damit, alles muß zur Hölle fahren!" — — — — — —

Nobody begab sich gar nicht erst wieder nach Batavia zurück. Die ‚Wetterhexe' brachte ihn nach Singapore, von dort benutzte er einen holländischen Passagierdampfer nach Amsterdam. Unterwegs starb ihm auch noch der mitgenommene Gibbon an Lungenentzündung.

Das erste, was Nobody in Amsterdam hörte, war, daß der Maharadscha von Pandang am Bisse

einer Giftschlange gestorben sei. Am Bisse einer Giftschlange? Nobody zweifelte daran.

Dann hielt Nobody im geheimen Ministerrat einen Vortrag. Es wäre nicht nötig gewesen, daß er die abgeschlagene Affenhand mit den aufgeschmiedeten Eisenkrallen vorwies. Das hätte er ja schließlich selbst fertigen können.

Nein, wenn dieser Mann sprach, wenn man ihn sprechen hörte, verstummte regelmäßig auch der größte Zweifler. Die Ueberzeugungskraft lag allein schon in seiner ganzen Person.

Aber es geschah, wie er es vorausgesehen hatte. Man bat ihn, zu schweigen. Um Gottes willen, was sollte denn da aus den Kolonien werden, wenn das an die Oeffentlichkeit kam! Was er außer seinen Kosten für Schweigegeld fordere. Nobody verpflichtete sich nur zu zehn Jahren, auf etwas anderes ließ er sich nicht ein, stellte die Alternative und forderte keine geringe Summe. Er erhielt sie, vermachte sie einer Unterstützungskasse für Witwen und Waisen von verunglückten Seeleuten.

Professor Berneveld, der die Augenoperation glücklich überstanden, schrieb nach Fort Tjibodas, ließ sich ‚seine' Koffer schicken. Eine Erklärung, wie er aus dem Urwalde plötzlich wieder nach Amsterdam gekommen sei, gab er nicht, hatte es nicht nötig. So verlief alles im Sande. —

Und eines Tages sang und tanzte der ehrliche Paddy im Bureau seinem Chef etwas vor:

„Papa, Mama,
Der Nobody ist da,
Schrum widebum widebum!"

„Nobody!" rief Mr. World erfreut. „Wo haben Sie denn so lange gesteckt?!"

Nobody schob den Bureaudiener zur Tür hinaus, und jetzt fing auch er zu singen und zu tanzen an:

„Papa, Mama,
Ich war in Batavia,
Schrum widebum widebum,
Juchheirassassa!“

„Was haben Sie denn da gemacht?“

„Hier, lesen Sie!“

„Famos!“ rief Mr. World, als er das Manuskript gelesen hatte. „Wirklich famos!! Das bringt unserer Zeitung wieder einen Riesenerfolg. Nobody — ich möchte Ihnen so gern einmal eine Extragratifikation geben — Ihrer würdig . . . . . hier haben Sie eine Zigarre.“

Doch von den würgenden Chattos war in dieser Erzählung nichts enthalten. Orang-Utans hatten eine weiße Frau geraubt, sie in ihr Familienleben auf den Bäumen aufgenommen, Nobody hatte sie unter haarsträubenden Abenteuern befreit. Das glaubten die amerikanischen Leser. Das mit den würgenden Gibbons hätten sie nicht geglaubt, nicht einmal, daß es Affen gibt, welche singen können.

Wir aber erzählen nach Nobodys Tagebuch!

Nobody war mit seinem Erfolg zufrieden, war mit sich selbst zufrieden, und das ist doch die Hauptsache. Er war sich bewußt, der Menschheit einen großen Dienst erwiesen zu haben.

Das gespenstische Steinwerfen unterblieb einige Zeit, machte sich dann aber doch wieder bemerkbar. Noch heute werden auf Java die gespenstischen Steine geworfen. Die harmlosen ‚Ghullas‘ leben also noch, von den würgenden Chattos aber hat man nie wieder etwas gehört.

Ein halbes Jahr später hörte Nobody, daß die Begumin im Kindbett gestorben sei, bejammert von dem Gatten, weil er die treueste Lebensgefährtin verloren habe.

VII.

Die letzte Cherokesin.

Eines Nachmittags saß Nobody als einziger Gast im Speisesaal eines New-Yorker Hotels. Er machte den Eindruck eines jungen Mannes, welcher gewohnt ist, in den besten Kreisen zu verkehren und in solch einem vornehmen Hotel zu speisen, der aber schon seit längerer Zeit in Geldverlegenheit ist, nur einmal so viel in die Tasche bekommen hat, um sich ein gutes Diner leisten zu können.

Sein Anzug, für einen Gentleman berechnet, war nicht gerade schäbig, aber auch nichts weniger als neu, kein Ring, nicht einmal eine Taschenuhr, denn soeben hatte er den Kellner nach der Zeit gefragt. Trotzdem bediente ihn dieser mit Zuvorkommenheit; der Hotelkellner kannte doch seine Leute, das war kein Zechpreller, der hatte so viel bei sich, um sein Diner und seine Flasche Wein bezahlen und noch ein anständiges Trinkgeld geben zu können, und wenn er auch seine Uhr versetzt hatte, so war das deswegen doch immer noch die echte Vornehmheit, welche für den ihn bedienenden Geist stets ein ‚Bitte' und ein ‚Danke' hat.

Die Tür ging auf, und ein . . . . . ein weit aufgerissener Rachen trat herein.

Man verzeihe diesen Ausdruck. Aber wenn man einen Menschen zum ersten Male sieht — man erwartet einen fremden Besuch, er tritt ins Zimmer — so hat man doch einen ersten Eindruck, es fällt einem

irgend etwas Besonderes auf, das sich für alle Zeiten dem Gedächtnis einprägt. Der Betreffende ist entweder klein oder sehr dick, oder er hat krumme Beine oder eine große Warze auf der Nase oder sonst etwas.

An diesem hier nun war das Auffallende der weit aufgesperrte Mund, das war das Charakteristikum, an dem Nobody den Mann im Augenblick erkannte.

„Ah," dachte er vergnügt, „Mr. Cerberus Mojan, Schmieröl Schwefel Schokolade."

Wirklich, wenn der aufgerissene Mund nicht gewesen wäre, auch der scharfsichtige Detektiv hätte ihn nicht gleich wiedererkannt, wenigstens doch nicht so auf den allerersten Blick, in demselben Moment, da sich nur der Kopf in der Türspalte zeigte.

Mr. Cerberus Mojan ist seinem Aussehen nach schon früher wiederholt in Wort und Bild beschrieben worden: ein karierter Engländer, wie er im Buche steht, nur nicht lang und hager, sondern klein und dick. Als Nobody ihm zum ersten Male begegnete, in Kairo, hatte er seinen Tropenhelm mit an Insektennadeln gespießten Fliegen bespickt gehabt, bei der zweiten Begegnung hatten diese merkwürdigen Jagdtrophäen schon gefehlt, da hatte der spleenige Engländer eben ein anderes Steckenpferd geritten. Aber wann und wo Nobody ihn auch wieder getroffen hatte, es war doch immer der kleine, kugelrunde, karierte Engländer gewesen, mit der mächtigen Glatze, mit der glattrasierten Oberlippe und mit den beiden blonden Bartkoteletten.

Nur daß er noch an der chronischen Maulsperre litt, sonst hatte sich Cerberus Mojan total verändert.

Unter dem Sombrero quoll schwarzes, langes Haar in üppiger Fülle hervor, ihm bis auf die Schultern fallend. Verschwunden waren die charakteristischen Bartkoteletten, statt ihrer schmückte das aufgeblasene Froschgesicht ein gewaltiger Schnurrbart, so

pechschwarz wie das Haupthaar, wahrhaft lebensgefährlich mit seinen ausgedrehten Spitzen.

Auch in seiner Kleidung hatte er sich total verändert. Er trug einen grünen Lodenanzug, grün waren die Schaftstiefel, die ihm bis zum Bauche hinaufreichten, grün auch der Sombrero, grün war der auf den Rücken geschnallte Tornister.

Und nun erst die übrige Ausrüstung! Wenn sie nicht grün war, so konnte man doch vor Staunen grün werden.

Ueber der Schulter hing eine dreiläufige Donnerbüchse, und das kleine, dicke Kerlchen mußte tatsächlich über eine ansehnliche Portion Körperkraft verfügen und gar fest auf seinen kurzen Beinchen stehen, daß er nicht nach der betreffenden Seite hin die Balance verlor, so gewichtig war das Ding. An dieser Waffe hatte er noch nicht genug. An dem Ledergürtel, der seinen Schmerbauch umspannte, hingen in Futteralen zwei mächtige Revolver, dann noch ein kleinerer, desgleichen drei Scheidemesser verschiedenen Kalibers — und weiter hingen an diesem Gürtel noch eine Unzahl von Taschen und Futteralen und anderen Gegenständen — Photographenapparat, Schreibtasche, Feuerzeug, Pfeife und Tabaksbeutel und, Gott weiß, was sonst alles noch — ganz abgesehen von den vielen Patronentaschen, und für die Messer war sogar ein Wetzstein vorhanden — der Gürtel genügte bei weitem nicht, das alles festzuhalten, über die Brust liefen kreuz und quer eine ganze Menge Riemen, und an jedem hingen mehrere Gegenstände — alles bimmelte und bammelte, vorn und hinten, oben und unten, kurz und lang, und was da aus dem Schafte des linken Stiefels hervorragte, das war ganz sicher der Griff eines Stockdegens, schon mehr ein Schwert.

Man kann annehmen, daß drei Viertel aller in Amerika lebenden Menschen, die Damen nicht aus-

geschlossen, eine Waffe bei sich tragen, ohne einen Waffenschein zu besitzen, der auch in Amerika nötig ist.

Mr. Cerberus Mojan hatte einen Waffenschein bekommen, was auch keine besondere Schwierigkeiten verursacht, ist doch besonders in Amerika mit Geld alles zu erreichen, und damit das wandelnde Waffenarsenal nicht von jedem Konstabler angehalten wurde, hatte er den polizeilichen Erlaubnisschein gleich vorn auf die Brust gehängt, eingerahmt und hinter Glas.

Das wandelnde Waffenarsenal konnte hier keine unbekannte Erscheinung sein, denn hinter sich, wo zwei Kellner lungerten, hörte Nobody ein unterdrücktes Kichern und dann die geflüsterten Worte:

„Ach, da kommt ja Mr. Etcetera bäbä *)."

Wie nannten sie ihn? Mr. Etcetera bäbä? Nun, Nobody sollte bald genug die Ursache zu diesem seltsamen Namen erfahren.

War schon sein Aeußeres auffallend, so noch mehr sein Benehmen.

Wie ein anderer Mensch war er hereingetreten. Doch nur für den ersten Schritt, dann wurde es anders. Es gab einen hörbaren Krach — Mr. Cerberus Mojan hatte den Mund zugeklappt, und nun, mit fest zusammengepreßten Lippen, bückte er sich; so schlich er einige Schritte in den Speisesaal hinein, blickte sich mit rollenden Augen um, und zwar die Augen mit möglichster Gewalt und daher so unnatürlich wie möglich im Kreise rollen lassend — jetzt schenkte er den umherstehenden Kellnern seine besondere Aufmerksamkeit — immer noch so vorsichtig gebückt stehend, wie auf einem Schleichwege, bohrte er seine hervorquellenden Augen in das Gesicht jedes einzelnen — und damit noch nicht genug, jetzt zog er aus einem der

*) Die Abkürzung p. p. bedeutet praemissis praemittendis, wörtlich übersetzt: nach Vorausschickung dessen, was vor usszuschicken ist — etcetera p. p. würde unserem ‚usw. usw.' entsprechen.

zahllosen Futterale ein großes Opernglas hervor und nahm mit diesem jeden einzelnen Kellner in längeren Augenschein.

Die gewandten Hotelkellner waren zu gut dressiert, als daß sie auch nur ein Lächeln übrig gehabt hätten; sie wußten eben schon, wen sie vor sich hatten.

Die Musterung durch den Krimstecher war erledigt; Mr. Cerberus Mojan machte zur Abwechslung einmal den Rachen auf und klappte ihn wieder zu, jetzt kam ein Photographenapparat daran, der Speisesaal wurde photographiert.

Knacks — fertig!

Jedenfalls war es der beste Apparat, der auf dem Markte zu haben, das sah man ihm gleich an, er schien auch eine Vorrichtung zu besitzen, welche selbständig fixierte, denn schon nach wenigen Sekunden zog Mojan die Platte heraus.

Er hielt sie gegen das Licht, und er mußte irgend einen Grund haben, seinen Mund doppelt so weit aufzureißen als gewöhnlich — unmenschlich weit — und dann winkte er dem nächsten Kellner. Dieser kam.

„Was sehen Sie hier?“ fragte Mojan flüsternd und geheimnisvoll.

„Das ist der Speisesaal, Sir — ausgezeichnet getroffen.“

„Bemerken Sie nicht etwas Besonderes auf der Platte?“

Der Kellner äugelte durch das Glas, blickte auch einmal durch den Saal.

„Etwas Besonderes? Nein, Sir.“

„Da seht ihr!“ triumphierte Mojan. „Blinde Maulwürfe seid ihr alle zusammen. Aber ich, ich!! Sitzt dort hinten nicht ein Mann?“

Nobody saß allerdings etwas im dunklen Hintergrunde, aber es wäre doch merkwürdig gewesen, wenn der Speisesaal erst photographiert werden mußte, um

diese Entdeckung zu machen. Bei Mr. Cerberus Mojan schien dies allerdings der Fall zu sein.

„Jawohl, das ist ein Gast," sagte der Kellner.

„A—a—a—a—ach, tun Sie doch nicht, als hätten Sie ihn schon gesehen," wehrte der kleine Dicke entrüstet ab. „Darauf müßte ich Sie erst aufmerksam machen, sonst hätten Sie den Mann Ihr ganzes Leben lang nicht erblickt."

Der Kellner schwieg, er mochte sich sein Bestes denken, und Mojan fuhr auch gleich fort:

„Was für ein Mann ist das?"

„Weiß nicht, Herr."

„Wie heißt er, was ist er, wo wohnt er, was treibt er etcetera bäbä?"

„Weiß nicht, Herr," entgegnete der Kellner kurz.

„Sooooo? Weiß nicht? Und wenn der Mann nun ein Verbrecher ist? Ein Hochstapler, Einbrecher, Leichenschänder, Raubmörder etcetera bäbä!"

Der Kellner blieb die Antwort schuldig. Er ließ alles über sich ergehen.

„Ein Nihilist, ein Anarchist, ein Antichrist etcetera bäbä! Das wäre Ihnen ganz gleichgültig?"

„Der Herr ist als Gast hier, ich habe ihn zu bedienen, weiter nichts, alles andere ist nicht meine Sache!"

„Ah, da haben Sie allerdings recht," lenkte Mojan schnell und freudig ein. „Das ist nicht Ihre Sache. Aber meine Sache ist es. Wollen gleich mal sehen, was für ein Individuum das ist. Bleiben Sie so stehen!"

Zum ersten Male wandte Mr. Mojan sein eigenes Auge dorthin, wo Nobody saß, dann trat er hinter den Kellner, beäugte Nobody durch das Opernglas; das reichte noch nicht; er zog aus einem Futteral ein Fernrohr, schraubte es meterlang auseinander und richtete es auf den verdächtigen Gast, immer gebückt hinter dem Kellner stehend.

„Hm. Sieht nicht gerade vertrauenerweckend aus. Nun passen Sie auf, wie ich dem die Würmer aus der Nase ziehe! Merken Sie wohl auf, wie ich das mache. Sie können dabei nur lernen."

Mit diesen Worten schob Mr. Mojan sein Fernrohr zusammen, barg es im Futteral und bewegte sich auf den einsamen Gast zu. Dabei hielt er sich nicht mehr gebückt, schlich aber doch noch immer in so eigentümlicher Weise, bei jedem Schritte stockend, und so schlich er sogar um Nobody herum, bis er vor ihm stehen blieb.

Man befand sich in Amerika, die Kellner taten nichts, um den einsamen Gast vor fremder Zudringlichkeit zu schützen, mochte er sich selber helfen. In demselben Amerika aber ist es auch sehr schwer, eine neue Bekanntschaft zu machen, so etwas wie „Ach, entschuldigen Sie gütigst, habe ich vielleicht die Ehre . . . ." gibt es da nicht, da bekommt man höchstens ein kurzes „no", wahrscheinlicher nur ein Kopfschütteln, und der Betreffende vergräbt sich hinter einer Zeitung, man ist für ihn Luft.

„Wie will der mit mir anknüpfen?" dachte Nobody.

Nun, er sollte es gleich zu erfahren bekommen. Mochte Mr. Cerberus Mojan auch noch so am Spleen leiden — jedenfalls war er ein Original durch und durch, er ahmte niemals etwas nach, seine Verrücktheiten waren immer originell, seine Erfindung, sein Eigentum.

„Speck!" sagte Mr. Mojan ganz einfach, mit Betonung, wie man seinen Namen nennt, und er nahm dabei den Sombrero ab, wobei es ihm freilich passierte, daß er auch die Perücke mit abhob und die langen schwarzen Haare durch die Luft schwenkte. Doch da er den Hut gleich wieder aufsetzte und mit ihm die Perücke, so war dies schnell erledigt, ohne

daß Mr. Mojan etwas davon gemerkt zu haben schien.

Also Mr. Speck nannte er sich jetzt! Nun, der einsame Gast brauchte ja gerade kein Yankee zu sein, sah überhaupt eher wie ein Franzose aus, und so erhob er sich etwas von seinem Stuhle, verbeugte sich und stellte sich seinerseits vor:

„Austin."

„Speck," sagte das Waffenarsenal nochmals.

Auf der anderen Seite wieder eine Verbeugung, nochmals der Name genannt.

„Austin — Charles Austin."

„Speck!!!" fing Mr. Cerberus Mojan jetzt zu schreien an.

Diesmal blieb Nobody sitzen und nahm eine abweisende Miene an. Was wollte der Kerl eigentlich mit seinem „Speck" von ihm?

„Speck!!!" donnerte ihn das Waffenarsenal zum vierten Male an. „Speck! Speck! Speck und..... na? — na? — Speck und ....."

Aha, jetzt ging Nobody ein Seifensieder auf. Um ein Stichwort handelte es sich.

„ ..... und Bohnen!"

„Falsch!"

„Bitte sehr! Zum Speck gehören Bohnen, besonders hier in Amerika."

„ .... und Sirup!"

„Speck und Sirup? Das ist mir neu und gar nicht nach meinem Geschmack."

„Dann sind Sie also nicht derjenige, den ich hier erwarte?"

„Anscheinend nicht."

„Sehr angenehm!"

Das Waffenarsenal sprach's und nahm an dem Tische des Fremden Platz.

„Achilles Stronghand," stellte sich jetzt der Mann vor, der eigentlich den Namen Cerberus Mojan

führte, dann druckste er, machte so ein sehnsüchtiges Gesicht, als möchte er gern noch etwas sagen, was er nicht sagen dürfe, brachte es jedoch nicht übers Herz, es zu verheimlichen, und mit einem Male platzte es schnarrend heraus:

„. . . . . Schmieröl Schwefel Schokolade . . .“

Aber das konnte noch nicht alles sein, es drückte ihm immer noch etwas das Herz ab, also nochmals:

„Schmieröl Schwefel Schokolade etcetera bäbä.“

So, nun war es heraus, und nun war auch das Gesicht wieder ein glückliches.

„Charles Austin, Artist.“

„Artist?“

„Trapezkünstler.“

Mr. Mojan machte hinter seinem Rücken eine Bewegung mit der Hand, welche sagte: Seht, ihr dummen Jungens, ich, ich — ich habe sofort herausbekommen, wie er heißt, und was er ist.

„Ich freue mich sehr, daß Sie nicht der sind, den ich hier erwartet habe. Ich kann den Kerl nicht leiden.“

„Weshalb nicht, wenn ich fragen darf?“

„Der Mensch lügt, maust und spuckt in die Kirche. Er läßt seine Kinder hungern, prügelt seine Frau und hat seine eigene Mutter ins Zuchthaus gebracht. Außerdem ist er ein ganz unsauberer Patron, er stinkt nach Zwiebeln, nach Dung, nach Mist und nach Etcetera bäbä.“

„Das muß ja ein netter Mensch sein!“

„Nicht wahr? Und Sie werden mir doch nicht verargen, wenn ich mich mit solch einem Subjekt nicht an einen Tisch setze!“

„Ganz sicher nicht.“

Diese gewiß feine Einleitung, um einem Menschen auf den Zahn zu fühlen, wurde dadurch unterbrochen, daß der Kellner dem ersten Gaste, der das Menu noch nicht abgegessen hatte, den Pudding brachte, und das erinnerte Mr. Cerberus Mojan an die Magenfrage. Er griff zur Speisenkarte.

„Schildkrötensuppe! Ah, Schildkrötensuppe!“ schmunzelte er. „Bringen Sie mir zuerst eine Schildkrötensuppe und eine Flasche Chateau Lafitte.“

Durch diese Bestellung aber wurde er wiederum von seinem beabsichtigten ‚Würmerziehen‘ abgelenkt. Er hatte eine Entdeckung gemacht.

„Es ist doch merkwürdig — alles, was gut schmeckt, fängt mit dem Sch an. Oder ich will richtiger sagen: alles, was mit dem Sch anfängt, schmeckt gut.“

„Da behaupten der Herr doch wohl etwas zu viel."

„Wieso? Schildkrötensuppe, Chateau Lafitte, Schweinsroulade, Schweinsrippchen, Schweinslendchen, Schweinsknochen . . . . . "

„Ja, weil das eben alles mit ‚Schwein' beginnt, welches Tier mit unsere Hauptnahrung bildet."

Aber Mr. Mojan ließ sich nicht irremachen, er schnarrte weiter herunter:

„Schmieröl, Schwefel, Schokolade, Schweizerkäse, Champagner etcetera bäbä . . . . . ich behaupte nochmals, junger Mann, daß alles, was mit dem Sch anfängt, gut schmeckt und der Verdauung gut bekommt, und nun beweisen Sie mir das Gegenteil!"

Auf Schmieröl und Schwefel wollte sich Nobody nicht einlassen, er wußte ja, wie Mr. Mojan von diesen beiden Substanzen dachte, zumal von dem Schmieröl und dem Schwefel, die er selbst verkaufte.

„Es gibt aber doch auch Ausnahmen."

„Zum Beispiel?"

„Ich kenne verschiedene Sachen, welche mit dem Sch anfangen und weder gut schmecken noch der Verdauung bekommen. Zum Beispiel: Scheidewasser."

Mr. Mojan machte eine Gebärde des Staunens.

„Was? Scheidewasser schmeckte nicht gut?!"

„Haben Sie etwa schon Scheidewasser getrunken?" lachte der vorgebliche Artist.

„Ich? Eimerweise! Zumal in Danzig."

„In Danzig? Sollten Sie nicht vielleicht Goldwasser meinen — Danziger Goldwasser?"

Mr. Mojan gab seinen Irrtum gleich zu.

„Richtig! Danziger Goldwasser meine ich. Durch das Gold kam ich auf Scheidewasser. Das ist aber auch die einzige Ausnahme. Sonst halte ich meine Behauptung aufrecht, daß alles, was mit dem Sch anfängt, gut schmeckt."

Die Ankunft der Schildkrötensuppe und der

Flasche Wein machten der Unterhaltung über dieses Thema ein Ende.

„Darf ich Sie zu einem Glase Wein einladen?"

„Ich nehme es dankbar an."

Mojan schenkte zwei Gläser voll.

„Auf Ihr Wohl, mein Herr!"

„Auf das . . . . "

Mojan hatte sein Glas wieder zurückgezogen, noch ehe es mit dem anderen zusammengestoßen war.

„Sie werden es mir nicht verübeln, wenn ich nicht mit jedem Menschen anstoße."

„Sicher nicht, aber bei mir können Sie es ruhig tun."

„Sie sind noch nicht vorbestraft?"

Nobody verneinte ruhig und legte sich dabei im stillen die Frage vor, ob dieser verrückte Kerl so etwas schon bei einem anderen versucht hatte, etwa gar bei einem Yankee, der ihn mindestens sofort zu Boden geschlagen hätte.

„Oder haben Sie etwas begangen, wofür Sie eigentlich eine Strafe verdient hätten?"

„Auch das nicht!"

„Vertrauensbruch, Einbruch, Ehebruch, etcetera bäbä?"

„Nichts dergleichen."

„Einen Totschlag, Mord, Raub, Raubmord, etcetera bäbä?"

Es wurde auch für Nobody nun bald zu viel. Er hatte vor, entweder diesem Kerl ein Märchen aufzubinden, irgend eine fürchterliche Mordtat zu erzählen, die er auf dem Gewissen habe, oder ihm lieber gleich zu sagen, daß er ein Schafskopf sei.

Aber noch beherrschte er sich. Diese Fragerei mußte doch irgend einen Zweck haben, dann diese Waffen, diese ganze Ausrüstung des sonst so harmlosen Mannes! Das mußte er noch erfahren. Des-

halb wollte er jenen erst noch gewähren lassen, auf alles eingehen.

„Ich habe absolut nichts begangen, was mich mit dem Strafgesetze in Konflikt bringen könnte."

„Junger Mann, blicken Sie mir ins Auge!"

Das Weinglas immer noch erhoben, preßte der kleine Dicke seine beweglichen Froschaugen mit Gewalt möglichst weit heraus, um so den anderen anzustieren.

„Ich glaube, Sie sprechen die Wahrheit. Nein, ich glaube nicht, sondern ich weiß es, denn meinem durchdringenden Auge entgeht nichts. — Na, dann prost!"

Sie tranken, und darauf senkte Mr. Mojan seine Stumpfnase auf den Suppenteller hinab, um den köstlichen Duft einzuatmen — und es war berechtigt, daß er stutzte, denn auf der Suppe schwamm etwas, was auf die Schildkrötensuppe nicht gehörte: eine lange, schwarze Wurst, an dem einen Ende zugespitzt.

„Wawawas ist denn das?! Kellner!! Kellner!! Was ist das, was da in meiner Suppe schwimmt?"

„Das ist die rechte Hälfte Ihres Schnurrbarts," erklärte der Gerufene.

Nobody hatte es schon längst kommen sehen, nur mit Mühe hatte er seine Lachlust bekämpfen können. Der falsche Schnurrbart bestand aus zwei besonderen Hälften, sie waren nur angeklebt; schon seit einiger Zeit war dem Dicken beim Sprechen der rechte Schnurrbart immer mehr heruntergerutscht, bis er nun in der dampfenden Suppe lag.

Mr. Mojan faßte diesen Zwischenfall höchst phlegmatisch auf. Der leichte Bart schwamm wie eine Seifenblase obenauf, war kaum benetzt worden; Mojan nahm ihn einfach aus der Suppe, spuckte auf das Ende, klebte ihn wieder auf die Oberlippe — damit war die Sache erledigt.

„Junger Mann, Sie gefallen mir!"

Der junge Mann dankte mit einer leichten Verbeugung.

„Trapezkünstler sind Sie? Haben Sie ein Engagement?“

Nobody erzählte eine erfundene Geschichte, deren Richtigkeit aber nicht hätte kontrolliert werden können. Sie war eigentlich für einen Zirkusdirektor bestimmt, den der Detektiv aus einem besonderen Grunde im Auge hatte, und den er in diesem Hotel erwartete. Doch der Mann schien jetzt nicht mehr zu kommen.

Kurz: Charles Austin war ein Artist, der in letzter Zeit mit einem Partner am Trapez gearbeitet hatte; die ‚fliegenden Männer‘ führten hoch in der Luft eine neue Art von Todessprung aus — in einem europäischen Zirkus war sein Partner tödlich verunglückt; Austin hatte lange kein Engagement gefunden, hatte sich nach Amerika begeben, es ging ihm jetzt recht schlecht.

Wie gesagt, es war wirklich etwas Wahres daran, auch der erwartete Zirkusdirektor hätte nicht daran gezweifelt, er kannte schon diese ganze Geschichte — nur daß sich eben Nobody für den echten Charles Austin ausgab.

Aufmerksam hatte Mojan zugehört.

„Junger Mann, Sie gefallen mir,“ wiederholte er. „Vielleicht . . . . . hm. Können Sie auf den Händen laufen?“

„Gewiß.“

„Salto mortales schlagen?“

„Das alles gehört doch zu meinem Beruf, und ich bin früher als Springclown aufgetreten.“

„Und wie steht's mit dem Reiten?“

„Ich bin ursprünglich zum Kunstreiter ausgebildet worden.“

Nobody glaubte, Mr. Mojan würde jetzt von ihm verlangen, gleich hier im Speisesaal ihm etwas auf den Händen vorzulaufen und Salto mortales zu schlagen, das sah jenem ganz ähnlich. Doch Mojan

begnügte sich vorläufig damit, die Armmuskeln des angeblichen Artisten zu prüfen, und da plötzlich bekam er wieder seine Maulsperre, mit großen Augen glotzte er den Mann an, der ruhig seinen Nachtisch verzehrte.

„Himmelbombenelement etcetera bäbä!!“ brachte er endlich hervor, als er seinen Mund wieder zugeklappt hatte. „Mann, was haben Sie da unter Ihren Aermeln stecken?“

„Was soll ich darunter stecken haben? Das ist alles Natur.“

„Ja, ja. Ich fühl's. Das sind Muskeln! Himmelbombenelement noch einmal und immer noch einmal!! Mann, wollen Sie in meine Dienste treten?“

Mr. Mojans Entschluß war gefaßt, nun ging es auch schnell bei ihm, und jetzt endlich würde Nobody zu erfahren bekommen, was für eine Rolle der spleenige Engländer wieder einmal spielte.

„In welcher Eigenschaft?“

Ehe Mojan eine Antwort gab, blickte er sich vorsichtig um, und als er keinen Kellner mehr in der Nähe sah, beugte er sich weit vor und flüsterte geheimnisvoll:

„Wissen Sie, was ich bin?“

Noch einmal musterte Nobody den kleinen, so abenteuerlich herausstaffierten Mann, und er wußte eine Antwort, welche jenem behagen würde.

„Ich hielt Sie für einen Waldläufer.“

Unverkennbar war die stolze Befriedigung, welche diese Ansicht bei Mr. Mojan hervorrief.

„Bin ich auch — bin ich. Waldläufer, Prärie-jäger, Fährtensucher etcetera bäbä! Achilles Stronghand — das ist der Ehrenname, den mir die Komantschen und die anderen Rothäute im Indianerterritorium gegeben haben. Sie wissen — Achilles — das war der Kerl, der so fix rennen konnte, daß er deswegen unter die Götter versetzt wurde — die

Romantschen haben mir diesen Ehrennamen gegeben. O, Sie sollen mal sehen, wie ich rennen kann — vorausgesetzt, daß ich will," setzte der kleine Dicke vorsichtig hinzu.

Daß die Indianer einen besonders kräftigen Mann Stronghand, Starkhand, nannten, das glaubte Nobody, aber Achilles — das war sehr zu bezweifeln.

„Mein eigentlicher Name geht Sie nichts an," fuhr Mojan mit offener Freimütigkeit fort, immer noch flüsternd. „Aber wissen Sie, wer ich sonst bin?"

„Keine Ahnung, Sir!"

Da beugte sich Mojan so weit vor, bis sein Mund Nobodys Ohr berührte, und so flüsterte er im leisesten Tone:

„Ich bin Detektiv — Privatdetektiv — ich bin der berühmte Detektiv Nemo!"

Der Dicke lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blickte mit hochgezogenen Brauen den andern an, den Eindruck beobachtend, den diese Erklärung hervorrufen würde — und in der Tat, Nobody war dermaßen überrascht, daß er seine Gesichtsmuskeln nur mit aller Gewalt im Zaum halten konnte.

Also Detektiv war der mit Schmieröl, Schwefel, Schokolade handelnde Mr. Cerberus Mojan zur Abwechslung einmal geworden!! Das war ja köstlich! Und Nobody ahnte schon, daß er selbst diese Berufswahl verschuldet hatte.

„Haben Sie schon von diesem Detektiv Nemo gehört?" fragte Mojan weiter.

Da bemerkte Nobody in dem dicken Gesicht einen lauernden Ausdruck, und er glaubte die Frage verneinen zu müssen, obgleich jener doch von einer ‚Berühmtheit' gesprochen hatte.

„Nein, ich habe noch nichts von ihm gehört."

„Stimmt!" bestätigte Mojan zufrieden. „Sie können auch noch nichts von ihm gehört haben, denn Detektiv Nemo ist eben, wie schon dieses lateinische

Wort sagt, ein Niemand, ein unsichtbares Etwas, ein fürchterlicher Geist, ein Etcetera bäbä, das sich nur den Verbrechern handgreiflich bemerkbar macht, um im nächsten Augenblick spurlos wieder zu verschwinden. Ja, die meisten Menschen glauben gar nicht an meine Existenz. Erst wenn ich mein Tagebuch veröffentliche, werden sie eines Besseren belehrt werden."

Und das ‚unsichtbare Etwas' räkelte siegesbewußt seine dicke Gestalt auf dem Stuhle.

„Aha, ich verstehe," meinte Nobody, obgleich er im Grunde genommen nicht recht verstand, wie Detektiv Nemo seine Berühmtheit mit seiner Nichtexistenz zusammenreimte, worüber sich freilich auch Mr. Mojan nicht den Kopf zerbrechen zu wollen schien.

„Nein, von diesem Detektiv Nemo habe ich allerdings noch nichts gehört, wohl aber schon von einem Detektiv Nobody."

Der kleine Dicke machte ein unsäglich verächtliches Gesicht.

„Bah! Nobody! Was ist denn Nobody gegen mich, den Detektiv Nemo! Der hat ja seinen Namen überhaupt erst von dem meinen entlehnt, ihn mir sozusagen gestohlen; sein Name Nobody ist doch nur eine englische Uebersetzung von meinem lateinischen Pseudonym, und so ist es mit allem und jedem — alles, was ich schon als Detektiv geleistet habe, das gibt er für seine eigene Tat aus, erzählt es in ‚Worlds Magazine'. Aber ich werde diesen Flunkerhans schon noch einmal kriegen und ihn zur Verantwortung ziehen."

Jetzt wurde Nobody wirklich starr vor Staunen. Hatte er denn recht gehört? Was war denn plötzlich in dieses Engländers Hirn gefahren?

Doch gut, er wollte auf alles eingehen; den mußte er weiter sondieren. Jetzt war er es, der die Würmer aus der Nase zog.

„Ja, dieser Nobody soll nichts weiter als ein Hokuspokusmacher sein."

Dieses ‚nichts weiter' war dem Dicken aber auch wieder nicht recht. Nobody sollte vielmehr etwas sein, er wollte ihn nur in den Schatten stellen.

„Ein äußerst geschickter Taschenspieler ist er, das muß man ihm lassen. Haben Sie einmal etwas von ihm gesehen?"

„Ich hatte einmal Gelegenheit dazu."

„Wie er den spiritistischen Apport macht?"

Den spiritistischen ‚Abtritt', wie er früher immer sagte, schien Mr. Mojan nun schon hinter sich zu haben.

„Auch das!"

„Haben Sie einmal gesehen, wie er den Ring aus seiner Hand verschwinden läßt?"

„Jawohl, eben das habe ich von ihm gesehen!"

Jetzt warf sich der kleine Dicke in die Brust.

„Haben Sie dasselbe Kunststück aber einmal von mir gesehen?"

„Sie können das auch?"

„Und wie! Noch ganz anders als Nobody! Der läßt sich dabei immer die Faust, in der er den Ring hat, festhalten — so etwas habe ich gar nicht nötig. Passen Sie mal auf, junger Mann, jetzt will Ich Ihnen mal einen spiritistischen Apport zeigen."

Mojan zog ein kleines Silberstück aus der Tasche, hielt es jenem in der flachen Hand hin.

„Was ist das?"

„Ein Zehncentstück."

„Jetzt schließe ich die Finger darüber — sehen Sie, so — nun sage ich: finito perdutto, eins, zwei, drei . . . . . ist das Geldstück noch in meiner Hand?"

„Ganz sicher!"

„Was wetten Sie, daß nicht?"

„Ich wette doch gleich . . . ."

„Halt, halt, halt, junger Mann, wetten Sie lieber nicht, Sie würden . . . da da da da," unterbrach der ‚Zauberkünstler' sich selbst, mit einem Male

mit der linken Hand nach dem Fenster deutend, das sich seitwärts von dem Tische befand, „was ist denn das?!“

Anstandshalber blickte auch Nobody nach der bezeichneten Richtung, dabei sein Gegenüber schielend im Auge behaltend — vielleicht wäre es gar nicht nötig gewesen, die Absicht des Dicken lag ja ganz klar zu Tage — und richtig, schnell steckte Mr. Mojan das Silberstück in den weichen Pudding, den Nobody noch vor sich stehen hatte.

„Was gab es denn dort am Fenster?“ fragte Nobody harmlos.

„Haben Sie es nicht gesehen?“

„Nein, was denn?“

„Eine Nachteule, die sich draußen vor das Fenster hingesetzt hatte — eine Nachteule am hellerlichten Tage! Na, lassen wir das! Also Sie glauben nicht, daß das Zehncentstück nicht mehr in meiner Hand ist?“

Der ‚Zauberkünstler‘ hielt seine geschlossene Hand natürlich so, als hätte er ihre Stellung nie verändert.

„Wo sollte es denn sonst hingekommen sein?“

„Sie würden sogar wetten? Junger Mann, Sie würden verlieren! Da!“

Und Mojan spreizte die Finger auseinander und ließ die leere Hand sehen.

„Seltsam!“ staunte Nobody. „Wo ist denn das Zehncentstück hingekommen? In den Aermel können Sie es doch nicht haben rutschen lassen?“

„Nicht wahr, so etwas haben Sie von Nobody doch noch nicht gesehen?“ frohlockte der ‚Zauberkünstler‘. „Ja, kommen Sie mal zu mir! Und wohin das Geldstück verschwunden ist? Was meinen Sie wohl? Na, essen Sie erst mal Ihren Pudding auf!“

Nobody folgte der Aufforderung. Daß in seinem Pudding oben der Schlitz zu sehen war, in dem das

Geldstück verschwunden, davon wollte er natürlich nichts merken. Nobody löffelte also.

„Ja," fing der ‚Zauberkünstler' wieder an, „was der Nobody kann, das habe ich schon längst . . was haben Sie denn, junger Mann?"

Der ‚junge Mann' hatte das Zehneutstück bereits in den Mund bekommen, er suchte es mit den Zähnen festzuhalten, machte dabei ein erstauntes Gesicht, als habe er schon eine Ahnung, worüber sich der ‚Zauberkünstler' nicht schlecht freute.

Mit einem Male aber war es Mr. Mojan, der ein sehr erstauntes Gesicht machte, und er hatte auch allen Grund dazu, denn plötzlich wurde das hagere Gesicht seines Gegenübers immer dicker und dicker, seine Backen schwollen fürchterlich auf, und schon kam zwischen seinen vorgeschobenen Lippen etwas Weißes mit rundlicher Spitze hervor, wie ein Ei anzusehen — und es war wirklich ein Hühnerei, das aufschlagend auf den Puddingteller fiel.

Traute Mr. Mojan seinen Augen nicht, so machte Nobody, dessen Züge nach dieser Anstrengung wieder hager geworden waren, ein nicht minder erstauntes Gesicht, und mit anscheinender Entrüstung brachte er hervor:

„Da hört aber doch alles au . . . au . . . . ."

Er konnte nicht weitersprechen, denn schon wieder füllte sich sein Mund, abermals schwollen seine Backen auf, abermals kam die Spitze eines Eies zum Vorschein. Diesmal aber ließ Nobody es nicht einfach herausfallen, sondern er pustete mit geschwellten Backen, und wie aus einem Blaserohr kam das Ei aus dem Munde herausgeschossen, über den Tisch hinüber, gerade gegen Mojans Stirn, wo es mit einem Knalle platzte, und zur Decke empor stieg ein brillantes Feuerwerk von bunten Leuchtkugeln.

Jetzt war Mr. Mojan wirklich berechtigt, seinen Mund übermenschlich weit aufzureißen, so blickte er

über sich empor — nur daß es gerade aussah, als ob er die Leuchtkugeln mit dem Maule auffangen wolle.

„Wawawawas i — i — i ist de — de — de — denn dadadadas?“ konnte er nur stotternd hervorbringen.

„Da hört aber doch wirklich alles auf!“ erklang es da ihm gegenüber im Tone des höchsten Zorns. „Herr, wer sind Sie? Wie kommen Sie dazu, mir in meinen Pudding eine mit Leuchtkugeln gefüllte Granate zu praktizieren?“

Der kleine Dicke machte seinen Rachen zu und blickte den anderen an, und was er sah, trug nichts zu seiner Beruhigung, noch weniger zur Aufklärung dieses Rätsels bei.

Der angebliche Trapezturner, dessen kolossale Muskeln Mojan vorhin gefühlt hatte, war aufgesprungen, stand mit allen Zeichen der Entrüstung da. Nobody brachte es sogar fertig, sein Blut purpurrot in den Kopf treten zu lassen.

„Und ich frage Sie noch einmal, mein Herr,“ herrschte der plötzlich so streitfertig gewordene, bescheidene junge Mann den ihn Anstierenden aufs grimmigste an, „wie kommen Sie dazu, mir in meinen Pudding mit Leuchtkugeln gefüllte Explosionseier zu stecken?! Was?! Wie?!“

Ach, wie da plötzlich das so fürchterlich aussehende Waffenarsenal zu einem Häufchen Unglück zusammenschrumpfte!

„A — a — a — aber i — i — i — i — ich ha — ha — ha — habe dodedodoch gagagagar keikeikeine Ei — ei — ei — eier . . . .“

Da war es auch mit Nobody vorbei, er konnte sich nicht mehr halten, er brach in ein schallendes Gelächter aus, und so hielt er dem Dicken die Hand über den Tisch hin.

„Na, Mr. Cerberus Mojan, Schmieröl Schwefel

Schokolade, wissen Sie denn nun endlich, wer ich in Wirklichkeit bin?!"

Da aber geschah etwas, was Nobody freilich auch nicht erwartet hatte.

Mojan machte nur einmal sein Maul auf, klappte es wieder zu, dann zog er ein recht verächtliches Gesicht und sagte ganz unverfroren:

„Na, Mr. Nobody, denken Sie denn etwa, ich hätte Sie nicht gleich erkannt? Auf den ersten Blick!"

Jetzt hätte Nobody seinen Mund aufsperren können. Nach diesem Taschenspielerkunststückchen war es ja allerdings fast selbstverständlich, daß der, der es ausführte, kein anderer als Nobody war, wenigstens wenn man die schon wiederholten Begegnungen zwischen ihm und Mr. Mojan in Betracht zieht, und wenn Nobody den alten Bekannten einmal so angeredet, ihn gefragt hatte, ob er ihn denn nun endlich erkenne, mußte Mojan auch augenblicklich wissen, wen er vor sich habe — jenen Nobody, den er früher ständig gesucht hatte — aber daß Mojan die Sache nun so kaltblütig auffaßte, das ging wirklich über Nobodys Hutschnur, das hätte er niemals von dem kleinen Dicken erwartet.

Uebrigens war die Antwort äußerst geschickt gewesen, denn jetzt brauchte sich Mojan nicht einmal wegen seiner Renommisterei zu entschuldigen und wie er Nobody schlecht gemacht hatte — er wollte es ja immer gewußt haben, daß es Nobody selbst sei!

„Hohohoho!!" brach Mojan erst hinterher in ein dröhnendes Lachen aus und schlug in die Hand ein, die ihm Nobody bei seiner Frage hingehalten hatte. „Das mit den Eiern haben Sie Tausendsasa wieder einmal gut gemacht, aber daß Sie denken können, ich hätte Sie nicht sofort wiedererkannt . . . ."

„Schon gut, schon gut!" unterbrach Nobody dessen Redefluß. „Lassen wir uns erst ein separiertes

Zimmer geben, dann können wir uns weiter unterhalten!"

Der bedienende Kellner, der so wenig wie seine Kollegen wußte, was dies alles bedeuten sollte, der nur bei dem Namen ‚Nobody' hoch aufgehorcht hatte, erhielt von dem so zahlungsunfähig aussehenden jungen Manne einen Doppeladler mit einer Handbewegung, die das Wechselgeld ablehnte, auch Mojan bezahlte seine Rechnung, und dann waren die beiden in einem geschlossenen Zimmer allein bei einer neuen Flasche Wein.

„Na, nun sagen Sie mal, Sie alter Krauter," begann Nobody, „was haben Sie denn nun schon wieder vor? Detektiv sind Sie jetzt geworden?"

„Glauben Sie etwa, ich hätte nicht das Zeug dazu?" fragte Mojan mit gekränktem Stolze. „Ich habe schon zwei Menschen aus dem Wasser gerettet und einen aus der Jauchengrube; ich habe schon drei Taschendiebe festgenommen, einen Einbrecher und ein durchgehendes Pferd; ich kann auf den Händen laufen, ich kann die tiefe Rückenbeuge machen und dabei mein Taschentuch auffressen, und da wagen Sie noch zu zweifeln, ob ich auch das Zeug zum Detektiv in mir habe?"

Wirklich, Nobody wurde nachdenklich. Dieser kleine, dicke Mann war nur dem Anschein nach ein Harlekin, er machte sich selbst dazu; aber in Wirklichkeit steckte etwas ganz anderes in ihm. Außerdem hatte er immer Pech; es war ein ‚Unglückswürmchen'.

Er hatte soeben etwas erwähnt. Er machte niemals Aufhebens davon, Nobody hatte es von anderer Seite ausführlich erzählt bekommen. Man spricht gar nicht gern über so etwas, es ist zu anrüchig. Und doch war es ein Heldenstück allerersten Ranges gewesen, ein neues Lied vom braven Mann. Auf einem Bahnhofe war ein Kind in die Abortgrube gestürzt, und wenn nicht Mr. Mojan gewesen, das Kind

wäre längst erstickt, ehe sich die anderen, die in das fürchterliche Loch blickten, einig waren über das ‚Ob' und ‚Wie'. Aber Cerberus Mojan frisch und munter — gleich hinunter! Das Kind konnte er hinauflangen, nur schade, daß er selbst nicht wieder durch die Röhre ging, er blieb klemmen, die ganze Grube mußte abgetragen werden, ehe man ihn wieder freibekam. Und dann erntete er für sein braves Werk auch noch Spott. So ist die Welt. Es ist eben ein großer Unterschied, ob man zur Rettung eines Ertrinkenden in die Fluten springt oder durch eine unästhetische Röhre kriecht.

Ja, dieser Fall damals sollte schuld daran gewesen sein, daß Cerberus Mojan unverheiratet geblieben war. Eine ihn begleitende Dame hatte sich mit Grausen von dem edlen Retter abgewendet, als er aus dem Orkus wieder zum Vorschein kam. Das mußte bitter für den braven Mann gewesen sein.

Und dieser kleine Kerl, der trotz seiner Kugelrundheit so beweglich und flink wie ein Wiesel war, hatte Mumm in den Knochen, das fühlte man bei jedem freundschaftlichen Händedruck, und der riß vor nichts aus, der stellte sich auch einem durchgehenden Bierwagen in den Weg — entweder ich oder du! — das hatte er schon einmal bewiesen.

Freilich macht das alles noch nicht den Detektiv aus, aber . . . . . .

War es denn wirklich so lächerlich, daß das dicke Männchen noch auf seine späten Tage gelernt hatte, auf den Händen zu laufen und sich so weit hintenüber zu beugen, bis er mit dem Munde den Boden berührte? Man muß es nur von der richtigen Seite aus betrachten. Was für eine Energie gehört doch dazu, um dies noch zu erlernen!

Jedenfalls hatte Nobody in diesem Augenblick alle Hochachtung vor dem zappelnden Harlekin.

„O ja, Mr. Mojan, ich glaube, daß Sie es zu

einem tüchtigen Detektiv bringen werden. Was haben Sie denn gegenwärtig vor, daß Sie sich so als Waldläufer kostümiert haben? Darf ich es erfahren?"

Plötzlich sprang der Kleine mit einer Heftigkeit vom Stuhle empor, daß er gleich alle beide Barthälften verlor, und ebenso erregt begann er im Zimmer auf und ab zu rasen, daß die an seinem Körper bammelnden Gegenstände einen klappernden Kriegstanz aufführten.

„O, Mr. Nobody!" begann er mit wilden Gestikulationen. „Ich habe eine Idee — eine geniale Idee — eine glorioſe Idee — eine Idee, wie sie noch gar nicht dagewesen ist — ich werde meinem Vaterlande einen Dienst erweisen, wie er noch viel weniger dagewesen ist — ich werde der ganzen Menschheit zum Retter werden — ich ich ich ich — — wissen Sie, was ich tun werde?"

Die Antwort abwartend, blieb er mitten im Herumrennen stehen und blickte seitwärts nach Nobody.

„Vorläufig weiß ich gerade noch so wenig wie zuerst," meinte dieser.

„Meinem Vaterlande werde ich einen unschätzbaren Dienst erweisen."

„Das sagten Sie schon. Den Vereinigten Staaten?"

„Den Vereinigten Staaten? Nein, der ganzen Menschheit! Ein Denkmal wird man mir dafür setzen, zehn Denkmäler, hundert Denkmäler."

„Und wofür? Nun schießen Sie doch los."

Da endlich kam das große Wort heraus, nicht ohne daß sich der kleine Dicke zuvor in die gehörige Positur gesetzt hatte, die er dereinst auf dem Postamente einnehmen würde:

„Ich — werde — heiraten!"

Und er zog ein großes, rotes Taschentuch mit weißen Blumen hervor, fuhr sich damit über die Augen und wiederholte mit Nachdruck:

„Jawohl, ich werde heiraten — heiraten werde ich."

Das war nach der großen Einleitung so possierlich herausgekommen, daß sich Nobody eines herzlichen Lachens nicht enthalten konnte.

„Na, Mr. Mojan," lachte er, „wegen Ihres Austritts aus dem Junggesellenstand wird Ihnen die Welt kein Denkmal setzen, und ich sehe noch nicht einmal ein, inwiefern Sie Ihrem Vaterlande dadurch einen so großen Dienst erweisen."

„Soooo? Nicht? Ja, wenn Sie wüßten . . ."

Der kleine Dicke gab seine imposante Haltung auf, er trat vor jenen hin.

„Nobody, ich möchte mich Ihnen anvertrauen, und ich glaube, bei Ihnen kann man's."

„Unbedingt!"

„Daß Sie schweigen können, weiß ich. Es handelt sich um etwas anderes. Sind Sie verheiratet?"

„Jawohl, feste."

Mr. Cerberus Mojan faltete seine fleischigen Hände zusammen und blickte zum tapezierten Himmel empor, jedenfalls ein stummes ‚Gott sei Dank!' dort oben hinaufsendend.

Hierauf änderte sich sein Wesen, er setzte sich wieder, zog aus einer der Ledertaschen eine sehr große Landkarte hervor, in der Nobody zu seiner Verwunderung die beste Spezialkarte des Indianerterritoriums erkannte, breitete sie auf dem Tische aus und begann seinen Vortrag, den wir hier in Kürze wiedergeben.

Im Jahre 1825 beschloß der Kongreß zu Washington, alle unseßhaften Rothäute, die sich wie die Sioux im öden Nebraska und wie die ganz nördlichen Indianerstämme nicht allein mehr von der Jagd ernähren konnten, nach einem gewissen Distrikte zu verpflanzen. Es geschah; einige Stämme fügten sich freiwillig, andere mußten dazu gezwungen werden, zuletzt, 1842, die Seminolen nach blutigem Widerstande.

Dies ist das heutige Indianerterritorium, ca. 6000 deutsche Quadratmeilen groß, umgrenzt von den Staaten Kansas, Arkansas, Missouri und Texas.

Doch die Streitigkeiten schienen nunmehr erst recht beginnen zu wollen. Die Grenzen waren damals noch nicht ordentlich festgesetzt; so ging das Hin und Her noch einige Jahre fort. Auch im Parlament zu Washington war man sich noch nicht einig, bis am 23. September 1851 zu Fort Lamarie zwischen Vertretern der Union und vierzig Häuptlingen aus dem Indianerterritorium alles geregelt und hierauf der sogenannte ‚ewige Friedens- und Freundschaftsbund' beschworen wurde.

Die Hauptparagraphen sind folgende:

Da sich die zahlreichen Indianer — damals waren es noch ca. zwei Millionen Seelen — auf dem immerhin beschränkten Territorium nicht mehr allein von der Jagd ernähren können, hat ihnen die Regierung zu bestimmten Zeiten Nahrungsmittel, Waffen, Pulver, Blei, Decken, Tabak und dergleichen zu liefern. Diese Bedürfnisse bringen die sogenannten Traders, weiße Händler, die von der Regierung konzessioniert sind, ins Innere hinein; sonst darf das Territorium von keinem Weißen betreten werden oder er tut dies auf eigene Gefahr. Es geht die Regierung also gar nichts an, wenn ein Hinterwäldler, der sich im Territorium niedergelassen hat, oder ein Trapper oder ein Durchreisender ermordet wird, eben nur der Trader ist geschützt, für seine Ermordung ist der betreffende Indianerstamm verantwortlich. Noch weniger hat sich die weiße Regierung in die inneren Angelegenheiten und in die Streitigkeiten der Rothäute unter sich zu mischen. Diese können sich also nach Herzenslust skalpieren und am Marterpfahle massakrieren; im übrigen (eine große Hauptsache, wie wir gleich sehen werden) genießen die roten Söhne des großen Geistes die gleichen Rechte wie die weißen Bürger der Ver-

einigten Staaten — mit Ausnahme des allgemeinen Wahlrechtes.

Der vertretende Häuptling der Cherokesen, Ka—mo—y—to, auf deutsch Taubenei, machte noch einen besonderen Vorschlag, den er auch trotz allen Sträubens seiner roten Brüder glücklich durchbrachte, zur Freude der Regierung der Vereinigten Staaten.

Danach sollten den einzelnen Stämmen innerhalb des Territoriums bestimmte Gebiete angewiesen werden, mit festgesetzten Grenzen — meistenteils Flußläufe — und so geschah es. Jeder einzelne Stamm wurde als rechtmäßiger Besitzer seines Gebietes notariell beglaubigt, dies alles in unanfechtbaren Dokumenten niedergelegt.

So ist dies alles noch heute. Noch jetzt begeben sich die Vertreter der einzelnen Indianerstämme nach jeder erfolgten Präsidentenwahl nach Washington, dort wird alles klariert. Die Häuptlinge schütteln dem neuen Präsidenten die Hand, tauschen Geschenke. Sie werden wie kleine Fürsten aufgenommen und dann mit dem Pullmannschen Salonwagen an die Grenzen ihrer Wildnis zurückbefördert. — — — —

Ach, was haben die edlen Bleichgesichter, die Träger der Kultur und der Humanität, diesen ‚gotteewigen Friedens- und Freundschaftsbund' nicht schon verflucht! Taubenei, dieses rote Hundevieh, hat nämlich damals alle die weißen Diplomaten übers Ohr gehauen!

Man hatte den Indianern ein ausgezeichnetes Land als neue Heimat gegeben. Das konnte doch auch nicht anders geschehen. Man konnte den aus ihren Jagdgründen vertriebenen rechtmäßigen Besitzern des ganzen Landes doch keine Wüste anweisen. Da gibt es ein allgemeines Gerechtigkeitsgefühl.

Nun, die Rothäute, die sich nicht der Kultur fügen wollen, würden sich durch ihre ewigen Fehden schon schnell genug aufreiben. Der Vorschlag des

Cherokesenhäuptlings, für jeden Stamm feste Grenzen zu bestimmen, wurde deshalb von den weißen Diplomaten so freudig angenommen, weil dadurch noch unausgesetzte Grenzstreitigkeiten hinzukommen mußten, dann ging es nur um so schneller.

Und so geschah es denn auch. Von den einstigen zwei Millionen Rothäuten sind heute nur noch 120000 Seelen übrig, welche ein Land von 6000 deutschen Quadratmeilen bevölkern. Unter diesen in Wigwams lebenden Jägern, die noch keine Seife kennen, gibt es schon zahlreiche Millionäre. Denn jedem Stamme sind doch so und so viele Quadratmeilen zugeteilt worden, der Stamm stirbt nach und nach aus, der Mitbesitzer werden also immer weniger. Der Acre dieses besseren Landes wird auf zweiundeinhalb Dollar geschätzt, das ist, wie schon früher einmal erwähnt, eine feste Norm; man rechne sich das nur aus!

Wenn nun einmal ein Stamm gänzlich ausstirbt? Ist da die Regierung nicht berechtigt, von dem herrenlosen Gebiete Besitz zu ergreifen und es für weiße Ansiedler freizugeben?

Mit nichten! Das ist es eben! Es ist schon oft genug vorgekommen, daß ein Indianerstamm bis auf das letzte Kind ausgestorben ist, aber jeder einzelne Stamm ist damals als juristische Person mit allen Rechten anerkannt worden, und die Rothäute sind nicht mehr so dumm, daß sie für eine Handvoll Glasperlen all ihr Gold hingeben. Es sind sogar sehr kluge Köpfe darunter — einer der berühmtesten ärztlichen Operateure in New-York ist ein Hurone, der als halbwüchsiger Junge noch das Kriegsbeil geschwungen hat. Kurz und gut, die einzelnen Stämme vermachen sich untereinander ihre Gebiete testamentarisch. Das geht bis nach Washington und wird dort im Archiv festgelegt, und an diesen testamentarischen Bestimmungen ist nicht zu rütteln!

Man hat den Besitzern des Territoriums schon manche Konzessionen abgenötigt, zumal nach jedem Uebergriff auf weißes Gebiet, so den Durchbau von Eisenbahnen, das Anlegen von Forts — aber den beschworenen Vertrag einfach zu brechen, den Indianern das ihnen vermachte Land so einfach wieder wegzunehmen, das hat im freien Amerika bis heute noch niemand gewagt. Der Gewalttätigkeit ist denn doch eine Schranke gesetzt.

Und so müßte nach menschlicher Berechnung eine Zeit kommen, wo es nur noch einen einzigen Indianer gibt, dem das ganze Territorium gehört, welches nach jener Schätzung heute einen Bodenwert von sieben bis achthundert Millionen Mark repräsentiert. — —

„Der schlaue Cherokesenhäuptling hat damals seinen Vorschlag nicht umsonst getan," sagte Mojan, der jetzt ganz vernünftig sprach, „er hatte dabei seinen eigenen Vorteil und den seines Volkes im Auge — er reservierte sich hier dieses ganze Gebiet an der Grenze von Texas, zwischen dem Redriver und dem Waschbärenbach, 1700 englische Quadratmeilen, der sechzigste Teil des ganzen Territoriums, und zwar die fruchtbarste und wildreichste Gegend des ganzen Landes."

„Ja, die Cherokesen sind aber damals auch der zahlreichste Stamm gewesen. Freilich sollen gerade sie durch innere Streitigkeiten auf eine unheimliche Weise zusammengeschmolzen sein. Vor einigen Jahren hörte ich, es wären bloß noch zwanzig Köpfe."

„Und haben Sie gehört, was vor einem halben Jahre passiert ist?"

Nobody, der einst im Indianergebiet zu Hause gewesen, war in den letzten Jahren diesen Angelegenheiten ganz entfremdet worden.

„Vor einem halben Jahre," fuhr Mojan fort, „sind die Cherokesen in einer Fehde mit den noch zahlreichen Seminolen vollständig ausgerottet worden — bis auf den letzten Mann!"

Auf Nobody machte diese Mitteilung einen gewaltigen Eindruck. Also wieder einmal ein Volk spurlos von der Erde verschwunden — ein Volk, dem trotz aller Fehler und trotz seiner Grausamkeit hervorragende Tugenden nicht abzusprechen gewesen waren.

Nobody zweifelte nicht im geringsten an die Wahrheit dieser Mitteilung, und er hatte die Cherokesen gekannt und unter ihnen manch braven, edlen, heldenhaften Mann, und er war im ersten Augenblick wie niedergeschmettert.

„Bis — auf — den — letzten — Mann!“ flüsterte er tonlos. „Und wer ist der Erbe des Cherokesengebietes?“

„Laut gegenseitigen Vertrages sind es die Komantschen.“

Das stimmte. Nobody wußte es, er hatte nur einmal sondieren wollen, wie weit Mojan orientiert war.

„Ist der Erbschaftsantritt schon in Washington reguliert worden?“

„Warten Sie, so weit sind wir noch nicht! Ich sagte nur: bis zum letzten Mann. Es ist noch eine Frau übriggeblieben, eine Witib.“

„Na, das hat nichts zu sagen. Die wird einfach von einem Komantschen geheiratet, jedenfalls von einem Häuptling.“

„Und wenn sie nun nicht will?“

„Ach, Mojan, das ist bei diesen Rothäuten doch ganz selbstverständlich! Die überlebende Squaw kommt mit ihren Kindern sogar in den Wigwam des Feindes, der den Gatten und Vater getötet hat, und die Squaw geht ganz gern, das ist dort eben Usus — um wieviel lieber tritt sie da nicht zu einem befreundeten Stamme über! Die heiratet eben einen Komantschen.“

„Und wenn die verwitwete Frau Hackeklotz nun überhaupt nicht wieder heiraten will?“

„Frau — Hackeklotz?“ wiederholte Nobody erstaunt.

„Na ja, so hieß ihr Mann, der letzte Häuptling der Cherokesen, Hackeklotz.“

„Hack — hei — tlos!“ rief Nobody mit Ueberraschung. „Das ist der Seeadler. Ich kannte ihn wohl, er war mein Freund. Hack — hei — tlos!“

„Meinetwegen! Ich sage der Einfachheit halber Hackeklotz.“

„Also er hat noch eine Squaw genommen?“

„Sie kennen sie noch gar nicht?“ fragte Mojan mit sichtbarem Mißtrauen.

„Nein. Zu meiner Zeit, da ich mit dem Seeadler jagte und gegen die Seminolen kämpfte, war der junge Häuptling unverheiratet.“

„Desto besser.“

„Hat sie Kinder?“

„Gar nischt hat sie, kein Kind und keine Katze. Und nun sage ich es Ihnen zum dritten Male, und wenn Sie durchaus wollen, kann ich's Ihnen auch noch ein paarmal sagen: sie will nicht wieder heiraten, keinen Komantschen und gar niemanden.“

„Dann müßte sie geradezu keine Indianerin sein.“

„O ja, eine echte Indianerin ist sie, die Frau verwitwete Susanne Hackeklotz.“

„Wie heißt sie?“ fragte Nobody abermals erstaunt. „Susanne?“

„Jawohl, Susanne ist ihr eigentlicher Name. Das heißt wohl soviel wie der murmelnde Bach oder das murmelnde Wasser.“

„Ach, Susquesan!“

„Susanne oder Susquesan, mir ganz schnuppe — die Hauptsache ist, daß ich sie heiraten werde.“

Und plötzlich sprang der kleine Dicke mit seiner alten Lebendigkeit auf, daß er dabei die Weingläser umwarf.

„Jawohl, ich heirate sie, ich heirate die Susanne verwitwete Hackeklotzen," rief er, schrie er enthusiastisch. „Und wissen Sie, Nobody, was das zu bedeuten hat? Sie ist die Witwe eines Häuptlings, und wenn ich, sie heirate, bin ich der Häuptling der ausgestorbenen

Cherokesen, und wenn die auch alle tot sind — macht nix — dann bin ich Besitzer des ganzen Cherokesengebietes — das ist Gesetz — Heiratsanspruch geht vor Testament — ich bin über alles ganz orientiert — und als Häuptling und Besitzer kann ich mit dem Gebiete machen, was ich will — und ich werde es

der Ansiedlung eröffnen — und so habe ich meinem Vaterlande 1700 Quadratmeilen des fruchtbarsten Landes geschenkt — das erste, das dem Indianerterritorium abgenommen und der Kultur erschlossen wird — und wenn einmal ein Anfang da ist, dann geht es auch weiter — und das bin ich gewesen, ich, Cerberus Mojan, Schmieröl, Schwefel, Schokolade . . . . etcetera bäbä!!"

So schrie der kleine Kerl, und er hatte auch ganz recht, aber . . . . .

Es sei hier noch einmal eine Einschaltung erlaubt.

Vor einigen Jahren berichteten auch deutsche Zeitungen über jene erwähnten Verhältnisse mit den aussterbenden Indianerstämmen, wie reich einige sind, wenigstens an Land, das sie aber doch jederzeit in bares Geld, in Millionen verwandeln könnten, und was es da also auch unter den rothäutigen Schönen für Goldfischchen gebe.

Wenn deutsche Zeitungen von einer großartigen Stiftung berichten, von einem Hundertmillionengeschenk, das ein amerikanischer Krösus wie ein Carnegie wieder einmal gemacht hat, so kann man sicher sein, sofort im Briefkasten die Anfrage zu finden, wie die Adresse dieses Wohltäters der Menschheit sei — und der wird nun mit Bettelbriefen aller Art überschwemmt, also auch aus Deutschland, nicht zum wenigsten mit Vorschlägen von Erfindern, die mehr vom Wahnsinn geplagt sind als vom Genie.

So ging auch damals auf dem Amte zu Washington, welches die Indianerangelegenheiten unter sich hat, eine Hochflut von Briefen ein, aus Deutschland, lauter Heiratsanträge, lauter Freiersleute — Commis Voyageurs, nicht minder schneidige Friseurgehilfen, Bäckergesellen — von Photographien begleitet, den Schnurrbart möglichst in die Höhe gewichst — sie alle, alle stellten sich zur Verfügung, sie

alle, alle fragten an, ob sie nicht so eine Indianerin mit einigen tausend Ackern Land haben könnten, um sie mit Herz und Hand zu beglücken.

Das ist ein Faktum! Wie ernst die Sache gewesen ist, wie sehr das Amt in Washington belästigt wurde, das erhellt daraus, daß die Gesandtschaft der Vereinigten Staaten zu Berlin einige Zeitungen um Berichtigung bat. Ja, das stimme wohl alles, doch sei dies in Amerika ebensogut und noch besser bekannt als in Deutschland, und drüben liefen schon genug Abenteurer herum, die auf solch eine Indianerin spekulierten, aber die wisse recht gut, was sie wert sei, die warte auf keinen Brautwerber aus Deutschland, usw. etc. p. p. —

Dies hätte Nobody jetzt auch zu Mojan sagen können; aber er wußte ja, wen er vor sich hatte, er wollte erst noch einmal auf andere Weise versuchen, jenen von seinem Wahne zu heilen.

„Na, das mag eine schöne Puppe sein!“

„Puppe, Puppe?“

„Ich meine: das mag ein nettes Scheusal sein.“

Wieder stellte sich der kleine Dicke in Positur.

„Und ich sage Ihnen: und wenn sie blind und taub und krumm und schief und bucklig ist — und wenn sie auch die Schwindsucht hat, die Diphtheritis, die Trichinose, das ganze Etcetera bäbä — mir alles egal — ich bringe meinem Vaterlande das Opfer — ich heirate sie!“

Wenn Mr. Mojan freilich so beharrlich auf seinem Heiratsplan bestand, dann mußte auch Nobody anders zu ihm sprechen.

„Na, Mr. Mojan, denken Sie denn etwa, die Witwe des Cherokesenhäuptlings wartet nur auf Sie, bis Sie kommen, um ihr einen Heiratsantrag zu machen? Wenn das wirklich alles wahr ist, und wenn das schon ein halbes Jahr her ist, wie viele Abenteurer mögen da schon ihr Glück versucht haben,

um Besitzer eines Landgebietes zu werden, das einen Wert von zwei bis drei Millionen Dollar hat! Da lassen doch, weiß Gott, die Yankees nicht lange auf sich warten!"

Aber Mr. Cerberus Mojan befolgte das elfte Gebot; er ließ sich nicht verblüffen.

„Das habe ich Ihnen doch eben gesagt!" triumphierte er auch noch. „Und ich kann Ihnen noch viel mehr sagen, denn ich habe mich über alles ganz, ganz genau orientiert: Zu Hunderten sind sie schon gelaufen gekommen und haben mit der Susanne verwitweten Hackeklotzen karessieren wollen, zerlumpte Trapper mit Fellen an den Füßen, verwogene Texaner mit aufgeschlitzten Samthosen und silberbesetztem Jäckchen, geschmegelte Gentlemen mit Popofscheitel, Angströhre und Monokel — aber es nutzt nischt, sie will nicht wieder heiraten, sie will partout nicht wieder ins Joch der Ehe klettern, die hat die Nase gleich beim ersten Male voll davon bekommen; alle, alle hat sie abblitzen lassen!"

„Na also," rief Nobody, ärgerlich werdend, „Mensch, Sie widersprechen sich doch selber! Merken Sie denn das nur gar nicht? Wenn die Häuptlingswitwe durchaus nicht wieder heiraten will, wenn sie die roten und weißen Freier schon zu Hunderten zurückgewiesen hat, dann liegt eben ein besonderer Grund vor, und dann werden doch wohl auch Sie kein Glück bei ihr haben."

Der kleine Dicke machte ein höchst erstauntes Gesicht — ein Gesicht, als glaube er seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, wozu auch gehörte, daß er sein Maul sperrangelweit aufriß, und dann kam es langsam aus diesem heraus:

„Oooooo, jetzt beginne ich zu verstehen, warum Sie immer zweifeln — jaaaa, mein geehrter Herr, bei mir ist das doch aber auch etwas ganz anderes —

wenn ich komme — ich, der Mr. Cerberus Mojan — wenn sie mich sieht — mich . . . . . "

Der dicke Pfauhahn wollte seinen rechten Schnurrbart zwirbeln, und als er den nicht fand, den linken, und als auch der nicht vorhanden war, blickte er suchend umher, er sah die beiden schwarzen Würste am Boden liegen, ging hin, bückte sich, wobei er wegen der Balance mit dem einem Beine in der Luft herumquirlte, und dann spuckte er auf die beiden Enden und klebte sie wieder ins Gesicht, nun konnte er den Schnurrbart drehen, wenn auch mit der nötigen Vorsicht.

„ . . . . wenn ich hinkomme — nee, Nobody, bei mir ist das doch etwas ganz anderes . . . . . "

Er ging hin und legte Nobody vertraulich die Hand auf die Schulter.

„Mr. Nobody, daß Sie ein tüchtiger Detektiv sind, der tüchtigste in der Welt, und auch sonst ein ganzer Kerl vom Scheitel bis zur Hintersohle, das weiß ich, aber was die Weiber anbetrifft . . Nobody, haben Sie schon einmal in Ihrem Leben geliebt?"

„Ich bin doch verheiratet!" lachte Nobody ärgerlich.

„Na, das Heiraten hat manchmal mit der Liebe gar nichts zu tun. Haben Sie schon einmal geliebt, frage ich."

„Ja denn, einmal."

„Einmal? Pshaw! Ich habe nicht nur drei Lieben auf einmal gehabt, sondern ein halbes Dutzend, ein ganzes Dutzend, drei Dutzend — da werden Sie mir wohl zugeben müssen, daß ich in dieser Sache etwas mehr Erfahrung habe als Sie — und ich sage Ihnen: ich habe noch kein einziges Weib gesehen, das mir widerstanden hat — ganz gleichgültig, ob sie fünfzehn oder hundertfünfzig Jahre alt war — ein einziger Blick, und weg is se — ich habe die Frau zu meinem Berufsstudium gemacht — und ich weiß, was so bezaubernd an mir wirkt — ja, ich bin

sozusagen selber einmal Frau gewesen — Jungfrau — daher weiß ich das so genau — lachen Sie nicht, es ist mein blutiger Ernst — ich will's Ihnen nur gestehen — sonst spreche ich nicht gern darüber — früher, in meinen jungen Jahren, als ich auch noch so ein Lumich war, bin ich einmal mit einer Schauspielerbande herumgezogen — und als wir einmal keine weiblichen Mitglieder hatten, mußte ich immer die Damenrollen spielen — zum Beispiel die Jungfrau von Orleans habe ich gespielt — und wie habe ich sie gespielt! — Damals hatte ich freilich noch keinen solchen Bauch — — sehen Sie, daher kenne ich so genau die Gefühle eines Weibes — und nun sage ich Ihnen zum letzten Male: ich und kein anderer heiratet diese Susanne verwitwete Hackeklotzen, denn wenn sie mich sieht, dann ist sie ganz einfach weg, und ich tu's, ich heirate sie, ganz egal, ob sie fünfzehn oder hundertfünfzehn Jahre alt ist; meinem Vaterlande zuliebe opfere ich meine Junggesellenschaft! Basta!"

Was soll man zu einem Menschen, der von seiner Unwiderstehlichkeit so felsenfest überzeugt ist, noch sagen?

„Haben Sie bedacht, daß Sie sich in eine Wildnis begeben und um eine Indianerin werben?"

„Ich bin gewappnet," sagte Mojan und schlug kräftig auf den Kolben des einen Revolvers, daß sämtliche anderen mitklapperten.

„Gerade in jenem Indianergebiet kann man sich keinen Mann ohne Pferd denken . . . . "

„Sie meinen, ob ich reiten kann? Sie sollen mich nur erst einmal sehen."

„Nichts imponiert einem Indianer und einer Indianerin mehr als ein guter Schuß . . . . "

„Sie meinen, ob ich schießen kann? Sehen Sie dort die Fliege an der Wand?"

Und ehe Nobody es verhindern konnte, hatte

Mr. Mojan die kolossale Flinte von der Schulter und an die Wange gerissen, ein dreifacher Feuerstrom, ein furchtbarer Krach, daß der Stuck von der Decke fiel, und es war geschehen.

Nun hatte die betreffende Fliege, die er gerade im Auge gehabt, aber nicht an der Wand, sondern an einem großen Wandspiegel gesessen, und die drei Läufe der Zentnerbüchse waren, wie sich später herausstellte, mit Rehposten, schon mehr mit Büffelposten geladen gewesen.

Die Fliege war verschwunden — der Wandspiegel aber auch!

Der Wirt, die Kellner kamen angestürzt. Sie wurden beruhigt, das Gewehr sei versehentlich losgegangen, aller Schaden würde bezahlt.

Doch die Unterhaltung wäre sowieso unterbrochen worden, auch ohne diesen Knalleffekt. Eine Stadtdepesche für Mr. Charles Austin. Nobody nahm und erbrach sie.

„Ich muß fort. Mojan, Sie sind ein toller Hecht. Aber Sie gefallen mir, Sie imponieren mir. Also Sie wollen wirklich?"

„Morgen früh um acht bringt mich die Pacific direkt ins Jagdgebiet der Cherokesen."

„Wenigstens bis nach Little Rock, dann geht's mit einer anderen Bahn links um die Ecke, und dann hört das Bahnfahren auf. Haben Sie einen Begleiter?"

„Noch nicht, ich suche erst einen."

„Geben Sie das vorläufig auf. Wenn ich nicht selbst mitgehe, verschaffe ich Ihnen einen geeigneten Mann."

„Was?" rief Mojan in hellem Jubel. „Sie selbst würden mit . . . . . "

„Ich weiß noch nicht. Wo wohnen Sie?".

„Hier in diesem Hotel."

„Auf alle Fälle sehen wir uns vor Ihrer Abreise noch einmal." — — — — — — —

Nobody hatte in dem Hotel als Artist vergebens auf den ehemaligen Zirkusdirektor gewartet. Dieser war, wie er jetzt erfuhr, unterdessen von der Polizei verhaftet worden und somit dem Bereiche des Privatdetektivs entrückt.

Doch Nobody, der lange von New-York abwesend gewesen, hatte noch anderes zu erledigen. Aber auch während der nüchternsten Beschäftigungen mußte er immer an Mr. Mojans ebenso abenteuerlichen, wie verrückten Heiratsplan denken, die ganze Geschichte hatte alte Erinnerungen, ja, eine stille Sehnsucht in seinem Innern erweckt.

Ein Zufall war es, daß er auf der Veranda eines Kaffeehauses einen ihm bekannten Herrn sitzen sah, der in einem New-Yorker statistischen Amt angestellt war, das sich ebenfalls mit den inneren Angelegenheiten des Indianerterritoriums beschäftigte. Der mußte die allerbeste Auskunft geben können.

Nobody, der schon seine Toilette gewechselt hatte, betrat die Terrasse, gab sich zu erkennen und wurde freudig begrüßt.

Ja, der Beamte war in alles eingeweiht, und Mr. Mojan war sehr genau orientiert gewesen. Nobody bekam genau dasselbe noch einmal zu hören — aber auch nicht viel mehr.

„Sie wollen doch nicht etwa hinunter und sich um das Cherokesengebiet bewerben?"

„Ich alter Eheknüppel?" lachte Nobody.

„Nun, Sie hätten doch jemanden begleiten, jemanden als Brautwerber engagieren können, mit dem Sie einen Kontrakt gemacht haben. Nein, da ist nichts zu wollen. Erst vor kurzem ist Mr. Singer zurückgekommen, der war auch unten, nicht zum ersten Male. Hat auch nichts erreicht."

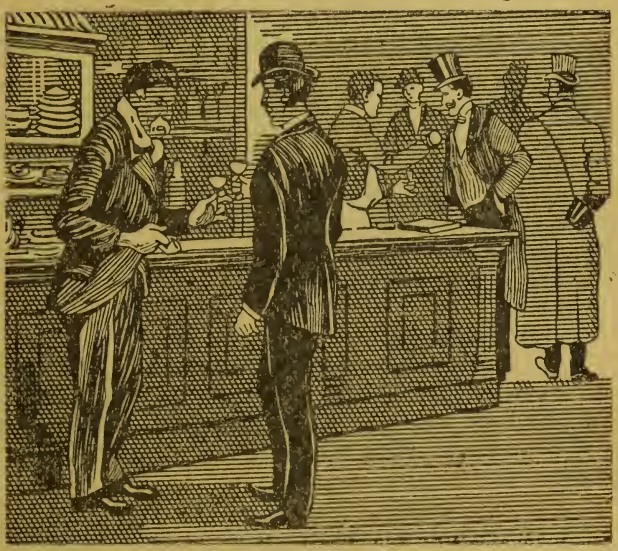
„Wer ist das, Mr. Singer?"

„Kennen Sie Oskar Singer nicht? Den Pferdehändler? Das heißt, er macht alles, wobei Geld zu

verdienen ist. Heute ist er Jockei, morgen tritt er in einem Variété als Kunstschütze auf. Ein patenter, schneidiger Bengel. Hat auch lange Jahre unter den Rothäuten gelebt, daher seine Pferdekenntnis."

„Und der war auch unten und hat sich um die Häuptlingswitwe beworben?"

„Jawohl. Das heißt, im Auftrage von Mac



Orley, Sie wissen, des Pelzjuden. Alle Spesen, jeden Tag wohl zehn Dollar Honorar, und wenn Singer die Susquesan rechtskräftig mit allen Totems heiratete, hätte er bare zweimalhunderttausend Dollar Prämie ausgezahlt bekommen. Nichts war's! Er hat einen regelrechten Korb bekommen, ebenso wie noch ein Dutzend andere, die gleichzeitig mit ihm unten waren."

„Wo ist dieser Mr. Singer wohl jetzt zu sprechen?"

„Der ist nach Frankreich."

„Seine Adresse?"

„Kenne ich nicht. Die kennt niemand. Singer hinterläßt keine Adresse. Der hat Geld in der Tasche und macht seine Geschäfte, wo es klappt."

„Schade," brummte Nobody. „Was erzählte er denn nun von seiner abenteuerlichen Fahrt?"

„Habe es auch nur aus zweiter Hand gehört. Sie begleitete einen Stamm Komantschen, dem sie sich angeschlossen hatte, auf den Biberfang."

„Ist sie denn noch jung?"

„Jung und hübsch, so vierzehn, fünfzehn, sechzehn, das ist ja bei einer Indianerin nicht zu taxieren. Der Seeadler hatte sie kurz vorher zur Squaw genommen, ehe er und die letzten seines Stammes von den Seminolen niedergemacht wurden. Nur Susquesan entkam."

„Sie ist eine Cherokesin?"

„Nein."

„Eine Komantschin?"

„Auch nicht. Sie stammt überhaupt nicht aus dem Territorium. Seeadler brachte sie von einem Streifzuge mit, den er über die Grenze gegen die Apachen gemacht hatte. Also ist es jedenfalls eine Apachin."

„Na, Mr. Brandt, nun sagen Sie mal offen — Sie müssen über so etwas doch auch im Bureau sprechen — hier ist doch offenbar ein Rätsel vorhanden. Eine Indianerin, die Witwe eines Kriegers, eines Häuptlings, die nicht wieder heiratet, die nicht gleich in der ersten Woche wieder geheiratet hat, die überhaupt nicht wieder heiraten will. Wie in aller Welt reimt sich denn das nur zusammen? Sind denn die Rothäute mit einem Male ganz andere geworden?"

„Ja, im Bureau wurde genug darüber gesprochen, und ich will Ihnen unsere Meinung sagen. Es ist

jedenfalls eine Apachin aus dem Stamme der Tetekanen, welche . . . . Sie wissen wohl?"

„Die Tetekanen sind die mordgierigsten Bluthunde und stehen im Rufe der Zauberei, besonders die Weiber!"

„Das ist es eben. Wenn wir annehmen, daß es eine Tetekanin ist, so ist hiermit alles erklärt. Die Liebe ist blind, auch bei einem Indianer, und der Seeadler hat sich eben eine Hexe in seinen Wigwam geholt. Er hat es gewagt. Kein anderer würde es ihm nachtun, die Witwe ehelichen. Aber nicht etwa, daß sie gehaßt oder gar verachtet würde! Ganz im Gegenteil! Singer erzählt, daß die sonst so stolzen Komantschen wie die jungen Hunde vor ihr gekrochen seien. Und die Frau weiß, wer sie ist. Sie ist stolz darauf, als Hexe, als Zauberin zu gelten. Durch eine neue Heirat würde sie doch ihren ganzen Nimbus zerstören! — Sehen Sie, das ist zugleich auch eine Erklärung dafür, weshalb die Komantschen nicht sofort jedes Bleichgesicht massakrieren, welches es wagt, sich der Witwe des Häuptlings der Cherokesen als Freier zu nähern."

Wirklich, diese Erklärung war gut, sie löste Nobody ein großes Rätsel. Der Herr wurde einsilbig, seine Aufmerksamkeit wurde durch eine Gruppe Straßenpassanten gefesselt, und Nobody verabschiedete sich.

Kaum war er wieder allein, als in seinem grübelnden Kopfe ein neuer Zweifel aufstieg.

Das erste Rätsel hatte für ihn darin bestanden, wie die Komantschen überhaupt dulden konnten, daß Bleichgesichter ihr Gebiet betraten, um der letzten Erbin der Cherokesen den Hof zu machen — ganz abgesehen davon, daß die junge Witwe noch nicht in den Wigwam eines Komantschen geführt worden war.

Mit der Annahme, daß die fremde Indianerin, die allerdings durch die Heirat mit dem Häuptling rechtskräftig in den Stamm der Komantschen auf-

genommen wurde, eine als Zauberin gefürchtete Tetekanin war, wäre das alles erklärt gewesen. Nun aber weiter:

„Ich kenne doch meinen Freund Seeadler so gut wie mich selbst. Das sein Stamm so schnell erlöschen würde, hat er damals nicht geahnt. Und der hätte eine Tetekanin zu seiner Squaw genommen, eine aus dem Stamme jener Apachen, welche er so maßlos verachtete? Mit einer Tetekanin hätte der jugendstarke, stolze Seeadler das Blut seines Stammes auffrischen wollen? Nimmermehr!!"

Wie Nobody noch so dachte, wollte es ein zweiter Zufall, daß er einen Mann erblickte, den er niemals in den Straßen New-Yorks zu sehen geglaubt hätte.

Wenn sich diese Person in einer deutschen Stadt gezeigt hätte, auch in der größten, so wären ihr alle Kinder nachgelaufen, der erste Polizist hätte sie angehalten; hier in New-York fiel sie nicht im mindesten auf.

Es war ein alter Mann mit buschigem, weißem Haar und Schnauzbart, das knallrote Gesicht über und über mit Fältchen durchzogen, wie eine verschrumpfte Apfelsinenschale. Gekleidet war er in einen nagelneuen Anzug, den er ganz sicher soeben erst in einem Magazin gekauft hatte; dabei aber trug er, und trotz der Hitze, eine Pelzmütze, ein Monstrum von einer Pelzmütze, so alt und fettig und schmierig, bis über die Ohren gezogen, und um den Hals hatte er einen dicken, ehemals weißen, jetzt entsetzlich schmutzigen Wollschal gewürgt.

Die Arme bis zu den Ellenbogen in den Hosentaschen, die kurze Holzpfeife zwischen den letzten beiden Zähnen, so trabte er gesenkten Kopfes einher, wirklich im Hundetrab, und zwar hielt er sich dabei zwischen Trottoir und Fahrstraße, also in der Gosse, und wenn einmal ein zusammengefegter Schmutzhaufen kam —

machte nichts, er trabte durch, mit den nagelneuen Hosen bis an die Knie im Schlamm watend.

„Hallo, Old Tex!“

Es war ein Indiantrader. Länger denn vierzig Jahre hatte dieser Mann seine Packpferde kreuz und quer durch das Indianerterritorium getrieben, mit derselben Pelzmütze auf dem Kopfe, demselben schmutzigen Schal um den Hals, derselben Pfeife im Munde. Nur seinen monströsen Anzug hatte er mit einem anderen vertauscht.

Der Angeredete blickte auf, blieb stehen — und da geschah etwas, was Nobody nimmermehr für möglich gehalten hätte.

„Hallo, Cutting Knife!“

Wie viele Jahre war das denn nun schon her, daß Nobody diesem Manne mitten im Indianerterritorium einmal am Lagerfeuer begegnet war? Nobody war kein Jüngling mehr; als ihm die Indianer den Ehrennamen ‚Schneidendes Messer‘ gegeben hatten, war er noch ein Jüngling gewesen, und nun überhaupt dieser Unterschied! — damals der Waldläufer und jetzt der elegante Gentleman — ein Unterschied, so groß, wie zwischen einem Papuaneger und einem blondhaarigen Germanen! Und dieser alte Indiantrader hier, mit dem er am Lagerfeuer nur wenige Worte gewechselt, hatte ihn auf den allererſten Blick wiedererkannt, und dabei zuckte kein Fältchen in seinem Gesicht, noch weniger nahm er die Pfeife, aus der er noch denselben kleingeschnittenen Plattentabak rauchte, aus dem Munde.

Er hatte auch nicht nur jene drei Worte gesagt, sondern:

„Hallo, Cutting Knife! Come on, have a drink.“

Nobody wußte selbst nicht, weshalb es ihm plötzlich so heiß zum Herzen emporstieg, als er dem Alten folgte, welcher der nächsten Trinkstube zusteuerte.

Sie tranken Brandy. Old Tex warf die Silberdollars auf die Bar, und dabei schien es bleiben zu wollen, denn jetzt hatte der alte Indiantrader immer nur ein ‚Yes, Sir' und ein ‚No, Sir'.

Mit Mühe brachte Nobody aus ihm heraus, daß er pensioniert worden sei — die Indiantraders sind zugleich von der Regierung angestellte Spione — und sein Geld in New-York verzehren wolle, er habe das Handelsleben satt. Noch vor acht Tagen sei er im Territorium gewesen — nein, nicht im Cherokesengebiet, auch nicht bei den Komantschen, aber er kenne doch die ganze Geschichte, und als Nobody ihn endlich so weit hatte, nahm Old Tex die Pfeife aus den Zähnen, klopfte sich mit der Spitze gegen die Stirn und brummte:

„Jung? Hübsch? Quatsch! Quatsch!! Susquesan, die letzte Cherokesin, ist Seeadlers Großmutter und mindestens hundert Jahre alt! Gott verdamme meine blutigen Augen und mache mich blind — noch zwei Brandies!"

„Aber ich bitte Euch, es sind doch schon genug Männer unten gewesen, und sie alle erzählen, daß es ein junges, schönes Weib sei, die Squaw des Seeadlers, die er sich erst vor einem halben Jahre genommen hat."

Zuerst antwortete nur ein listiges Augenblinzeln.

„Ich würde's geradeso machen."

„Wie meint Ihr das?"

„Na, wenn mir erzählt wird, es wäre ein junges Weib — und wenn ich hinunterkomme, finde ich eine alte Hexe — und ich komme zurück — dann erzähle ich dasselbe von dem hübschen, jungen Mädel, damit andere ebenfalls auf das Märchen reinfallen. Ein Märchen ist's von der jungen Squaw des Seeadlers, nichts weiter. Gott . . . . . "

Nobody wußte genug, und er machte schleunigst, daß er fortkam. Denn mit dem alten Indiantrader zu trinken, das wurde lebensgefährlich.

Wieder hatte er eine andere Erklärung bekommen. Aber er glaubte nicht daran. Nein, hier lag etwas anderes vor. Hinter dieser letzten Cherokesin steckte ein Rätsel. Wenn er es nicht wußte, so ahnte er es. Und er wollte dieses Rätsel lösen.

Außerdem hatte die Begegnung mit dem alten Indiantrader eine besondere Saite in seinem Herzen angeschlagen, eine Saite der Erinnerung, und er wollte sie laut erklingen lassen oder — das Herz brach ihm vor Sehnsucht! Schon fühlte er sich in den Straßen wie eingekerkert, schon glaubte er, die Riesenhäuser müßten über ihm zusammenbrechen.

Sein Entschluß war gefaßt.

Am nächsten Morgen, kurz nach sieben Uhr, ging Nobody eiligen Schrittes durch die Broadstreet, ein kleines Köfferchen tragend, sonst noch immer ein Gentleman, nur daß er den Zylinder mit einem Schlapphute vertauscht hatte.

Da sah er aus einem Juwelierladen ein lebendiges Waffenarsenal kommen. Nobody vertrat ihm den Weg.

„Jawohl, ich bin's. Ich wollte gerade zu Ihnen. Hätte ich Sie nicht mehr im Hotel angetroffen, wäre ich direkt auf den Bahnhof gegangen."

„Sie gehen also ins Territorium?"

„Ich gehe. Aber wie steht's denn mit Ihnen? Sie können doch über Nacht Ihren Entschluß geändert haben."

Statt aller Antwort ließ Mojan den Deckel des Kästchens, das er beim Verlassen des Juwelierladens noch in der Hand gehabt, aufspringen. Nobody sah es in dem schwarzen Samt goldig schimmern.

„Was ist denn das?"

„Unsere Verlobungsringe," schmunzelte Mojan.

„Na, da kommen Sie," lachte Nobody, „wir haben keine Zeit zu verlieren." — — — — — —

Fort Ratkill liegt an der Grenze von Texas und

dem südlichen Indianerterritorium, und zwar dort, wo das Cherokesengebiet beginnt. Außer zur Bewachung der Rothäute, daß diese den Grenzfrieden nicht brechen, wozu es eine starke Garnison hat, ist es auch ein großer Stapelplatz für die Waren, welche den Indianern kontraktmäßig geliefert werden müssen und von den Traders ins Territorium gebracht werden. Oft entspinnt sich hier ein lebhafter Tauschhandel, und so fehlt es nicht an Wirtsstuben, in Amerika-Hotels genannt, wenn es auch nur die elendesten Baracken sind.

Kolonel James Allian, der Kommandeur des Forts, befand sich in seinem Arbeitszimmer — ein schon bejahrter Mann mit eisgrauem Haar, das verwitterte Gesicht voller Schmarren, an der linken Hand nur noch zwei Finger — einst der Held von Indianerkriegen.

Soeben hatte die vorübergehende Eisenbahn eine Minute gehalten, einige Passagiere hatten den Zug verlassen, die Postbeutel waren herausgeworfen worden, jetzt wurde ihr Inhalt unten auf der Station sortiert, der Kolonel wartete ungeduldig auf Briefe.

Ehe diese ihm gebracht wurden, erschien seine Ordonnanz mit einer Visitenkarte.

„Henry L. Irwing, New-York," las er. „Kenne ich nicht! Was will er?"

„Den Herrn Kolonel sprechen."

Der Kommandeur dieses einsamen Forts an der Grenze der Zivilisation hatte eine ganze Menge Aemter gleichzeitig zu verwalten, er war auch Untersuchungsrichter und Konsul, er mußte jeden Fremden empfangen, sogar mitten in der Nacht. Viel Federlesens machte er freilich nicht.

„Herein mit ihm!"

Ein junger Herr in elegantem Reisekostüm trat ein.

„Sie wünschen?" fragte der Kolonel, noch höflich. Denn das konnte ja auch ein hoher Beamter, ein Vorgesetzter sein. Das mußte er erst wissen.

„Irving ist mein Name."

„Das sagt mir schon Ihre Karte. Kolonel Allian, Kommandeur des Forts. Sie wünschen, mein Herr?"

„Ich wollte den Herrn Kolonel um einen Erlaubnisschein und um einen Schutzbrief für das Betreten des Cherokesengebietes bitten."

Ach, du lieber Gott! Nein — Himmeldonnerwetter! Der wievielte würde das nun sein, den der Kolonel aus demselben Grunde wieder hinauswerfen mußte? Doch noch beherrschte er sich. Er fragte nur gleich direkt:

„Sie wollen wohl die Witwe des letzten Cherokesenhäuptlings aufsuchen?"

„Ich habe allerdings die Absicht . . . ."

„Sie wollen wohl die Susquesan heiraten?"

„Vielleicht glückt . . . . ."

Kreuzschockschwerenot noch einmal! Jetzt wurde der alte Soldat aber grob!

„Haben Sie unten nicht den Anschlag gelesen?!" polterte er los. „Wissen Sie nicht, daß es überhaupt streng verboten ist, die Grenzen des Indianerterritoriums zu überschreiten? Das weiß in Amerika jedes Kind — sogar jeder verdammte Nigger!! Und Sie kommen hierher, um von mir einen Schutzbrief . . . . Das ist ja eine . . . . Nein! Nein!!"

Der erboste Kolonel knallte zum Zeichen der Entlassung mit seinen beiden letzten Fingern und drehte jenem den Rücken, selbstverständlich in der Erwartung, daß der unverschämte Kerl nun augenblicklich die Tür hinter sich zumachen würde.

Als aber die Tür nicht ging, drehte er sich mit einem Rucke wieder um, und da stand der unverschämte Kerl immer noch da!

„Na?!" brüllte der Kolonel.

Aber der unverschämte Kerl wankte und wich nicht, sondern er drehte den Hut zwischen den Händen und sagte mit sanfter Bescheidenheit:

„Herr Kolonel — als Sie noch Kapitän waren — vor so ungefähr elf Jahren — wissen Sie, als Sie an der hohen Pinie baumelten — den Strick zwar nur unter den Armen, aber es war doch eine höchst fatale Lage, denn die Chippeways wollten an Ihnen die Güte ihrer Gewehre prüfen — und als ich dann den erlösenden Schuß tat, der Ihren Strick durchschnitt — und so weiter und so weiter — — da waren Herr Kolonel dann hinterher nicht so grob gegen mich — nein — ach, da haben Sie mich geherzt und geküßt — na ja, wir waren ja auch schon lange Zeit Waffenkameraden gewesen . . . ."

Schon wie das mit der Pinie kam, war der alte Herr plötzlich zusammengeknickt, als hätte er einen Hexenschuß bekommen; mit rechtwinklig vorgebeugtem Oberkörper stand er da, den Sprecher mit hervorquellenden Augen anstierend.

„Wa . . . . . was?!"

„Jawohl, das war ich!" fuhr der andere fort, immer so bescheiden sprechend und so bescheiden den Hut drehend. „Und als ich Ihnen die drei zerschmetterten Finger amputierte — da herzten und küßten Sie mich freilich nicht — aber Sie waren doch auch nicht so grob wie . . . . ."

„Wa . . . was? Sie . . . Sie . . . .?"

„Jawohl, das bin ich. Nur wurde ich damals als Spion und Waldläufer Falkenblick genannt, dann kam noch das schneidende Messer hinzu, auch Blitz ohne Donner . . . . . ."

„Sie . . . Sie . . . . wollen . . . . ."

Mit einem Ruck richtete sich der alte Kolonel wieder auf, sein Gesicht und Auge nahmen einen drohenden Ausdruck an.

„Sie lügen!!" donnerte er den anderen an. „Sie haben zufällig etwas davon gehört, vielleicht von meinem Freunde selbst, und das benutzen Sie nun, um einen Schwindel ins . . . . ."

Er verstummte, so hatte sich plötzlich das bescheidene Wesen des jungen Herrn verändert, der mit einem großen Schritte dicht vor den Kolonel hingetreten war.

„Sie wollen einen Beweis, daß ich's wirklich bin?" flüsterte der junge Mann in leisestem Tone. „Sie sollen ihn haben! — In einer Winternacht war es — Schnee und dennoch Gewitter — da lagerten wir beide auf einem Felsen am Blackriver — und blickten in die Schlucht hinab — und da sahen wir dort unten im Leuchten der zuckenden Blitze einen Mann — denselben Mann, der deine Schwester liebte und sie dann heiratete — und da sahen wir etwas — und du warst edel — du liebtest deine Schwester — sie sollte glücklich werden — deshalb wolltest du nichts gesehen haben — — und ich — ich schwur dir bei allem, was mir heilig ist, bei meinem Manneswort, das Geheimnis zu wahren und mit mir ins Grab zu nehmen . . . . . ."

Schritt für Schritt, mit ausgestreckten Armen war der alte Kolonel vor dem Sprecher wie vor einem Gespenste zurückgewichen, Entsetzen in den Zügen, bis ein Lehnstuhl ihm Halt gebot; in diesen sank er, laut aufschluchzend, die Hände vors Gesicht schlagend, und dort, wo die Finger fehlten, perlten große Tränen hervor.

In Nobodys Tagebuche steht nichts von dem, was er damals in der Schlucht gesehen. Er hatte eben sein Ehrenwort gegeben, wollte das Geheimnis mit ins Grab nehmen. Man braucht dabei gar nicht an ein furchtbares Verbrechen zu denken. Es handelte sich ja um den Mann, dem der Bruder die geliebte Schwester anvertraute; nur ihr Glück wollte er nicht stören, also das Familienglück. Und daß nicht irgend etwas Entsetzliches vorlag, das zeigte dann auch das ganze Verhalten des Kolonels, der gar nichts mehr davon erwähnte. Jedenfalls aber war die Mitwissenschaft dieses Geheimnisses vollständig überzeugend.

„Glaubst du nun, James, daß ich's wirklich bin?"

Da erhob sich der alte Soldat, und nichts anderes als Freudentränen waren es, die seinen Augen entströmten, als er mit ausgebreiteten Armen auf den wiedergefundenen Freund zuging.

„Alfred, Alfred — ist es denn nur möglich?!"

Und der junge Mann schleuderte seinen Hut weg und lag an der Brust des Alten. Und als sie sich wieder anblickten, stiegen dem Kolonel immer noch Bedenken auf, wenn auch nur in Worten, in Redensarten.

„Nein, ich kann's ja nicht glauben . . . . . du siehst ja genau noch so jung aus wie damals!"

„Na, du hast auch eine gute Portion Jahre mehr auf dem Buckel als ich!" lachte Alfred. „Du warst schon damals ein gereifter Mann und ich erst ein Kiekindewelt."

„Ja, aber . . . . elf Jahre gehen doch nicht spurlos an einem vorüber! Sieh mein Haar an!"

„Das Herz, James, das Herz macht's allein, und meins ist noch das eines Jünglings und wird so bis zu meinem Tode an Altersschwäche bleiben."

„Was hast du denn unterdessen immer gemacht?"

„Ach, du lieber Gott, wenn ich davon anfangen wollte! Was ich unterdessen alles gewesen bin und erlebt habe!"

„Und was machst du denn jetzt?"

„Jetzt? Jetzt bin ich Detektiv."

„Detektiv? Amtlicher?"

„Privat! Alles auf eigene Faust."

„Da machst du also dem berühmten Nobody Konkurrenz?" lachte der Kolonel.

Der junge Herr versenkte die Hände in den Hosentaschen und sagte trocken:

„Der berühmte Nobody bin ich selber."

Es würde zu weit führen, wollten wir das einleitende Gespräch der beiden wiedergeben, die einst

innige Freunde gewesen, zusammengeschweißt durch Blut und Not bis in den Tod.

Nur eins sei erwähnt. Keiner der beiden sagte: ‚Warum hast du mir denn nicht einmal geschrieben?'

Mit dem Briefeschreiben scheint es in Amerika überhaupt eine eigentümliche Sache zu sein. Wie viele in Deutschland haben drüben Bekannte, Verwandte, Brüder, sogar Söhne — zuerst ein lebhafter Briefwechsel, er wird immer spärlicher, zuletzt hört er ganz auf. Nicht einmal der Sohn schreibt mehr an die Eltern! Nur durch einen Zufall erfährt man, daß es ihm drüben famos geht. Dabei ist von einem Vergessen gar keine Rede. Kommt der Sohn in die Heimat zurück, dann ist die alte Herzlichkeit gleich wieder da. Aber Briefe schreiben — gibt's nicht!

Weshalb nicht? Es ist ein Geheimnis dabei. Es liegt in den Worten, welche der Amerikaner so gern und stolz im Munde führt: ‚Amerika ist groß!'

Je weiter einer in der Welt herumkommt, desto größer wird für ihn die Welt, aber — desto kleiner wird für ihn die Erde! Und desto mehr verlernt er das Briefschreiben an Bekannte und Verwandte. —

Wir kommen gleich zur Hauptsache, zur Erklärung des Kolonels auf Nobodys Hauptfrage.

„Daß man sich in New-York so im Zweifel befindet, selbst an zuständiger Stelle, ob die Erbin des Cherokesengebietes, also die letzte Cherokesin, eine junge Witwe oder eine steinalte Hexe ist, das kommt daher, weil zwei verschiedene Personen ein und denselben Namen führen — Susquesan. Hättest du dich eine Woche später auf dem statistischen Amte darnach erkundigt, würdest du alles erfahren haben. Denn es wurde unterdessen von mir ein ausführlicher Bericht darüber gefordert. Dieser muß jetzt dort eingetroffen sein. Solltest du, der mit Seeadler so eng befreundet war, denn übrigens nicht wissen, daß der Häuptling eine noch lebende Großmutter hatte?"

„Eigentlich sogar eine Urgroßmutter," entgegnete Nobody, „nur, daß die Indianer keinen Ausdruck für ‚Ur' haben, sie können nur bis ins dritte Glied zählen. Jawohl, die Islanga, die Kirschblüte. Ich habe sie ein paarmal gesehen, eine Hundertjährige."

„Na, die lebt noch immer."

„Was? Die lebt noch immer?!" rief Nobody in hellem Staunen.

„Wenigstens bis vor einem Jahre hat sie noch gelebt."

„Freilich, eine rüstige Frau war sie — ich bewunderte besonders immer ihr gesundes Gedächtnis — aber doch immerhin eine Hundertjährige — und nun noch zehn Jahre! Ja, wo ist sie denn jetzt? Wie kommt sie in ihren späten Tagen noch zu einem anderen Namen? Denn ich muß doch annehmen, daß aus der Islanga eine Susquesan geworden ist, aus der Kirschblüte ein murmelnder Bach."

„So ist es. Laß dir erzählen! Die Alte wurde zuletzt doch kindisch. Sie hatte an einem Bache ihr Lieblingsplätzchen. Dort stierte sie immer in das plätschernde Wasser, schwatzte vor sich hin von Büffelherden, die sie auf der Prärie grasen sähe — sie phantasierte. Nun weißt du doch besser als ich, in welchem Ansehen Wahnsinnige bei den Indianern stehen. Aus ihrem Munde spricht der Geist Manitus. Wahnsinnig war die Alte ja gerade nicht, nur kindisch geworden, aber . . was wissen denn diese Rothäute, bei denen selten einmal einer an Altersschwäche stirbt, vom Kindischwerden! Bei ihnen war die Phantasierende eben wahnsinnig, eine heilige Tolemane, eine Gottbegnadete. Man lauschte ihrem Schwatzen, man ging einmal nach jener Gegend, die sie beschrieb, und in der sie eine fette Büffelherde weiden sehen wollte — und als man dort wirklich eine Büffelherde fand, und als das noch einmal passierte, als man aus den Phantasien der Alten hörte, wo verlaufene Pferde waren, und

diese sich wirklich dort aufhielten — na, da war die Zauberin natürlich fertig! Ihr Ruf verbreitete sich durch das ganze Territorium. Von den fernsten Grenzen kamen die gläubigen Indianer zu dem ‚murmelnden Bache', dessen Namen die Zauberin nun schon führte. Kranke, welche dadurch zu genesen hofften, daß sie nur das kranke Glied in das Wasser tauchten, an dem die Alte phantasierte. Und wenn von Hunderten nur einer durch Zufall wieder gesund wurde, so genügte das schon, nach uraltem Beispiele, um tausend andere Narren von der Heilkunst des murmelnden Baches zu überzeugen. Und die Cherokesen standen sich sehr gut dabei.

„Es ist ungefähr ein Jahr her, seit eines Tages die alte Susquesan von ihrem Lieblingsplätzchen am Bache verschwunden war. Es lag eine Entführung vor, das erkannte man an den Spuren. Die Verfolgung wurde natürlich sofort aufgenommen. Die Spuren führten nach Süden über die Grenze. Seeadler hielt texanische Apachen für die Räuber. Er blieb mit seinen Kriegern sehr lange aus, und als er endlich zurückkehrte, brachte er zwar nicht seine alte Urgroßmutter wieder heim, wohl aber ein junges Weib, das er in der Apachei oder irgendwo anders aufgegabelt hatte.

„Der Zufall wollte es, daß die fremde Indianerin gerade dort vom Pferde sprang, wo die alte Susquesan immer gesessen hatte; dann sollte es eine Tetekanin sein, die alle im Rufe der Zauberei stehen. Sie soll auch wirklich Hexenkünste verstehen, wenigstens Hexenkünste für die Indianer, sie hat wohl einige medizinische Kenntnisse, kann aus Pulver Feuerwerk machen, sogar Feuer, das unter Wasser brennt — kurz und gut, die neue Susquesan war fertig, die meisten Indianer glauben vielleicht, der Cherokesenhäuptling hätte seine alte Urgroßmutter in verjüngter Ausgabe zurückge-

bracht und hätte sie gleich geheiratet, was bei den Rothäuten ja alles möglich ist.

„Seeadler war noch nicht lange zurück, er hatte mit der Apachin kaum die Hochzeit gefeiert, als er den überzeugenden Beweis erhielt, daß es Seminolen gewesen waren, welche seine alte Urgroßmutter entführt hatten. Cherokesen und Seminolen sind doch von jeher Todfeinde gewesen; ein des Orakels bedürftiger Seminole durfte nicht hinüber — da wurde die Zauberin ganz einfach gemaust.

„Auf zum Rachezug! Er bekam den Cherokesen übel. Sämtliche Krieger verloren dabei ihr Leben, die Seminolen drangen ins feindliche Gebiet und metzelten auch alle Frauen, Kinder und Greise nieder. Nur Susquesan — die junge meine ich jetzt — welche selbst den Kriegszug mitgemacht hatte, war dem Tode entronnen; sie umgab sich mit einer Schutzwache von Komantschen, den testamentarischen Erben der Cherokesen.

„Das, Alfred," schloß der Kolonel, „ist die ganze Geschichte."

„Ich finde, daß dies noch lange nicht alles ist," meinte Nobody. „Wo ist denn nun die alte Susquesan, die Zauberin?"

„Verschwunden! Na ja, bei den Seminolen! Aber ob sie dort noch gefangen gehalten wird oder ob sie schon tot ist, das wissen nur die Seminolen, und aus so einem Indianer ist doch nichts herauszubringen, zumal es sich hier um ein Staatsgeheimnis handelt."

„Hm," brummte Nobody nachdenklich. „Und wer ist nun die Erbin des Cherokesengebietes?"

„Vorläufig muß als solche noch die Urgroßmutter gelten. Bei den Indianern geht das Verschollensein etwas schneller, als es in Washington amtlich geregelt wird. Kehrt ein Indianer innerhalb zweier Jahre nicht in sein Gebiet zurück, so gilt er als verschollen,

als tot, er verliert alle Anrechte. Bei der Alten gilt das nun bloß noch für ein Jahr. Dann ist die junge Susquesan die rechtskräftige Erbin."

„Das ist sie doch schon jetzt."

„Na ja, natürlich! Ich spreche nur von rechtmäßig."

„Nun sage mal, James, was ist denn das für ein Rätsel: die Häuptlingswitwe will nicht wieder heiraten?"

„Ich will dir meine Ansicht hierüber sagen. Zuerst war man der Meinung, es sei eine Tetekanin, die sich den Ruf der Zauberin bewahren wolle. Aber diese Erklärung genügt nicht. Es ist ein Mannweib, ein kolossales Weib. Springt über sechs Pferde weg und schießt dir vom galoppierenden Mustang herab jeden Stein aus den Fingern. Dann die Feuerwerkerei und so weiter. Das lernen doch nicht die Frauen bei den Tetekanen! Die gerben Felle und sticken Mokassins wie alle anderen Squaws; bei den Tetekanen lernen sie noch geheimnisvolle Knoten in die Pferdehaare knüpfen und anderen Hokuspokus, aber doch nicht solche männliche Uebungen und Feuerwerkerei! Nein, da habe ich meine eigene Ansicht."

„Nun? Schieß los, James!"

„Das ist ganz einfach eine Herumtreiberin — wohl eine echte Indianerin, aber so eine, die vielleicht schon als Kind zu so einem wandernden Zirkus gekommen ist, vielleicht zu Buffalo Bill. Daher ihre Springerei und Schießerei, daher auch ihre Feuerwerkerei und alles andere. Nun ist sie einmal nach Texas gekommen, ist wieder Indianerin geworden, hat den Cherokesenhäuptling getroffen — halt, das ist etwas für dich! — Verstehst du? Alles diplomatische Berechnung! O, die heiratet schon noch! Aber nur nicht so einen Stromer, wie sie jetzt im Territorium hinter ihr herlaufen. Die ist doch schon viel zu sehr von der Kultur beleckt. Die wird sich schon noch den

richtigen Mann aussuchen, der das große Gebiet zu verwalten versteht. Das ist meine Ansicht von der Sache — eine ehemalige Kunstreiterin mit indianischem Blut."

Nobody bekam keine neue Idee suggeriert. Dieselbe Erklärung für das männerfeindliche Weib hatte er schon aus seinem eigenen Hirn geschöpft, zumal er auf der Eisenbahn von einem Herrn gehört hatte, daß die Häuptlingswitwe solch eine schießfertige Amazone sein sollte.

„Dieses rabiate Weibsbild muß ich kennen lernen. James, stelle mir einen Schutzbrief aus! Es ist doch besser; man weiß nie, wozu man so ein Ding einmal gebrauchen kann."

Noch einige Wechselreden — Nobody wehrte den Verdacht von sich ab, er selbst wolle die rote Witwe heiraten, und der Kolonel griff zu einem Formular.

Der Paß für Nobody, der sich Henry Irwing nannte, war schnell erledigt.

„Nun noch einen für meinen Begleiter. Ich stelle ihn dir später persönlich vor."

Gut, konnte geschehen!

„Wie heißt der Herr?"

„Achilles Stronghand — ach, schreibe nur Cerberus Mojan."

Das Geburtsjahr gab Nobody nach Gutdünken an

„Was ist der Herr?"

„Handelt mit Schmieröl, Schwefel, Schokolade und außerdem noch mit Etcetera bäbä."

„Mit was?" fragte der Schreibende erstaunt.

„Mit . . . . . Kaufmann ist er, das genügt."

„Also Kaufmann. Figur?"

„Klein und sehr dick. Das genügt noch mehr."

Als Bart gab Nobody ganz keck den angeklebten Knebelbart an.

„Nun noch besondere Kennzeichen?"

„Besondere Kennzeichen? Chronische Maulsperre."

„Was?“ fragte der Kolonel noch erstaunter.

„Leidet an chronischer Maulsperre. Jawohl, schreibe nur: sperrt immer 's Maul auf. Es ist mein Ernst! Ich werde bei solch einer wichtigen Sache doch keine Witze machen.“

„Hat immer den Mund offen,“ schrieb der Kolonel. „Das scheint ja ein origineller Kerl zu sein, den mußt du mir noch vorstellen.“

Die beiden abgestempelten Schutzbriefe, die von jedem Indianer des Territoriums respektiert wurden — mit Ausnahme, wenn das Skalpgelüste gar zu groß war — wanderten in Nobodys Tasche.

„Nun sage mal, alter Junge, wie . . . . “

Beide hatten gleichzeitig die neue Unterhaltung mit dieser beliebten Redensart begonnen, beide brachen gleichzeitig ab.

Unten war ein Lärm entstanden; beide hatten unwillkürlich nach dem einzigen Fenster dieses Zimmers geblickt, und da sahen sie aus dem nahen Walde einen Reiter kommen, einen Indianer auf prächtigem Mustang, bewaffnet mit Büchse und Lanze, an der doppelten Adlerfeder in der Skalplocke sofort als Häuptling erkenntlich — zwei andere berittene Indianer folgten — noch zwei — immer noch zwei — eine stattliche Reihe — zwischen ihnen aber auch noch andere, zum Teil seltsame Gestalten. Und nun wollen wir Mojans Worte wiederholen, als er, sehr treffend, die verschiedenen Freiersleute schilderte, welche hinter der Häuptlingswitwe her seien: zerlumpte Trapper mit Fellen an den Füßen, verwogene Texaner mit aufgeschlitzten Samthosen und silberbesetztem Jäckchen, geschniegelte Gentlemen mit Popofscheitel, Angströhre und Monokel.

Der Kolonel war aufgesprungen.

„Bei Gott, ich weiß!“ rief er. „Das sind die aufdringlichen Brautwerber. Die Komantschen haben endlich die Geduld verloren und gebrauchen ihr Haus-

recht, besorgen das Hinauswerfen gleich selbst, expedieren sie per Schub über die Grenze!!"

Der Detektiv hatte aus diesem Rufe zunächst nur eins herausgehört.

„Die Komantschen? Haben die denn das Recht zu solch einer Ausweisung aus dem Gebiete der Cherokesen?"

„Natürlich geschieht es auf Antrag der Cherokesenwitwe, oder sie muß ihre Zustimmung geben."

„Ach so, das wollte ich nur hören!"

Die Ausgewiesenen wurden als Gefangene behandelt. Je einer mußte zwischen zwei Komantschen reiten, und während diese bis an die Zähne bewaffnet waren, hatte man jenen die Waffen abgenommen, welche auf Packpferden folgten, die auch noch anderes Gepäck trugen, z. B. die ganze Ausrüstung eines Fallenstellers, dann aber auch noch Kisten und Koffer genug. Es sei nur erwähnt, daß sich darunter tatsächlich ein tadelloser Gentleman befand, mit Zylinder und Glacéhandschuhen, mit gewichsten Stiefeln und allem, was eben zu einem Gentleman gehört, und auch dieser hatte wochenlang im Innern des wilden Indianerterritoriums zugebracht. Freilich hatte er außer zahlreichem Gepäck auch einen Diener mit, der ihn täglich rasierte, frisierte und einsalbte. Ein anderer Gentleman trug wenigstens ein Sportkostüm.

Zwei der Ausgewiesenen, ein samtner Mexikaner und ein zerlumpter Trapper, mochten nicht gutwillig gegangen sein, oder auf dem Transport war etwas passiert — sie waren schwer gebunden, dem Mexikaner sogar die Füße unter dem Pferdeleib zusammengeschnürt.

Aus dem Fort kam dem Zuge ein Offizier entgegen. Er salutierte vor dem Häuptling wie vor einem General, sprach mit ihm, und der Reitertrupp zog in den Festungshof ein.

„Schnell, es müssen Vorbereitungen getroffen

werden, den oder die Häuptlinge zu empfangen!" rief der Kolonel, die Klingel ziehend. „Das sind keine gewöhnlichen Sterblichen, die wollen mit Handschuhen angegriffen werden, sonst ist allemal gleich der Teufel los."

„Könnte ich nicht dabeisein?" fragte Nobody.

„Natürlich, das kannst du. Bleibe nur hier! Der erste Empfang findet in diesem Zimmer statt, die Bewirtung dann drüben im Salon."

Die Vorbereitungen für diesen ersten Empfang bestanden nur darin, daß einige Kissen auf den Boden gelegt und eine besonders schöne, mit Federn geschmückte Pfeife, das bekannte Kalumet, in Bereitschaft gesetzt wurde.

Sehr bald und ohne weitere Anmeldung erschien der Häuptling, der jetzt seinen ganzen Federschmuck angelegt hatte, die bekannte Federkrone mit dem den Rücken hinablaufenden Schweif, ein noch junger, kräftig gebauter Mann, den nackten, rotbraunen Oberkörper wie das Gesicht mit den Totems der Komantschen in blau-weißer Farbe bemalt.

Wenn das Handlegen aufs Herz eine Zeremonie ist, so war das die einzige, die hier angewandt ward. Dann setzten sich der Kolonel und der Häuptling mit untergeschlagenen Füßen auf die Kissen einander gegenüber und rauchten schweigend zusammen die berühmte Friedenspfeife, und als diese ausgeraucht war, öffnete der Häuptling zum ersten Male den Mund und sprach ein großes Wort gelassen aus:

„Uff!"

Auf dieses Wort hin — ein ähnliches wie das ‚Hugh' — ließ sich auch des Häuptlings Begleiter nieder, der bis dahin an der Tür stehengeblieben war; er war des Häuptlings Mund, denn ob der Häuptling nun nicht sprechen konnte oder nicht wollte, jedenfalls überließ er die ganze Unterhandlung dem Dolmetscher, wie wir diesen zweiten Mann nennen

wollen. Der Häuptling rauchte dabei schweigend eine Pfeife nach der anderen und tat, als ginge ihn das alles gar nichts an.

Widmen wir unsere spezielle Aufmerksamkeit nun diesem Dolmetscher, wie es auch Nobody sofort getan hatte und noch tat!

Er war also hinter dem Häuptling eingetreten, sich von diesem besonders dadurch unterscheidend, daß auch sein Oberkörper mit einem Lederhemd bedeckt war. Doch auch noch andere der mitgekommenen Indianer trugen in der schon rauh werdenden Jahreszeit den Oberkörper verhüllt.

Jedenfalls war es kein echter Indianer, sondern ein Mestize, obgleich das Fehlen der Skalplocke allein nicht darauf schließen ließ. Er trug das lange, schwarze, straffe Haar aufgelöst, nur mit bunten Schnüren durchflochten. Als aber Nobody erkannte, daß er trotz des pechschwarzen Haares blaue Augen hatte, wußte er bestimmt, daß er einen Mestizen vor sich hatte, wahrscheinlich den Abkömmling einer Indianerin und eines Germanen.

Ein noch junger Mann war es sicher, obgleich man von dem Gesicht fast gar nichts sehen konnte, denn dieses war mit der französischen Flagge bedeckt, d. h. mit blau-weiß-roten Streifen überzogen, und zwar war die trockene Farbe in sehr dicken Lagen aufgetragen. Durfte aber Nobody seinen Augen trauen, so mußte diese Maske ein schönes, stolzes Antlitz verbergen.

Was nun seine mittelgroße Gestalt anbetraf, so geschah hier einmal das Seltsame, daß sich Nobody darüber nicht einig werden konnte, ob dieser Mann schlank gebaut sei oder voll, sogar dick, und wenn ein Nobody hierbei in seinem Urteil schwankte, so dürfen wir gar nicht versuchen wollen, zu erklären, worin dieser seltsame Widerspruch lag. Jedenfalls war es der denkbar harmonischste Gliederbau, den das Leder-

gewand eng umschloß, mit schwellenden Muskeln, aber nicht etwa plump-herkulisch; der starke Schenkel z. B. ließ bei den edelsten Linien die kleinste Muskel plastisch hervortreten, während das Knie wiederum so fein war, daß eine große Hand es hätte umspannen können; jedenfalls verfügte der Mann über eine ungewöhnliche Körperkraft, verbunden mit einer katzenartigen, schon mehr schlangenartigen Geschmeidigkeit.

Nobody sagt, daß er nur noch einmal einen Mann von ähnlichem Körperbau gesehen hat, einen spanischen Stierkämpfer — die Knochen von Eisen, die Muskeln von Stahl, und dennoch alles wie aus Gummielastikum bestehend.

Was aber Nobody nun am allermeisten frappierte, das war das Verhalten dieses Mestizen.

Kaum war er hinter dem Häuptling hervorgetreten, kaum hatte er den im Hintergrunde stehenden Nobody erblickt, als er stutzte. Er war etwas zusammengefahren, auch die blauen Augen hatten den Ausdruck der höchsten Ueberraschung angenommen.

Weshalb? Es konnte ja sein, daß der Mestize den Cutting Knife noch gekannt und ihn wiedererkannt hatte, wenn er damals auch nur ein Kind gewesen sein konnte. Aber weshalb dann . . . . .

Nein, Nobody kannte die Indianer und alles, was mit ihnen zusammenhing, zu genau, um nicht sofort zu wissen, daß hier irgend ein Rätsel vorlag.

Selbstbeherrschung, Erhabenheit über Schmerz, Schreck, Freude, Ueberraschung, überhaupt vollständige Empfindungslosigkeit, das ist die erste Tugend des Indianers, und mochte es auch nur ein Mestize sein, so hätte dieser Romantschenhäuptling zu der Unterredung mit dem ‚weißen Häuptling' doch sicher keinen Begleiter mitgenommen, von dem er nicht wußte, daß er diese Tugend im höchsten Maßstabe besaß. Nur ein leises Augenzucken dieses seines Begleiters, der

für ihn sprach, hätte ja den ganzen Stamm für alle Zeiten schimpfiert!

Und nun war dieser Vertrauensmann beim Anblick Nobodys sogar ganz merklich zusammengezuckt, sein Schritt hatte gestockt; mit vor Ueberraschung weitgeöffneten Augen hatte er ihn angeblickt! Und dabei blieb es nicht. Während der ganzen folgenden Unterhandlung wanderten die blauen Augen, die so seltsam gegen das beschmierte Gesicht und gegen die schwarzen Haare abstachen, immer wieder nach dem im Hintergrunde stehenden Fremden, und das stets wieder mit demselben Ausdruck der neugierigen Ueberraschung.

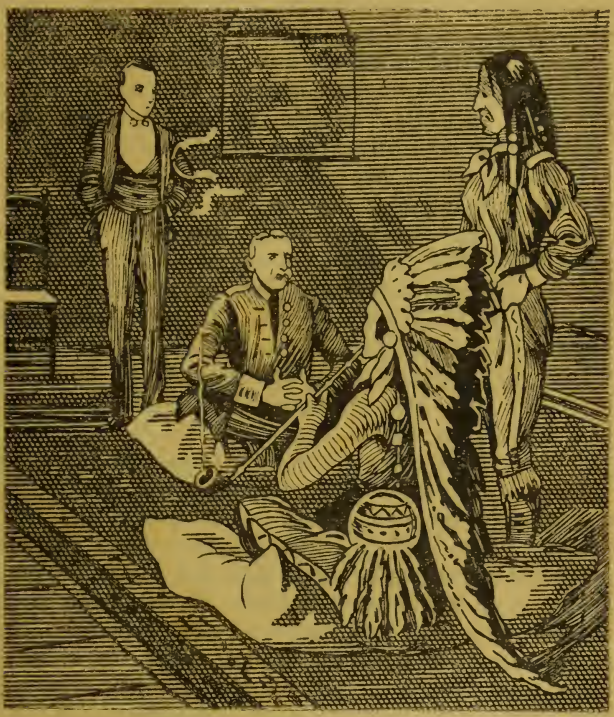
„Wer ist das nur? Was will der nur von mir? Wo und bei welcher Gelegenheit bin ich ihm begegnet? Was habe ich mit ihm erlebt, daß dieser Mestize bei meinem Anblick dermaßen aus der Rolle fällt?“

So grübelte Nobody unausgesetzt. Man muß allerdings die indianischen Verhältnisse näher kennen, um verstehen zu können, was ihn hierbei so furchtbar frappierte.

Unterdessen nahm die Verhandlung seinen Fortgang. Der für den Häuptling das Wort führende Dolmetscher erklärte im Namen von Susquesan, der Witwe des Cherokesenhäuptlings Hack-hei-tlos, daß aus ihrem Gebiete mit wenig Ausnahmen die Blaßgesichter ausgewiesen seien. Bei dieser ersten Ausweisung war es zu mehrfachen Kämpfen gekommen; zwei Fallensteller und ein Waldläufer, die nicht gutwillig hatten gehen wollen, hatten im Kampfe ihr Leben gelassen. Sie wurden namentlich angeführt. Dagegen würden drei andere weiße Fallensteller und zwei von der Jagd lebende Waldläufer nach wie vor im Cherokesengebiet geduldet werden, und nicht etwa nur deshalb, weil sie mit Indianerinnen verheiratet seien — was bei allen fünf übrigens gar nicht zutraf — sondern weil es eben brave Männer seien, die still ihrer Beschäftigung oder Liebhaberei nachgingen, welche

deshalb von den roten Söhnen des großen Geistes als ihre weißen Brüder geschätzt würden.

Nach dieser Erklärung, im blütenreichen Stile des Komantschendialektes redegewandt vorgetragen,



entrollte der Dolmetscher ein weißgegerbtes Leder, welches mit roten Figuren bedeckt war, zum größten Teil Tiere darstellend, so z. B. einen Fuchs, dessen Fell zur Hälfte abgezogen war.

Das war der Brief, den die letzte Cherokesin dem weißen Häuptling als dem Stellvertreter des großen

Vaters in Washington schrieb, wonach sie ein für allemal verbot, daß noch ein Bleichgesicht ihr Gebiet beträte; tat er es, so verlor er ohne Gnade und Barmherzigkeit Skalp und Leben.

Dieses Verbot hatte ja schon immer existiert, aber das hier war noch ein besonderer Ukas, jetzt gab es auch keinen Schutzbrief mehr. Nur noch die konzessionierten Indiantraders und gewisse Beamte, welche in Washington beglaubigt wurden, durften das Cherokesengebiet betreten, welches bis auf weiteres unter dem Schutze der Komantschen stand.

Kaum hatte der Mestize die Lederrolle dem Kolonel eingehändigt, als er sich von seinem Kissen erhob und das Zimmer verließ, und diesmal hatte er aus seinen strahlend-blauen Augen keinen Blick für den im Hintergrunde Stehenden gehabt.

Es hätte zu sehr gegen die hier herrschenden Sitten verstoßen, wenn Nobody ihm sofort gefolgt wäre. Der Stellvertreter des Häuptlings hatte doch jetzt auch mit den anderen Indianern zu sprechen, und er entging ihm ja nicht.

Außerdem waren Nobodys Gedanken mit etwas anderem beschäftigt. Jetzt waren die ihm ausgestellten Schutzbriefe wertlos geworden, er mußte sie zurückgeben. Nun, Nobody hätte sie ja sowieso gar nicht gebraucht, aber immerhin, jetzt hatte sich die ganze Sache doch bedeutend geändert. Selbst wenn er mit seinen alten Freunden rechnete, von denen er schon einige unten im Forthofe erkannt hatte, so mußte er dabei doch bedenken, daß die Komantschen jetzt unter dem Befehle der Cherokesenwitwe standen, und diese Unterordnung war um so vollkommener, weil sie eine freiwillige war, und gerade die wilden und unzivilisierten Völker respektieren so etwas am allermeisten, wie es z. B. bei einem Indianerstamm doch keine Majestätsbeleidigung gegen das Oberhaupt gibt.

Als sich nach ausgerauchter Pfeife auch der Häupt-

ling erhob, durfte sich Nobody entfernen. Zunächst ging er nach der Post, um sich aus einem Gentleman in einen Waldläufer zu verwandeln. Alles, was er hierzu brauchte, war im Gepäckwagen desselben Zuges mitgekommen. Nobody hatte es in New-York schon vorher nach der Bahn bringen lassen. Dann hatte er hier nur noch Pferde zu besorgen, was keine Schwierigkeiten bot.

— — — — — — — — — — — —

Der Mestize hatte sich nicht, wie Nobody vermutet, erst in den Festungshof begeben, sondern war elastischen Schrittes direkt die Straße hinabgegangen, hauptsächlich von Niederlagen und Schenkwirtschaften gebildet. Er betrat das größte ‚Hotel', immerhin in Wirklichkeit eine ganz manierliche Kneipe.

Es waren nur drei Gäste darin. Im Hintergrunde saßen zwei Männer, von denen der eine hier so bekannt war, daß wir ihn gleich vorstellen wollen: Bill Job, ein Indiantrader, der besonders das Komantschengebiet bereiste, früher, als in dem der Cherokesen noch etwas zu verkaufen war, auch dieses, ein schmieriger, einäugiger, wüst aussehender Gesell. Der andere war ein Fremder, der erst mit dem vorigen Zuge gekommen war, ein ältlicher Herr in kariertem Reisekostüm mit glattrasiertem Yankeegesicht. Die beiden führten eine Unterhaltung in flüsterndem Tone und tranken dazu Brandy und Selters.

Der dritte Gast saß gleich vorn zwischen den beiden Fenstern, und das war kein anderer als der weltberühmte Detektiv Nemo, der sich hier in der Wildnis Achilles Stronghand nannte, und dessen eigentlicher Name Cerberus Mojan war.

Er war gerade dabei, sich ein Schnitzel mit Champignons zu Gemüte zu führen — wieder einmal ein Beweis, daß alles, was gut schmeckt, mit dem Sch anfängt! — ein Schnitzel, das ihm auf einer Braten-

schüssel vorgesetzt worden war, nämlich aus dem Grunde, weil es auf keinen Teller gegangen wäre.

Und dann staunte der Wirt, was der merkwürdige Kauz für seltsame Manipulationen mit dem Riesenschnitzel von einem Viertelmeter Länge vornahm, ehe er es zu verzehren begann.

Mojan zog aus einem seiner zahlreichen Lederfutterale eine große Tube hervor, so eine, wie sie die Maler für ihre Farben haben, schraubte den Stöpsel ab, preßte hinten, eine rote Wurst quoll hervor, immer länger und länger; die rote Ockerfarbe wurde auf dem Schnitzel verschmiert, und als alles so weit war, sperrte Mojan seinen Rachen auf, schob das abgeschnittene Stück Schnitzel mit der roten Farbe hinein, schob eine Portion Champignons nach, wie in einen Backofen, klappte seinen Rachen wieder zu, ein Druck, ein Schluck, weg war es — und nun fing es von vorn an.

Doch der staunende Wirt befand sich in einem Irrtum. Es war keine Malerfarbe, sondern Anschovisbutter, die der Gourmand in einer Zinntube mit sich führte.

So war die Situation, als der Mestize mit dem buntgestreiften Gesicht eintrat. Er nahm seitwärts an einem Tische Platz, und der Wirt fand es ganz selbstverständlich, daß dieser Gast aus der Wildnis Schokolade bestellte, denn wenn ein Reisender die echten Rothäute kennen lernen will, so darf er nie vergessen, unter seinen Geschenken auch eine gehörige Portion Tafelschokolade mitzunehmen. Sie ist für die Indianer nach Tabak die begehrteste Leckerei — Branntwein, Feuerwasser ist wieder etwas ganz anderes — wobei auch zu bedenken ist, daß die Heimat der Schokolade das südliche Nordamerika ist, der Geschmack muß noch im Blute liegen — und ebenso selbstverständlich war es, daß der Gast aus der Wildnis gleich nach den illustrierten Zeitungen griff. Findet man

doch heutzutage selbst im fernsten Westen selten einen Wigwam ohne Bildchen, die wie die Heiligtümer behandelt werden, meistenteils aus illustrierten Journalen geschnitten. Diese Vorliebe für Bilder teilt der Indianer noch mit anderen Volksstämmen.

Wird es der geneigte Leser glauben? Der Schreiber dieses ist einmal tief drin in der Libyschen Wüste einem Beduinen begegnet, welcher immer von seinem Talisman sprach, den er im Turban bei sich führte, und der ihn vor jeder Gefahr beschützte, und als er endlich auspackte, was war es? Ein Bildchen, aus dem ‚Kladderadatsch' herausgeschnitten, Bismarck mit den drei Haaren! Und dieses Bildchen hat dem Schreiber das Leben gerettet. Anstatt aufgespießt zu werden, wegen einer unbewußt begangenen Freveltat, er hatte ein Haremsweib sich im Sande baden sehen, wurde er, weil er von dem dreihaarigen ‚Sultan von Berlin' erzählen konnte, als Gastfreund im Zelte aufgenommen.

Das sind Erinnerungen eines Reisenden, über die man dicke Bücher schreiben könnte. Aber man tut es nicht. Denn was da alles noch drum und dran hängt, wie der Beduine zu dem Bildchen aus dem ‚Kladderadatsch' gekommen war, wo er schon von Bismarck gehört hatte, weshalb er ihn nach dem Propheten als seinen Schutzheiligen betrachtete — das alles ist so abenteuerlich, so romantisch, mit so viel verzwickten Umständen und Zufällen verbunden, daß man es lieber gar nicht erzählt. Der deutsche Leser würde es einfach nicht glauben. —

Der Mestize mit dem buntfarbigen Gesicht hatte nur bei den beiden im Hintergrunde sitzenden Gästen einiges Aufsehen erregt. Sie steckten die Köpfe zusammen und zischelten. Mojan war viel zu sehr in sein Schnitzel vertieft, er hatte den Eintritt des neuen Gastes vielleicht gar nicht bemerkt.

Ein Stimmengewirr kam näher, die Tür wurde

aufgerissen, und herein stürmten die Männer, die die Komantschen per Schub über die Grenze gebracht hatten. Man hatte sie freigelassen, nur die Waffen waren ihnen vorläufig noch nicht wiedergegeben worden.

Jetzt waren sie frei, zum ersten Male konnten sie ihrem Unmut freien Lauf laffen. Tumultartig waren sie hereingekommen, und noch ehe sie Platz genommen hatten und die Getränke vor ihnen standen, ging das Schimpfen und Fluchen schon los. Sie verfluchten alles, was es nur auf der Welt gibt, am allermeisten natürlich die Komantschen, und den allergrößten Teil dieser Verwünschungen bekam die ‚Susanne verwitwete Hackeklotzen' ab, mit der die Freiersleute recht trübe Erfahrungen gemacht zu haben schienen.

Wir wollen hier keinen einzigen der Flüche und Ausdrücke wiederholen; schon der zarteste Name, den der sanfteste Mund dieser Gesellschaft der Häuptlingswitwe gab, ist polizeilich verboten.

Die beiden Gäste im dunklen Hintergrunde lachten, der Mestize hatte sich hinter einem Journal vergraben, und Mr. Cerberus Mojan schob in seinen Rachen das letzte Stück des Riesenschnitzels, klappte den Rachen zu, kaute nicht erst lange, sondern stand auf, schnallte den Gürtel mit sämtlichen Waffen etc. p. p. ab, legte ihn auf den Tisch, zog dann den mächtigen Stockdegen aus dem rechten Stiefelschaft und legte ihn gleichfalls auf den Tisch, stellte das gewaltige Donnerrohr, das auch beim Essen über der Schulter gehangen hatte, gegen den Stuhl, wischte sich noch einmal das Maul mit der Serviette ab, und nun ging er nach dem vollbesetzten Tische hinüber, dort baute er sich auf.

„Gentlemen!"

Mit jener eigentümlichen Höflichkeit, die in Amerika bei gewisser Gelegenheit auch der roheste Hinterwäldler und Cowboy gegen den Fremden zeigt, trat eine augenblickliche Stille ein.

„Ruhe, der Gentleman will sprechen!" erklang

es, und aller Augen richteten sich erwartungsvoll auf den kleinen Dicken.

Und auch Cerberus Mojan war ein Yankee und wußte, was sich schickte.

„Mein Name ist Achilles Stronghand," stellte er sich zunächst vor, und mit derselben leidenschaftslosen Höflichkeit fuhr er fort: „Gentlemen! Sie belieben von einer Dame zu sprechen, von welcher Sie jedenfalls nicht wissen, daß sie mir nahe steht. Denn wenn Sie das wüßten, so würden Sie sich in bezug auf diese Dame nicht solcher Ausdrücke bedienen. Wenn die Gentlemen nun etwas gegen diese Dame haben, was nicht meine Sache ist, so bitte ich Sie höflichst, nicht mehr über die Dame zu sprechen, so lange ich im Zimmer bin."

Verdutzt schauten sich die Samtjacken und Lederhemden nach dieser wohlgesetzten Rede an.

„Wir sprechen von Susquesan, der letzten Cherokesin," meinte eine rauhe Stimme.

„Eben von dieser sprach auch ich. Susquesan die letzte Cherokesin ist meine Braut."

Die Gesichter wurden noch verdutzter.

„Ist — Eure — Braut?!"

„Ist meine Braut; ich reise jetzt hin, um sie zu ehelichen, und ich dulde daher nicht, daß in meiner Gegenwart noch ein einziges übles Wort über sie laut wird, und wer es wagt, der bekommt es mit mir zu tun, und mein Name ist Achilles Stronghand."

Jetzt freilich war es mit der amerikanischen Höflichkeit vorbei. Im Augenblicke übersah man die possierliche Figur mit dem gewaltigen Schmerbauch; die von Wut und Whisky erhitzten Gemüter dachten nur daran, daß dies der Mann sei, dessentwegen sie von der Häuptlingswitwe einen schmählichen Korb bekommen hatten, und jetzt wandte sich der allgemeine Unmut, in Hohn umgesetzt, gegen diesen.

„Nun seht diesen Fatzken! — Was will denn

der Kerl eigentlich von uns? — Was, der will uns freien Männern den Mund verbieten? — Das also ist der Hundsfott, der die . . . . . heiraten wird? — Na ja, die beiden passen zusammen! — Schlagt den Hund zu Boden!"

Doch noch schien es zu keinen Tätlichkeiten kommen zu wollen, noch blieb alles sitzen. Nur einer sprang dicht vor Mojan vom Stuhle auf, ein samtner Mexikaner.

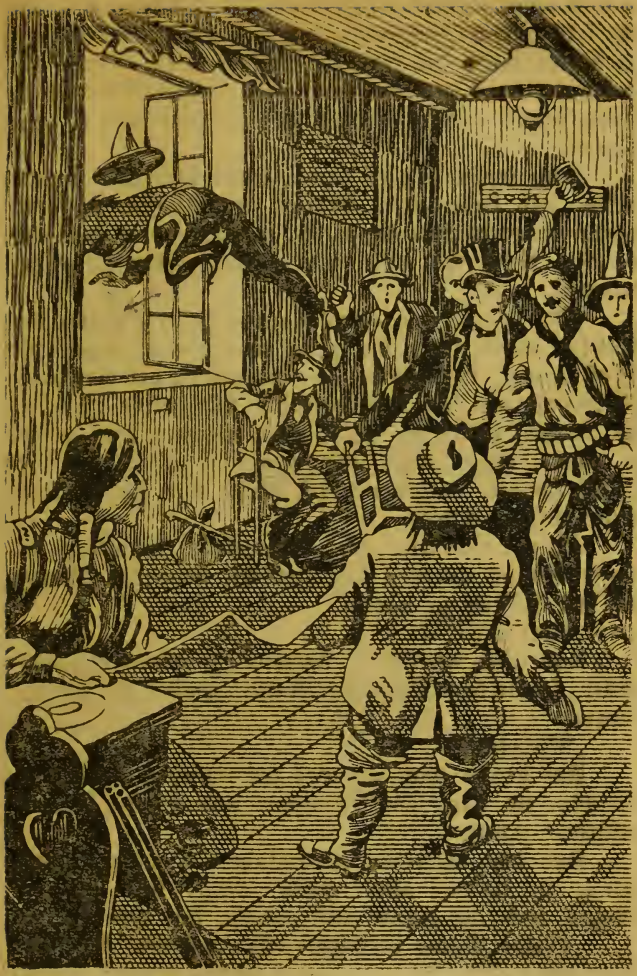
„Was ist denn das eigentlich für ein Affe?!"

Noch blieb der kleine, dicke Stöpsel unerschütterlich.

„Sie haben recht, mein Herr," sagte er ruhig, „wir alle stammen vom Affen, und besonders Ihre Ahnenreihe hat es gar nicht so weit bis zum Affenbrotbaum. Im übrigen, mein Herr, kann es Ihnen ganz gleichgültig sein, wer und was ich bin, meinen Namen habe ich Ihnen ja schon gesagt — Achilles Stronghand — Sie aber, mein Herr," jetzt versenkte Mojan auch noch sorglos die Hände in den Hosentaschen, während sein Mopsgesicht einen unsagbar verächtlichen Ausdruck annahm, „Sie aber, mein Herr, Sie sind in meinen Augen ein Etcetera bäbä!"

Der Leser hat wohl schon gemerkt, daß Mojan sein ‚Etcetera bäbä' durch die Macht der Gewohnheit bereits als selbständiges Hauptwort gebrauchte. Der Mexikaner verstand die Bedeutung dieses Ausdrucks jedenfalls nicht, aber er hatte ja auch ganz recht, wenn er es als eine Beleidigung, als ein Schimpfwort auffaßte, und nun noch Mojans verächtliches Gesicht dazu! — Auch der Mexikaner wollte seinerseits seiner Verachtung Ausdruck geben, indem er gar nicht die Hand gebrauchte, er hob den Fuß, um dem Dickwanst einen Tritt in den Bauch zu geben.

Aber der Dickwanst hatte seine Hände schneller aus den Hosentaschen als der schlanke Mexikaner seinen Fuß in die Höhe; mit einem blitzschnellen Griffe hatte



„Rrrraus!“ donnerte Mojan und warf den Mexikaner durchs Fenster auf die Straße. (S. 562.)

er den Fuß gepackt, wie ein Kreisel drehte er sich um sich selbst, eine Samtjacke und ein Hosenbein sausten im Kreise durch die Luft — „Rrrraus!!“ — und der Schwung war gut berechnet, der losgelassene Mexikaner sauste gerade durchs Fenster auf die Straße hinaus.

Jetzt freilich brach der Tumult los; alle Samtjacken und Lederhosen stürzten auf Mojan zu, und diesem wäre es übel ergangen, er wäre sofort zugedeckt worden, wenn ihm nicht von anderer Seite Hilfe gekommen.

Mit dem Satze eines Tigers stand plötzlich der Mestize neben ihm, die geballten Fäuste gegen die Brust gelegt, er schnellte sie vor, zweien der Angreifer ins Gesicht; wie vom Blitz getroffen stürzten sie, zwischen die Augen getroffen, zu Boden, einen dritten packte er unter den Armen und warf ihn mit Wucht den Anstürmenden entgegen, daß gleich eine ganze Reihe niedergerissen wurde.

Diesen Moment der allgemeinen Stockung benutzte Mojan, um den ihm zunächst stehenden Manne bei den Hüften zu packen.

„Rrrraus!!“

Und auch der zweite, diesmal ein lederner Fallensteller, folgte dem Mexikaner durchs Fenster zur Straße hinaus.

„Rrrraus!!“

Ein dritter war von der menschlichen Schleudermaschine im eleganten Schwunge zum Fenster hinausbefördert worden.

Und jetzt schien die menschliche Schleudermaschine genug zu haben, aller guten Dinge sind drei — Mojan hob die Hand und winkte mit dem Finger.

„Meine Name ist Achilles Stronghand. Na, wer hat noch Lust? Immer heran, heran, heran! Macht viel Vergnügen und kostet nichts! Na, niemand?“

Nein, niemand. Die Niedergeworfenen hatten

sich wieder aufgerichtet, es war ihre letzte Bewegung gewesen, dann standen auch sie wie die Statuen da und starrten die beiden an.

Es war nicht allein, daß der Mestize ein langes Messer gezückt hatte, und daß sie diesen Mestizen schon früher oder doch während der Reise kennen gelernt haben mochten, daß mit dem nicht zu spaßen war — nein, etwas anderes war es, was diese Lähmung der Gliedmaßen bei all diesen Männern erzeugte, die sonst auch recht gut ihren Mann standen.

Die Schnelligkeit war es, mit der sich dies alles abgespielt hatte! Denn das war nicht so langsam gegangen, wie hier erzählt werden kann. Das war eine phantomartige Geschwindigkeit gewesen — zwei niedergeschlagen, einen als Kriegskeule gebraucht, drei zum Fenster hinausexpediert — alle diese Männer glaubten, nur eine Vision gehabt zu haben, deshalb standen sie so träumend da.

Der Mestize legte seinem Partner die linke Hand auf die Schulter, ohne das erhobene Messer zu senken.

„Kommt," flüsterte er, „jetzt ist die beste Gelegenheit."

Gut, Mojan war bereit dazu. Aber seine Waffen konnte er doch nicht hierlassen. Also er ging hin an den Tisch, schnallte seinen Gürtel um, hing das Gewehr über die Schulter, trank sein Bier aus — und wie er das tat, da verließ ihn seine bisherige Ruhe, mit einem Male bekam er einen feuerroten Kopf, so wandte er sich gegen die noch immer regungslos Dastehenden um, und jetzt war es mit der Höflichkeit des amerikanischen Gentleman vorbei, jetzt donnerte er los, wie es nur Mr. Cerberus Mojan konnte.

„Ihr voll Jauche gefüllten Wiedehopfe ihr! Ihr Mistkäfer stinkigen! Ihr ihr ihr ihr ihr — ihr Etcetera bäbäs — bäbäbäbäbääääs!! Rrrrraus!!!"

Ein Mann hatte sich dem Schimpfenden genähert,

ein blitzschneller Griff — schwubb! — der betreffende flog als vierter zum Fenster hinaus.

Nun sind aber aller guten Dinge drei. Beim vierten hatte sich Achilles Stronghand vergriffen. Es war der ganz harmlose Wirt, der sich ihm in der besten Absicht genähert, den er zum Fenster hinausexpediert hatte.

Doch Mojan merkte seinen Irrtum nicht. Er ging der Tür zu, der Mestize, das Messer noch immer erhoben, retirierte rückwärts hinaus, jenem den Rücken deckend, sie erreichten die Straße, hinter sich nur ein Murren zurücklassend.

Diese Vorstellung sollte jedoch noch ein Nachspiel ganz besonderer Art haben.

Als Mojan auf die Straße trat, erhob sich vor dem Fenster gerade ein Mann, der dort am Boden gelegen hatte. Es war der hinausgeworfene Wirt.

Jetzt erkannte Mojan ihn als solchen, aber eben, weil er keine Ahnung hatte, daß er versehentlich den Wirt durchs Fenster geworfen, wußte er auch nicht, daß es derjenige war, welcher, und nun war der kleine, dicke Kerl, der soeben den Beweis geliefert, daß er sich den Namen Achilles Stronghand nicht mit Unrecht anmaßte, einmal im Zuge.

„Seid Ihr nicht der Wirt?“ schnauzte er den Aufstehenden an. „Was habt Ihr hier herumzulungern, wenn drin in Eurer Gaststube solcher Radau ist? Ist das überhaupt eine Sache, daß Ihr einen anständigen Gast, der alles im voraus bezahlt hat, von fremden Menschen so beleidigen laßt? Was? Wie? He? Und Ihr bummelt hier draußen herum? Rrrrein!!“

Ein blitzschneller Griff um den Leib, und der unglückliche Wirt flog durchs Fenster wieder in die Gaststube hinein.

Jetzt wurde es drinnen lebendig, das Murren verwandelte sich in ein Brüllen; es wurde nach Waffen

geschrien, das Knacken rührte offenbar vom Abbrechen von Stuhlbeinen her.

„Kommt schnell!“ warnte der Mestize. „Daß Ihr ein ganzer Mann seid, habt Ihr bewiesen, aber diesem Gelichter ist nicht zu trauen, und gegen eine Kugel ist niemand gefeit.“

Mojan hatte auch durchaus keine Lust, sich eine Kugel in seine dicke Hinterseite schießen zu lassen, er machte, daß er um die Ecke kam.

„Wohin? Ins Fort? Verstecken möchte ich mich vor diesem Gesindel nicht. Nur den Rücken will ich frei haben. Und einen hölliſchen Durst habe ich nach dieser Geschichte bekommen.“

„Folgt mir, ich weiß ein Haus, wo es das Beste gibt, was in Ratkill zu haben ist. Dort sitzen wir wie in Abrahams Schoß, wie in einer Festung, und doch ist es ein Fuchsbau mit vielen Ausgängen.“

„Das lasse ich mir gefallen. Andiamo sagt der Italiener.“

Nur noch um eine andere Ecke brauchten sie zu gehen, so blieb der Mestize vor einem alten, baufälligen Hause stehen, das oben mit Schießscharten versehen war; er klopfte in eigentümlicher Weise an der schweren Tür, sofort öffnete ein alter Indianer, freilich keiner mit Skalplocken, sondern eines jener Individuen, wie man ihnen überall in Amerika begegnet, auch in den Städten; der Mestize flüsterte ihm einige Worte zu und stieg, von Mojan gefolgt, eine knarrende Treppe empor. Ein nur von kleinen Schießscharten erhellter Raum zeigte sich, und als der Mestize zwei Stühle an den einzigen Tisch rückte, setzte der nachgekommene Indianer auch schon Gläser auf denselben und eine Flasche Champagner, die eine in Frankreich aufgeklebte Marke trug.

„Ich habe einst andere Zeiten gesehen,“ meinte der Mestize, „und wenn ich einmal aus der Wildnis herauskomme, weiß ich zu leben.“

Noch bevor sie sich gesetzt hatten, geschah etwas, was den Charakter des kleinen, dicken Mannes, dessen Prahlerei sonst keine Grenzen kannte, in einem ganz anderen Lichte erscheinen ließ.

Er hielt dem Mestizen die Hand hin.

„Mann, wer Ihr auch seid — Ihr seid ein braver, wackerer Kerl. Wenn Ihr nicht dazwischen gesprungen wärt, mir wäre es ganz dreckig gegangen."

Kräftig schüttelte der Mestize die dargebotene Hand. Dann setzten sie sich und stießen an mit dem schäumenden Naß.

„Wer seid Ihr eigentlich?" begann Mojan.

„Die Indianer haben mich Bolekenna genannt, das würde bedeuten . . . . fliegender Pfeil, schwirrender Pfeil — nein — Sausepfeil, das ist das Richtige. Bin Botenläufer im Indianerterritorium — Ihr wißt — ich eile von Stamm zu Stamm, wenn eine Botschaft auszurichten ist. Wegen meiner Schnelligkeit hat man mich Sausepfeil genannt."

„Welchem Stamme gehört Ihr an?"

„Gar keinem. Bin Halbblut. Mein Vater war ein Deutscher, meine Mutter eine Indianerin. O, mein Vater hatte viel mit mir vor. Er war auch nicht etwa ein einfacher Jäger, sondern ein Forschungsreisender, und er liebte meine Mutter. Ich habe in der Stadt eine hohe Schule besucht. Habe es aber nicht lange ausgehalten. Mußte zurück in den Wald, das Blut meiner Mutter trieb mich dazu. So bin ich Waldläufer geworden."

„Sehr interessant, wirklich sehr interessant! Was war Ihre Frau Mutter für eine Geborene, wenn ich fragen darf?"

Hinter der Farbenmaske wurde ein Lächeln unterdrückt.

„Sie war eine Cherokesin!"

Mit einem Male nahm das Gesicht des Dicken den Ausdruck des höchsten Mißtrauens an.

„Da sind Sie wohl gar . . . . . erbberechtigt?“

Wieder wurde ein Lächeln unterdrückt.

„Wenn Sie damit meinen, ob ich Ansprüche auf das Cherokesengebiet habe, so ist dies durchaus nicht der Fall. Ich bin in den Stamm der Cherokesen nicht aufgenommen worden, ich bin sogar völlig heimatlos.“

„Ah, sehr gut, sehr gut!“ nickte Mojan befriedigt.

„Aber,“ fuhr Sausepfeil fort, „Susquesan, die letzte Cherokesin, ist meine Schwester.“

„Was, Schwester?!“ fuhr Mojan mißtrauisch schon wieder auf.

„Nicht im Familiensinne gemeint. Wir sind durch Blutschwur miteinander verbunden. Sie rettete mir einmal das Leben, ich erwies ihr einmal einen großen Dienst, da haben wir gegenseitig unser Blut getrunken zum Schwure der ewigen Freundschaft.“

„Was für einen Dienst haben Sie ihr geleistet?“

„Sie von einem Bösewicht befreit, der es auf ihre Frauenehre abgesehen hatte.“

„Da werden Sie sie heiraten?“

„Kann man eine Schwester heiraten? Am wenigstens eine, mit der man sein Blut getauscht hat. Es ist die idealste Freundschaft — außerdem bin ich schon verheiratet.“

Da hielt Mojan ihm wieder die Hand hin.

„Wenn Susanne in diesem Sinne Ihre Schwester ist, dann, junger Mann, begrüße ich Sie als meinen Schwager, denn den Dienst, den Sie Ihrer Schwester geleistet haben, haben Sie meiner Braut, meiner zukünftigen Frau geleistet. Hier, nehmen Sie meine Hand, ich danke Ihnen, Herr Sausewind.“

Diesmal legte ‚Herr Sausewind‘ seine Hand nur zögernd in die dargebotene, diesmal konnte er auch nicht mehr sein Lächeln unterdrücken.

„Ja, aber . . . ich wurde ja Zeuge, wie kraftvoll Sie vorhin für die Ehre meiner Schwester ein-

traten — ich selbst schwieg, weil mich das Kläffen von Schakalen nicht belästigt — aber — Sie nennen Susquesan Ihre Braut?"

„Freilich, das ist meine Braut!"

„Sie sind mit ihr verlobt?"

„Nu, gewiß doch, ich habe ja schon die Verlobungsringe in der Hosentasche."

Und mit jener Naivität, welche so seltsam mit seiner manchmal hervorbrechenden Energie kontrastierte, holte Mojan das Etui hervor, ließ den Deckel aufspringen und jenen die beiden Goldreifen sehen.

„Die bringe ich ihr jetzt; dann kann die Geschichte losgehen."

„Welche Geschichte?"

„Nu, 's Heiraten," war die vergnügte Antwort.

„Sprechen Sie denn von Susquesan, der letzten Cherokesin?"

„Nu natürlich, von wem den sonst?"

„Von Susquesan, der Witwe des Cherokesenhäuptlings Hack—hei—tlos?"

„Jawohl, das ist meine Braut!"

„Sie dürfen mir doch glauben, daß ich die Verhältnisse meiner Schwester sehr gut kenne."

„Das glaube ich Ihnen wohl, Herr Sausewind. Na? Und?"

„Haben Sie denn Susquesan überhaupt schon einmal gesehen?"

„Ich? Nee!"

„Weiß denn Susquesan überhaupt schon, daß Sie sie als Ihre Braut betrachten?"

„Die? Nee!"

Der Mestize war nicht auf den Kopf gefallen — er hatte ja auch die hohe Schule besucht — jedenfalls wußte er gleich, was hier vorlag, er hatte den Charakter dieses Sonderlings sofort erkannt.

„Aha, ich verstehe — Sie beabsichtigen, sich um die Hand der letzten Cherokesin zu bewerben, um

damit Besitzer des ganzen Cherokesengebietes zu werden."

„Erraten, junger Mann, erraten, so ist es, und das ist ein Faktum!"

„Wissen Sie, daß Susquesan durchaus nicht wieder heiraten will, schon viele, viele Bewerber zurückgewiesen hat?"

„Natürlich weiß ich das! Jenes Gesindel hat sie ja eben erst aus ihrem Lande hinausschmeißen lassen."

„Sie aber sind ganz sicher, daß Susquesan Ihre Werbung nicht abschlagen wird, so sicher, daß Sie die letzte Cherokesin schon Ihre Braut nennen? Ist es nicht so?"

Mojan antwortete nicht mehr, er stand auf, nahm das Gewehr von der Schulter, stemmte sich darauf, setzte den einen Fuß vor, reckte den Bauch möglichst weit heraus, und in dieser unternehmenden Pose zwirbelte er seinen schwarzen Schnurrbart, der jetzt nicht mehr abging, denn Nobody hatte ihn mit einem Mittel befestigt, das wie Gift klebte.

„Sehen Sie mich an!"

„Ich sehe Sie."

„Junger Mann, können Sie wirklich glauben, daß Ihre Schwester, wenn Sie mich so dastehen sieht, meine Werbung abschlagen kann?"

Wie gesagt, der ‚Herr Sausewind' schien ein Pfiffkopf zu sein. Er ging sofort auf alles ein.

„Ja, allerdings, da haben Sie recht! Sie machen freilich einen ganz, ganz anderen Eindruck als alle jene Menschen, die ich bisher bei Susquesan habe vorsprechen sehen. Sie imponieren."

„Na, da haben Sie's! Und nun setze ich den Fuß so vor und drehe den Schnurrbart so . . . ."

Und der kleine Dickwanst machte alle die Posen vor, mit denen er sich der Häuptlingswitwe vorstellen würde, um ihr Herz im Sturme zu erobern.

„Ja, da wird sie Ihnen allerdings nicht widerstehen können," stimmte der Mestize bei.

„Na," sagte der moderne Don Juan und Don Quichotte, als er sich wieder setzte, und vorläufig nichts weiter. Dieses ‚Na' hatte schon genug gesagt.

Gleich darauf wollte der Mestize aus seinem Glase trinken, verschluckte sich, brach in ein krampfhaftes Husten aus. Der gutmütige Mojan klopfte ihm behilflich auf den Rücken, ohne zu merken, wie das krampfhafte Husten nur ein unterdrücktes Gelächter bemäntelte.

Dann hatte sich der Mestize wieder in der Gewalt.

„Wenn die Cherokesenwitwe aber nun nicht nach Ihrem Geschmack ist?"

„Ich sage Ihnen: Und wenn sie lahm und schief und bucklig und triefäugig ist — wenn sie die Schwindsucht hat, den Lungenkrebs, den Bandwurm, die Blind- und Mastdarmentzündung, das ganze Etcetera bäbä — — ich heirat' sie!"

Wir wollen nicht noch einmal wiederholen. Denn dasselbe, wenn auch mit anderen Worten, hatte Mojan schon zu Nobody gesagt, und so ging es auch dem Mestizen gegenüber fort.

Nur in einem Falle änderte Mojan seine Pläne, und da bewies er sich als Schlaukopf.

Was würde er denn nun mit dem Cherokesengebiete beginnen, wenn er erst als Mann der letzten Cherokesin der Eigentümer war?

Nein, von seinen Kolonisationsplänen, von seiner Schenkung an die Regierung der Vereinigten Staaten sprach er diesem Halbindianer gegenüber nicht, davor hütete er sich.

„Ich werde," rief der kleine Dickwanst mit Pathos, „mit der Häuptlingswitwe ein urkräftiges Geschlecht von Jägern und Kriegern erziehen, wie es die Welt noch nicht gesehen hat. Mit diesen werde ich das entleerte Gebiet wieder bevölkern, und ich,

Achilles Stronghand, werde ihr Häuptling sein, der Schrecken aller Blaßgesichter, aller roten Feinde, aller Pferdediebe, aller Mädchenräuber, aller Etcetera bäbäs! Oder," Mojan sprang auf und reckte seinen Bauch abermals weit heraus, „oder glauben Sie etwa nicht, daß ich der Mann bin, um mit der Häuptlingswitwe solch ein Geschlecht von urkräftigen, bildschönen Kindern zu zeugen?"

Bum! Der Dickwanst hatte sich wuchtig mit der Hand auf den Bauch geklatscht, und es klang gerade, als wäre auf eine straffgespannte Pauke geschlagen worden.

Man konnte dem Mestizen nicht verdenken, daß er sich nochmals am Champagner verschluckt hatte. Vielleicht dachte er in diesem Augenblicke daran, daß die Ahnmutter dieses urkräftigen, bildschönen Geschlechtes lahm, schief und bucklig war, die Schwindsucht, die Mastdarmentzündung und das ganze Etcetera bäbä hatte.

Ein wüster Lärm näherte sich dem Hause. Mit dem Satze eines Laubfrosches sprang der Dickwanst an die Wand und hatte auch gleich das dreiläufige Donnerrohr durch eine Schießscharte geschoben.

Aber es war nicht nötig, die Festung zu verteidigen. Ganz im Gegenteil. Die betrunkenen Samtjacken und Lederhemden waren, als sie im Forthofe unter Drohungen ihre Waffen gefordert hatten, von den Soldaten überwältigt worden, sie wurden jetzt vorübergeführt, daher das Gejohle.

So hätten die beiden also das Haus verlassen können, aber sie taten es nicht, die Unterhaltung wurde in dem Zimmerchen fortgesetzt. Doch wir brauchen nicht mehr dabeizusein. — — — — — —

Nobody hatte sich durch Anlegung seines abstrapazierten Lederkostüms mit allem, was dazu gehörte, in Cutting Knife verwandelt.

Als er die Poststube, in der er sich gleich um-

gekleidet hatte, verließ, hörte er schon, daß in einem Hotel eine große Schlägerei stattgefunden habe, und nach der Beschreibung war der Hauptheld kein anderer als sein spleeniger Reisegefährte, der zweite Sieger und Mojans Kampfgenosse konnte nur der Dolmetscher mit dem bemalten Gesicht gewesen sein.

Nobody eilte sofort hin nach jenem Hotel.

Dort angelangt, betrat er die Gaststube, in welcher nur noch jene beiden Männer im Hintergrunde saßen.

Wenn Nobody beim Anblick dieser Gäste stutzte, so geschah es nur innerlich, äußerlich war ihm davon nichts anzumerken gewesen. Er würdigte die beiden keines Blickes, aber dieses innerliche Stutzen war dafür ein gründliches gewesen.

„Mac Orley, der Pelzhändler! Derselbe, welcher schon den schneidigen Oskar Singer engagiert hatte, daß er die Häuptlingswitwe auf seine Rechnung heirate! Hier in eigener Person! Im vertraulichen Gespräch mit Bill Job, dem größten Schufte, der im Indianerterritorium herumläuft! Und er hat ihm soeben Geld ausgezahlt! Es waren grüne Hundertdollarnoten und zwei Reihen Goldstücke, die er aufgezählt hatte! Und sie wollen dieses Geldgeschäft verheimlichen! Hallo, da heißt es, die Ohren steifhalten!"

So war es. Die beiden waren also allein in der Gaststube gewesen. Zum Aufzählen von ein paar Banknoten und zwei Reihen Goldstücken braucht man doch nicht lange Zeit. Da war unvermutet ein Fremder eingetreten. Schnell hatte der Indiantrader ein Zeitungsblatt über das Geld gelegt, aber doch noch zu langsam für des Detektivs Argusaugen.

Nobody ließ sich von dem Wirt die Geschichte erzählen. Der harmlose Mann beklagte sich bitter, wie ihn der kleine Dicke erst durchs Fenster hinaus- und dann auf demselben Wege wieder hereingeworfen

hatte, und inzwischen beobachtete Nobody die beiden, denen er den Rücken zukehrte, in einem Wandspiegel.

Da sah er, wie der Trader das Geld unter dem Zeitungsblatte hervorholte, vorsichtig, daß das Gold nicht klapperte, und einsteckte, dann dankend einen Finger an die Kappe legte. Auch Schreibzeug stand auf dem Tische, die Quittung war jedenfalls schon ausgestellt, vielleicht auch ein Kontrakt gemacht worden.

Jetzt konnte Nobody hier nichts mehr tun. Er begab sich nach dem Fort und kam gerade dazu, wie die trunkenen Menschen von den Soldaten überwältigt wurden. Die Waffen vorenthalten durfte man ihnen allerdings nicht. Die Ausgewiesenen hatten ja nichts weiter begangen, aber da keiner einen Waffenschein besaß, brauchte man sie ihnen auch nicht in diesem Distrikte auszuliefern, besonders nicht nach ihrem jetzigen Auftreten. So wurden sie für ihr eigenes Geld mit der Eisenbahn nach der nächsten Station befördert — und dieser Zug hielt nicht aller zehn Minuten — dort bekamen sie die Waffen und konnten dann tun, was sie wollten.

Nobody war es sehr angenehm, daß alles so gekommen war. So brauchte er nicht mehr für seinen Begleiter zu fürchten. Die knippen sich doch auf jener Station erst fest, und dann war alles bald verraucht.

Die Komantschen kampierten im Forthofe, bereiteten sich das Essen selbst an offenen Feuern, auch die Nacht würden sie hier unter freiem Himmel verbringen. Nobody begab sich hinab.

Ob die älteren Komantschen, mit denen er früher zusammen gejagt und gefochten hatte, Cutting Knife wiedererkannten, das war bei dem Phlegma des Indianers schwer zu sagen. Eine Vorstellung mußte sowieso erfolgen, weil der Indianer ja von sich selbst meistenteils in der dritten Person spricht, aber als dann einer der roten Krieger nach dem anderen die rechte Hand aufs Herz legte und, sich im Sitzen etwas

verneigend, sagte: „Cutting Knife ist mein Bruder,“ — da lag in diesen einfachen Worten trotz allen Ernstes mehr herzliche Freude, als wenn sie dem ehemaligen Waffengefährten um den Hals gefallen wären.

Qualvoll langsam ging die Unterhaltung am Lagerfeuer vonstatten. Ehe Nobody die Antwort auf seine Frage erhielt, ob er die Komantschen in das Cherokesengebiet begleiten dürfe, da mußte erst gar manche Rauchwolke durch die Nase geblasen werden, und dann endlich bekam er es zu hören:

„Der kleine Fischotter wird entscheiden.“

Der kleine Fischotter kam, der führende Häuptling, der Sohn des großen Fischotter, dessen sämtliche Kinder es im Schwimmen und Tauchen mit dem Fischotter aufnahmen.

Nobody sah den jungen Häuptling, den Stellvertreter der Cherokesenwitwe, zum ersten Male, und der kleine Fischotter rauchte erst drei Pfeifen aus, ehe er seine Entscheidung fällte:

„Morgen, wenn die Sonne aufgeht, wird Cutting Knife es wissen.“

Fertig! Der kleine Fischotter hatte gesprochen. Kein Wort mehr!

Nobody suchte den gesprächigsten Krieger auf und forschte ihn über den Dolmetscher aus, natürlich mit äußerster Vorsicht, die größte Geschicklichkeit war dazu nötig; denn um Gottes willen nur keine Neugier, nicht einmal Wißbegierde zeigen!

Bolekenna, Sausepfeil, ein Mestize, neutraler Botenläufer, eine Art indianischer Botschafter, alle Stämme zugleich vertretend — mehr brachte auch Nobody trotz all seiner Geschicklichkeit nicht heraus.

Dann stieß Nobody mit Mojan zusammen, der einen kleinen Käfer gehascht hatte. Gegenwärtig hatte er den Schlucken.

„Famoser — hop — Beng — hop — Bengel

— hop — wir haben zusammen — hop — vier Flaschen Champ — hop — Cham — hop — Cham — hop — Cham — hop . . . . "

„Champagner," kam Nobody ihm zu Hilfe.

„Na, da lassen Sie mich doch aussprechen!" schnauzte ihn da der kleine Dicke auch noch an. „Bin ich etwa nicht Mann genug, um selber mein Wort zu führen? Was? Wie? He? Wir haben zusammen vier Flaschen Cham — hop — Cham — hop — Cham — hop — Cham — hop . . . . . "

„Gott bewahre mich!" lachte Nobody. „Machen Sie erst einmal eine tiefe Rückenbeuge und fressen Sie Ihr Taschentuch auf, das hilft gegen den Schlucken. Mensch, von den paar Flaschen Champagner könnt Ihr doch keinen solchen Affen bekommen haben!"

Mojan klammerte sich an einen Laternenpfahl an, und jetzt fing der kleine Kerl auch noch an zu weinen.

„Ich glaube," schluchzte er, „ich habe das ganze Etc — hop — Etc — hop — Etc — hop — Etcetera — bäb — hop — bäb — hop — bäb — hop — bäbäbäbäbäääää! Aaah, das tat mir aber wohl!"

Nobody brachte ihn ins Fort und zu Bett. Den Mestizen aufzufinden, gelang ihm nicht; niemand hatte ihn gesehen. Bezecht konnte er nicht sein, denn von Mojan hatte Nobody noch erfahren, daß der Mestize von der ersten Flasche Champagner nur zwei Gläser getrunken hatte, dann hatte er sich an Limonade gehalten, auch so ein Lieblingsgetränk aller Naturkinder, selbst wenn sie schon Geschmack am Feuerwasser bekommen haben. Die anderen vier Flaschen Champagner hatte Mojan allein ausgetrunken und noch manches ‚Etcetera bäbä' daraufgesetzt.

Es war schon dunkel geworden, als Nobody, welcher noch zwei Reit- und drei Packpferde besorgen wollte, denn Mojan hatte als Geschenk für die In-

dianer vier Zentner Schokolade mitgenommen, noch einmal an jenem Hotel vorüberkam. Die Vorhänge waren an den erleuchteten Fenstern zugezogen; Nobody fand eine Spalte und spähte hindurch — dort hinten an jenem Tisch saß noch immer der Indiantrader, jetzt aber allein.

Gut, so konnte diese Angelegenheit gleich erledigt werden. Er mußte den Mann von hier fortlocken, um ihn unter vier Augen zu bekommen.

Das Fortlocken war vielleicht nicht nötig, wie Nobody beim Eintreten erkannte, denn Bill Job war in der von einer trübe brennenden Petroleumlampe erleuchteten Stube der einzige Gast.

„Hallo, Bill Job, old man, kennt Ihr mich denn noch?"

Nein. Aber als der Indiantrader versichert war, daß er Cutting Knife vor sich habe, da lüftete er respektvoll seine Kappe, die er sonst nicht einmal während des Schlafens abnahm.

Der Wirt brachte Whisky, Wasser, Zucker, Pfeffermünz und andere Ingredienzen, der Cocktail wurde zusammengerührt, und als die beiden allein waren, da machte Nobody als Hypnotiseur sein Meisterstück.

Bill Job hatte also nur ein Auge, mit diesem schielte er auch noch, man wußte nie, wohin er sah; den Sprecher blickte der heimtückisch aussehende Geselle überhaupt nie an, dazu verbreitete die weitentfernte Lampe nur ein Dämmerlicht, und dennoch brachte Nobody es fertig, dieses eine Auge nach oben zu fixieren, daß nur noch das Weiße zu sehen war. Der Kerl behielt sein widriges Grinsen auch noch in der Hypnose.

„Bill Job, du wirst mir bedingungslos gehorchen!"

„Ich gehorche — hähähä."

„Sobald ich sage ‚Prost!', wirst du erinnerungslos erwachen!"

„Erinnerungslos erwachen — hähähä."

„Wer war der Mann, der dir vorhin das Geld gab?"

„Mr. Peters."

Das stimmte nicht. Natürlich nicht. Mac Orley hatte sich einen anderen Namen beigelegt.

Nobody erfuhr alles. Der Indiantrader, der sich wieder in das Cherokesengebiet zurückbegab, sollte der Häuptlingswitwe ein Mittel beibringen, in Schokolade oder in einem anderen Getränk oder sonst auf eine Weise, welches für lange Zeit die heftigsten Kopfschmerzen erzeugte.

„ . . . und auch die Augen sollen ihr vor Schmerz aus dem Kopfe fallen, hähähä," grinste der Hypnotisierte.

Das Mittel hatte der Trader in verschiedenen Präparaten von Mac Orley bekommen; Nobody sah es, ein grünes Pulver, er ließ es ihm. Was es gewesen ist, steht nicht in Nobodys Tagebuch, jedenfalls war Belladonna dabei.

Der Hokuspokus des Medizinmannes, wenn sich Susquesan solch einer Kur wirklich unterwarf, würde nichts nützen. Dann sollte der noch anwesende, natürlich ganz unschuldige Bill Job ein Geschichtchen erzählen, wie so eine Krankheit mit ganz gleichen Erscheinungen jetzt unten an der Grenze sehr häufig vorkäme, Chinesen hätten sie eingeschleppt, aber da sei unten in Ballcreek, einem Städtchen nicht weit von der Grenze entfernt, ein Arzt, welcher diese Krankheit schon oft und immer mit dem glücklichsten Erfolge behandelt habe.

Susquesan, die fremde Indianerin, welche ebenso geistig wie körperlich über alle anderen Squaws stehen sollte, würde, von den furchtbarsten Kopfschmerzen geplagt, nicht minder für ihre entzündeten Augen fürchtend, unbedingt diesen Arzt in Ballcreek sofort aufsuchen und . . . . .

„Prost!“ sagte Nobody in scharfem Tone; denn ein Gast war ins Zimmer getreten.

Das eine Auge kehrte in seine natürliche Lage zurück, Bill Job stieß mit seinem Glase an das vorgehaltene.

„Prost, hähähä.“

Nobody brauchte den Mann gar nicht noch einmal vorzunehmen. Er wußte bereits alles.

Als er die Gaststube verließ, trällerte er draußen in der Hausflur ein schönes, deutsches Liedchen, einfach, aber sinnreich:

„Zum Tinglingling, Auguste,
Wenn du nicht willst, dann mußte . . .“

Als er auf die Straße trat, wunderte er sich nicht wenig, vor der Haustür auf der Bank einen Indianer mit der geölten Skalplocke sitzen zu sehen — den kleinen Fischotter, sein geliebtes Kalumet rauchend. Was machte der große Häuptling der Komantschen hier vor der Kneipe auf der Bank?

„Uff!“

Gut, Nobody folgte dieser Einladung, er setzte sich neben jenen und rauchte gleichfalls eine Pfeife.

Als des Häuptlings Kalumet zu schnarchen begann, hatte er endlich ausgedacht, was er sagen wollte.

„Mein Bruder ist immer bei den Komantschen willkommen gewesen, Cutting Knife wird auch im Wigwam der letzten Cherokesin willkommen sein. Uff!“

Sprach's, klopfte seine Pfeife aus, stand auf und ging majestätisch von dannen, hinter sich her einen langen Schweif von Fischotterschwänzen ziehend.

Noch verwunderter blickte Nobody ihm nach.

Sieht das einem Häuptling ähnlich, daß er den, dem er etwas zu sagen hat, auf der Bank vor der Kneipe erwartet? Sieht das einem Häuptling ähnlich, daß er seinen Entschluß ändert, daß er schon am

Abend sagt, was er erst am anderen Morgen sagen will?

Doch es gibt eben immer Ausnahmen.

Nobody ging, um die Pferde zu besorgen. Denn hatte er die Erlaubnis, so war es ganz selbstverständlich, daß jeder, den er mitbrachte, ebenfalls willkommen war. Die indianische Gastfreundschaft ist fast unbegrenzt. — — — — — — — — — — — —

Die langen Schatten der Morgensonne bekamen schärfere Umrisse, als sich die Komantschen auf ihre Mustangs schwangen, und jetzt erst, da sie ihre Beine um einen Pferdeleib legen konnten, wurden diese geborenen Reiter wirkliche Menschen.

Cerberus Mojan nahm eine kritische Kennermiene an, wie er das Roß betrachtete, welches er besteigen sollte, er sprach etwas von Fesseln und hartem Maul; Nobody traute ihm nicht recht — aber wahrhaftig, der kleine Dickwanst brauchte keine Leiter, nicht einmal einen Baumstumpf, um in den Sattel zu kommen!

Vergebens sah sich Nobody nach dem Mestizen um. Bolekenna war schon am Abend zuvor abgeritten, die Ankunft zu melden.

Zwei Tage lang bewegte sich der schweigsame Zug tiefernster Rothäute durch Urwald und Prärie, in Schritt, Trab und Galopp. Wohin? Dorthin, wohin der an der Spitze reitende Häuptling sein Pferd lenkte. Selbst die hintereinandergehenden Tiere schienen in die einmal vom Führer vorgezeichneten Hufspuren zu treten, und die Worte konnten gezählt werden, welche während dieser beiden Tage zwischen den Rothäuten gewechselt wurden.

So etwas wirkte ansteckend. Auch der sonst so geschwätzige Mojan verlernte ganz das Sprechen. Vielleicht auch fühlte er sich schon als Indianerhäuptling. Und wirklich, Nobody hatte ihm bitter unrecht getan, als er bezweifelte, daß der kleine Dickwanst

einen Reisegesellschafter durch die Wildnis abgeben könne.

Zwischen den beiden glühenden Sonnentagen war eine böse Nacht mit eiskaltem Regen gewesen, und Cerberus Mojan hatte am Lagerfeuer, das nicht brennen wollte, in der durchnäßten Wolldecke wie ein Mann geschlafen und wie ein Bär geschnarcht.

„Na, Achilles Stronghand," hatte am anderen Morgen Nobody gefragt, „was sagen Sie denn zu solch einer Regennacht im Freien?"

Da hatte der schweigsam gewordene Dickwanst nur eine wegwerfende Handbewegung gemacht und in abgekürzter Weise geantwortet:

„Cetra bä!"

Am Morgen des dritten Tages erreichte der Zug eine Stelle im Walde, der jeder Mensch, wenn er nicht gerade blind war, ansah, daß hier noch vor kurzer Zeit ein größeres Zeltlager gestanden hatte.

Auch den Rothäuten konnte man anmerken, daß sie hier das Lager ihrer Kameraden zu finden geglaubt hatten. Dasselbe war eben aus irgend einem Grunde abgebrochen und verlegt worden, vielleicht war es auch noch auf der Wanderung.

Nun, selbst wenn keine geheimen Zeichen zurückgelassen waren, welche dem Häuptling erzählten, wohin er sich zu wenden hatte — um die noch ganz frische Spur der vielen Pferdehufe und der nachschleifenden Zeltstangen verfolgen zu können, brauchte man kein geübter Fährtensucher zu sein.

Nur wenige Stunden noch, so änderte sich das Aussehen der Gegend, immer mehr wurde der Laubwald von Fichten verdrängt, die auf dem steiniger werdenden Boden die zu ihrer Existenz günstigsten Bedingungen gefunden hatten; wie Druidensteine einzeln umherliegende Felsblöcke traten auf, dann ganze Felsformationen, immer mächtiger wurden die Fichten und Tannen, und plötzlich, als der Zug um

ein Miniaturgebirge bog, lag vor ihm ein Dutzend buntbemalter Wigwams.

Sie bildeten einen weiten Kreis; innerhalb desselben loderten große Feuer; an diesen gingen rote Krieger ihrer Beschäftigung nach, die sich meist auf Zubereitung des Essens erstreckte, mehr noch lagen rauchend umher, und als der Zug mit den beiden fremden Bleichgesichtern einritt, hielt keine Hand in der Arbeit inne, niemand hob auch nur den Kopf.

Kein Weib und kein Kind war zu sehen, kein Hund kläffte den Ankommenden entgegen. Das hier war eben kein gewöhnliches, indianisches Zeltlager, hier gab es kein Familienleben. In der Mitte des weiten Kreises stand ein einzelner Wigwam, die Lederhäute mit ganz anderen Totems oder Zeichen bemalt, mit denen der ausgestorbenen Cherokesen; hier also hauste Susquesan, die letzte Cherokesin, die sich aus dem Stamme der befreundeten Komantschen zweiundfünfzig der besten Krieger zur Schutzwache auserlesen hatte.

Deshalb durfte man auch nicht glauben, daß man unvermutet gekommen sei. Wenn auch kein Vorposten zu bemerken gewesen, so waren doch ganz sicher solche ausgestellt, so wie die draußen am Rande eines Baches weidenden Pferde unter einer ebenfalls unsichtbaren Aufsicht standen.

Die zurückgekommenen Rothäute stiegen von ihren Mustangs; diese suchten sofort ihre Kameraden auf, mit freudigem Wiehern sich wieder mit ihnen vereinend, während ihre Herren in die verschiedenen Wigwams verschwanden, oder sie setzten sich ohne weiteres an ein Feuer nieder und zogen die geliebte Tabakspfeife aus dem Gürtel, begannen schweigend zu rauchen, jedenfalls wartend, bis die auf den Holzkohlen liegenden Fleischstücke gar waren.

Auch Nobody und Mojan waren abgestiegen, ein Indianer führte ihre Pferde davon, und dann

ſtanden die beiden ganz allein da, keines Wortes, nicht einmal eines Blickes gewürdigt.

„Das iſt ja ein merkwürdiger Empfang," brummte Mojan, „wir ſcheinen Luft für die zu ſein."

„Sind wir auch," entgegnete Nobody, ohne ſeine Stimme zu dämpfen. „Jetzt befinden wir uns gewiſſermaßen im Empfangszimmer."

„Sollen wir uns nicht ebenfalls an ein Feuer ſetzen?"

„Dürfen wir noch nicht. Wir ſind gegenwärtig von den Indianern noch durch eine zwar durchſichtige, aber undurchdringliche Wand geſchieden. Uebrigens wollen Sie bedenken, daß dieſe Indianer gar kein Recht haben, uns als ihre Gäſte zu begrüßen; denn wir befinden uns nicht in einem Romantſchenlager, ſondern in der Reſidenz der letzten Cherokeſin. Dieſe fremden Krieger ſind nur ihre Vaſallen, allerdings ihre freiwilligen. Dort der einzelne Wigwam, wo unter den Malereien der Fuchs vorherrſcht, iſt der ihre. Der Häuptling iſt ſchon hineingegangen, er erſtattet jetzt Bericht, und ſeien Sie verſichert, daß wir bereits von den dunklen Augen einer ſchönen Indianerin beobachtet werden!"

„Beobachtet? Von der Suſanne Hackeklotzen?"

Wie elektriſiert hatte Mojan es hervorgeſtoßen, und gleich ſtützte er ſich in impoſanter Haltung auf ſeine Donnerbüchſe, ſetzte den einen Fuß vor, reckte den Bauch heraus, zwirbelte den angeklebten Schnurrbart und rollte mit den Augen.

„Nobody — Nobody — ſo? — Was? — Was mache ich für einen Eindruck — wie ſehe ich aus?"

„Einfach bezaubernd! Die Suſanne verwitwete Hackeklotzen wird gleich gerannt kommen und Ihnen um den Hals fallen. Aber Mr. Achilles Stronghand, wenn Sie mich jetzt noch einmal Nobody nennen, dann haue ich Ihnen eine herunter, daß Sie ſich Ihrer Zukünftigen mit einer fürchterlich geſchwol-

lenen Visage präsentieren sollen. Ich bin Cutting Knife, meinetwegen auch Mr. Irwing — verstanden?"

Die Decke, welche den Zugang zu dem allein stehenden Wigwam verhüllte, wurde zurückgeschlagen, der Häuptling kam wieder heraus, kümmerte sich noch immer nicht um die beiden, sondern verschwand in einem anderen Zelte.

Aber die Decke fiel nicht wieder herab, noch immer hielt eine Hand sie, und da plötzlich stand in dem Eingange ein Weib, die Hand über den Augen, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, so blickte es nach den beiden.

„Da ist sie!" flüsterte Nobody, und schnell wechselte der kleine Dickwanst seine Positur, setzte den anderen Fuß vor, reckte den Schmerbauch noch weiter heraus — benahm sich wie ein geblähter Pfauhahn.

Doch es war nur ein Moment gewesen, dann war die Gestalt wieder hinter der herunterfallenden Decke verschwunden. Sie hatte ein buntes Kostüm getragen, jedenfalls aus Leder, mit Malereien bedeckt, der kurze Rock nur bis zu den Knien reichend. Mehr war nicht zu erkennen gewesen, es war viel zu schnell gegangen. Vom Gesicht hatte man überhaupt gar nichts zu sehen bekommen.

„Ob sie mich gesehen hat?" stieß Mojan aufgeregt hervor.

„Natürlich, sie hat doch direkt nach uns geblickt, und Ihre Figur ist nun freilich etwas auffallender als die meine, also können nur Sie ihre Aufmerksamkeit gefesselt haben. — Hm," setzte Nobody nachdenklich hinzu, „diese Neugier war eigentlich gar nicht einer Indianerin entsprechend, noch weniger einer selbständigen Häuptlingsfrau würdig. Die scheint so selbständig zu sein, daß sie hier ganz neue Moden einführt."

„O, wenn sie erst meine Frau ist, will ich ihr schon die Selbständigkeit austreiben," versicherte der

dicke Freiersmann, der sich schon glücklicher Bräutigam nannte. „Gehorchen muß sie, sonst kriegt sie Dresche."

Nobody mußte sich ein Lächeln verkneifen.

„Da da da da — sie beobachtet mich hinter der Gardine hervor!" flüsterte Mojan.

So war es allerdings, man mußte es annehmen. An dem Vorhange war eine Hand zu sehen, das Tuch wurde ein wenig zurückgezogen, an der Spalte erkannte auch ein weniger geübtes Auge ein Gesicht.

„Sollte sie uns nicht unbemerkt beobachten können?" dachte Nobody verwundert. „Das sieht ja fast gerade aus, als ob sie direkt beabsichtige, daß wir merken sollen, wie sie uns beobachtet."

Mojan hatte keine solchen Gedanken, er drehte und wendete sich aus Leibeskräften, auf daß die Susanne verwitwete Hackeklotzen seine Heldengestalt von allen Seiten bewundern könne. Wirklich schade, daß er kein echter Pfauhahn war, der sein buntes Rad schlagen konnte. Da dies aber nun einmal nicht angängig war, weil der kleine Dickwanst eben über solch eine Zierde des männlichen Geschlechtes nicht verfügte, hatte er wenigstens einen andern Einfall.

„Nobo . . . . Mr. Irwing wollte ich sagen — was meinen Sie dazu — soll ich einmal auf den Händen laufen? Oder die tiefe Rückenbeuge machen und mein Taschentuch auffressen? Soll ich?"

„Mr. Achilles Stronghand," entgegnete der um sein Urteil Gefragte, „wenn Sie nicht mit einem Wasserkopfe zur Welt gekommen sind, dann haben Sie sich während des Rittes hierher einen Sonnenstich geholt. Unterlassen Sie doch um Gottes willen solche Kindereien!"

„Was, Kindereien?" sagte Mojan entrüstet. „Ich bin fest überzeugt, daß es hier keinen einzigen Indianer gibt, der auch nur sein Taschentuch ins Maul pfropfen kann, ganz abgesehen davon, daß . . . . ."

Mojan brach in seiner geistreichen Auseinander-

setzung ab. Wieder wurde der Vorhang zurückgeschlagen, diesmal vollständig, und der aus dem Wigwam der Häuptlingswitwe Herauskommende war kein anderer als Bolekenna, der Mestize.

Mojan reckte den Kopf vor, als wäre sein sonst so kurzer, dicker Hals aus Gummi.

„Wa — was?! Was hat denn der Sausewind, oder wie der Kerl heißt, im Zelte meiner Braut zu tun? Der muß doch so lange ganz allein bei ihr da drin gewesen sein!"

„Das ist nicht unbedingt nötig," beruhigte Nobody den Eifersüchtigen. „Das Häuptlingszelt hat stets zwei Eingänge, er kann auch von hinten hineingekommen sein."

„Von hinten? Ja, aber — aber . . . . i da schlage doch Gott den Deiwel tot und das ganze Etcetera bäbä — was hat denn der bei meiner Braut zu suchen?"

„Still! Er kommt zu uns! Jetzt erfolgt die Einladung."

Doch so schnell ging das noch nicht. Wieder geschah etwas, was sich nicht recht mit den Sitten und Gewohnheiten der nordamerikanischen Indianer zusammenreimen wollte. Nobody hatte ja schon von Mojan gehört, daß dieser Mestize nicht immer in der Wildnis unter Indianern zugebracht hatte, auch eine gewisse Bildung besaß; aber als Abgesandter der Häuptlingswitwe hätte er, selbst wenn er sich der englischen Sprache bediente, eine ganz andere Ausdrucksweise anwenden müssen.

Schnellen Schrittes kam der Mestize, noch ganz derselbe wie im Fort, auch noch das Gesicht so dick mit den drei Farben beschmiert, auf die beiden zu. Doch Nobody existierte gar nicht für ihn, er wandte sich nur an Mojan, und auch diesem gegenüber tat er, als sehe er ihn zum ersten Male.

„Susquesan, die Witwe des letzten Cherokesenhäuptlings, läßt fragen, wie du heißt."

Wie gesagt, so hätte eigentlich kein indianischer Botschafter gesprochen. Nun, für Mojan war das gleichgültig, er reckte seine kurze Gestalt empor.

„Mein Name ist Cerb . . . hopsa . . . mein Name ist Achilles Stronghand . . . ."

Der war noch nicht fertig, das sah man ihm gleich an, wie er schnell einmal seinen Rachen auf- und wieder zuklappte, ein Schluckser und Druckser, und dann prasselte das, was noch gefehlt hatte, mit Vehemenz hinterher:

„. . . . Schmieröl Schwefel Schokolade etcetera bäbä."

Ohne ein Wort zu verlieren, ohne Nobody eines Blickes zu würdigen, drehte sich der Mestize um und ging nach dem Wigwam zurück, verschwand in diesem.

„Daß Sie mit Etcetera bäbä handeln, hätten Sie der letzten Cherokesin auch nicht gerade sagen zu lassen brauchen," meinte Nobody trocken.

Mojan hatte diese Bemerkung gar nicht gehört, er war viel zu sehr entzückt darüber, daß er allein die Aufmerksamkeit der Häuptlingswitwe gefesselt hatte, und er nahm der Reihe nach alle jene unnachahmlichen Posen durch, die er schon damals dem Mestizen vorgemacht hatte.

Nicht lange währte es, so kam dieser wieder zurück. Abermals hatte er nur für den kleinen Dickwanst eine Frage.

„Susquesan läßt fragen, wie alt du bist."

Aha! Aha!!! Mojan merkte etwas, er bekam vor Freude gleich einen ganz roten Kopf, wurde auch etwas verlegen.

„Ich? Als wie ich? Wie alt ich bin? Ich bin fünfund — fünfund — fünf — fünfzehn bin ich. Jawohl, eine schöne Empfehlung an die Frau Hackeklotzen, fünfzehn Jahre wäre ich."

Der Mestize war erhaben über Staunen und Zweifel, er wandte sich, um diesen Altersbericht seiner Herrin zu übermitteln, da aber war es Cerberus Mojan selbst, dem noch rechtzeitig Bedenken aufstiegen, ob seine Angabe auch glaubwürdig erschien.

„He, Sie da, Herr Sausewind, warten Sie mal noch 'nen Augenblick."

Richtig, der Herr Sausewind kehrte noch einmal zurück.

„Fünfundzwanzig wollte ich sagen — jeder Mensch kann sich mal verrechnen — jawohl, fünfundzwanzig Jahre bin ich alt."

„Fünfundzwanzig, gut!" sagte der Mestize mit unbeweglichem Gesicht, soweit sich dieses unter der Farbenmaske überhaupt beobachten ließ, und verschwand wieder in dem Wigwam.

„Na ja, na was denn?" verteidigte sich Mojan gegen seinen Begleiter, ohne von diesem angegriffen worden zu sein. „Ich kann der doch nicht sagen, daß ich schon fünfundvierzig auf dem Buckel habe, und sehe ich etwa nicht aus wie ein Fünfundzwanzigjähriger?"

Nobody widersprach nicht, er dachte sich nur sein Bestes, und da kehrte der Botschafter der Häuptlingswitwe schon wieder zurück.

„Susquesan läßt fragen, ob du noch unverheiratet bist."

Da war es! Jetzt war es ja ganz klar, was diese Erkundigungen bezweckten, Mojan hatte bereits gesiegt, nur durch seine Erscheinung, und er warf sich noch mehr . . . . mehr in den Bauch als in die Brust, als er erklärte:

„Selbstverständlich bin ich noch unverheiratet — ich bin perfekter Junggeselle — ich bin sogar sozusagen noch Jungfrau!"

Der Mestize ging wieder, und die fünfzehn- bis fünfundzwanzigjährige ‚Jungfrau' reckte den Bauch

heraus und zwirbelte den mächtigen Schnauzbart, daß es nur so seine Art hatte.

Nobody aber wußte gar nicht mehr, was er von alledem denken sollte. Hier gab es keine andere Erklärung, als daß diese Häuptlingswitwe eben keine in der Wildnis aufgewachsene Indianerin, sondern eine . .

Da wurde wiederum der Vorhang vor dem Wigwam zurückgeschlagen, aber nicht der Mestize zeigte sich in dem Eingang, sondern jenes Weib, welches man schon vorhin einmal für einen Augenblick gesehen hatte, besonders wiedererkenntlich an dem kurzen, bunten Röckchen — die letzte Cherokesin — langsam ging sie auf die beiden zu, und . . . zur Statue erstarrt stand Nobody da, er traute seinen Sinnen nicht, und doch fiel es in ebendemselben Moment wie Schuppen von seinen Augen.

Dieses junge Weib mit den schönen, stolzen Gesichtszügen war ja niemand anders als der Mestize selbst! Gewiß, Nobody irrte sich nicht — Bolekenna, der soeben von ihnen gegangen, hatte sich in jenem Wigwam nur schnell die dicke Farbe vom Gesicht gewaschen, sich diesen kurzen Lederrock übergeworfen, und als Indianerin kam er wieder heraus! Und das war nicht etwa ein als Weib verkleideter Mann, sondern das war ein wirkliches, ein echtes Weib!

Nobody glaubte zu träumen, er schämte sich seiner selbst. Zum ersten Male in seinem Leben war es ihm passiert, hoffentlich zum letzten Male in seinem Leben, daß er ein als Mann verkleidetes Weib nicht sofort als solches erkannt hatte — und das war ihm passiert, ihm, der sich rühmte, wenn auch nicht öffentlich, daß es an Scharfsichtigkeit kein anderer Detektiv, kein anderer Mensch mit ihm aufnehme — und dabei hatte er damals im Fort wahrhaftig Zeit genug gehabt, den Mestizen zu beobachten!

Doch Irren ist eben menschlich, und wenn es auch dem pedantischsten Bankbeamten passieren kann.

daß er sich beim Wechseln einmal verzählt, zu viel Geld herausgibt, wovon er aber nichts wissen will, er nimmt das ihm nachträglich zurückgebrachte Geld nicht an, ein Verzählen gebe es bei ihm nicht — so konnte auch diesem Detektiv einmal solch ein Irrtum unterlaufen.

Es war ja auch ausdrücklich gesagt worden, wie sehr ihn der merkwürdige Körperbau des Dolmetschers frappiert hatte, er war sich nicht einmal darüber einig geworden, ob er ihn schlank oder voll nennen sollte, dabei hatte er immer an einen spanischen Stierkämpfer gedacht, und diese Beschäftigung seiner Gedanken, dieser Vergleich mochte nicht die wenigste Schuld daran gehabt haben, daß er mit keiner Idee auf die Vermutung gekommen war, ein Weib vor sich zu haben.

Ein anderer hätte es freilich auch nicht gemerkt, und Mojan ahnte nicht einmal jetzt, daß der Herr Sausewind und die Susanne verwitwete Hackeklotzen, wie sie sich jetzt präsentierte, ein und dieselbe Person waren, obgleich sie doch nur die Farbe abgewaschen und das kurze Röckchen angelegt, sonst nicht die geringste Aenderung an ihrem Kostüm vorgenommen hatte. Aber den Gang, das ganze Wesen eines Weibes, einer Indianerin hatte sie jetzt angenommen, und das war es, weshalb auch niemand anders so leicht auf die Vermutung gekommen wäre, daß sie noch vor einer Minute die Rolle des Mestizen gespielt hatte. Nobody freilich ließ sich jetzt nicht mehr täuschen.

Wir haben zu dieser Auseinandersetzung sehr lange Zeit gebraucht, während die Indianerin von ihrem Wigwam zu den beiden doch nur zwanzig Schritte hatte, und Nobodys grenzenlose Ueberraschung hatte auch nur eine Sekunde gewährt, dann war er wieder Herr seiner selbst, und mochte das schwarzhaarige Weib mit den blauen Augen auch keine vollblütige Indianerin sein, trotz ihrer kupfer-

farbigen Haut, die Frau des letzten Cherokesenhäuptlings war sie sicherlich, und da mußte vor allen Dingen die indianische Höflichkeit gewahrt werden, welche gerade bei einer zeremoniellen Begrüßung allen europäischen Sitten direkt zuwiderläuft.

„Setzen!“ flüsterte Nobody seinem Begleiter zu. „Wir dürfen sie nur sitzend erwarten!“

Mojan wußte es bereits, er hatte von Nobody während der langen Eisenbahnfahrt ja genug Instruktionen erhalten, wie er sich unter den Indianern zu verhalten habe, er war auch gewillt, sich zu setzen, erst aber mußte er zum Empfang derjenigen, die er schon als seine Zukünftige betrachtete, noch eine andere Vorbereitung treffen.

Wie gleich am Anfang dieser Erzählung erwähnt, hingen an seinem Gürtel und an besonderen Riemen eine Unmasse von Lederfutteralen. Nobody gab sich gar nicht mehr die Mühe, ihren Inhalt zu ergründen. Gott wußte, was das originelle Kerlchen für seine Reise in die Wildnis alles mit sich schleppte, es fand sich manchmal selbst nicht zurecht.

Unter anderem baumelte da auch ein sehr großes Futteral, das seiner äußeren Form nach einen Trichter beherbergen mußte — vielleicht den Nürnberger Trichter, den Mr. Cerberus Mojan manchmal auch recht gut hätte gebrauchen können.

Dieses Futteral öffnete er jetzt schnell, und . . . er zog es heraus, keinen Trichter, sondern ein Bukett, Rosen, Veilchen, Vergißmeinnicht, das ganze — um mit Mojan zu sprechen — das ganze Etcetera bäbä der Gartenflora, nicht natürliche, sondern künstliche Blumen, aber wirklich ein reizendes Bukett, dazu angetan, auch das Herz einer Indianerin zu bezaubern.

Nobody hatte nur einen Blick auf das Brautbukett geworfen, die Zeit drängte zum Handeln.

„Setzen!“ kommandierte er nochmals und ließ sich selbst da, wo er gerade stand, mit untergeschlagenen

Füßen nieder, der kleine Dickwanst folgte seinem Beispiel und . . . . . .

„Auuuuuu!“ heulte er wie ein Kettenhund und schnellte auf, als wäre er von einer Tarantel gebissen worden, oder vielmehr, als hätte er sich auf einen zusammengerollten Igel gesetzt, und viel anders war es auch nicht.

Es gibt in Nordamerika eine besondere Art von Dornenkaktus, welcher deshalb gefürchtet ist, weil seine Stacheln mit Widerhäkchen versehen sind, sehr lose sitzen und von dort, wo sie sich einmal eingespießt haben, gar nicht wieder zu entfernen sind; zum Glück für Menschen und Tiere kommt er nur sehr selten vor.

Hier auf dieser Waldblöße verbarg sich einmal einer im Grase, die Indianer, die das Lager eben erst aufgeschlagen, hatten den höllischen Kaktus wahrscheinlich noch gar nicht bemerkt, sonst hätten sie ihn schon vernichtet, ihn durch Untergraben in die Erde versenkt und mit heißem Wasser seine Keimkraft zerstört — und nun hatte sich der unglückliche Dickwanst mit seiner Lodenhose direkt daraufgesetzt!

„Auuuuu!“ heulte er also mit schmerzverzerrtem Gesicht, und es war ganz natürlich, daß er, um mit dem Hinterteil der Hose nicht in Berührung zu kommen, den Oberkörper etwas rückwärts bog und den Bauch herausreckte, und dabei hielt er der vor ihm stehenden Indianerin das Brautbukett hin, während er die andere Hand hinten auf seine Hose gelegt hatte — ein Bild des unsäglichsten Jammers.

Mit unerschütterlichem Ernst in den braunen, schönen, stolz-trotzigen Zügen betrachtete ihn das junge Weib.

„Mr. Cerberus Mojan,“ begann es dann zu Nobodys Staunen, der sich ganz unbewußt wieder erhoben hatte, „es freut mich, Sie zu . . . . . .“

Mojan glaubte, sich nur auf irgend etwas Spitziges

gesetzt zu haben. Der erste Schmerz war bereits überwunden, also schnell klappte er seinen Oberkörper nach vorn, wollte mit vorgehaltenem Blumenstrauß eine Verbeugung machen — da aber kam seine fleischige Hinterseite doch wieder mit der Hose in Berührung, die mit zahllosen Stacheln gespickt war, und mit Vehemenz schleuderte er den Oberkörper wieder nach hinten und den Bauch nach vorn.

„Auuuuu!" heulte er abermals, und da erkannte er, in was er sich gesetzt hatte, und er wußte, daß es hier nur ein Mittel gab, um sich von dieser Folter zu befreien — die Hose ausziehen und einen Stachel nach dem anderen ablesen, aber das konnte er doch nicht gleich hier tun, unter den Augen seiner Braut!

„Ach, entschuldigen Sie gütigst," sagte er mit weinerlicher Stimme und mit angstverzerrtem Gesicht, immer die Hand auf seiner Hinterseite, „ich muß erst mal . . . . ich habe in meiner Hose einen Kaktus und das ganze Etcetera bäbä."

Sprach's, wandte sich und watschelte breitbeinig davon, den Oberkörper zurückgeneigt, den Bauch herausgereckt, mit der einen Hand sich hinten die Hose vom Leibe haltend, in der anderen Hand das Brautbukett, um hinter dem nächsten Felsen zu verschwinden.

So endete des unglücklichen Cerberus Mojan erste Brautwerbung!

Die am Feuer sitzenden Indianer hatten dem Davonwatschelnden nachgeblickt, und das durften sie in diesem Falle auch, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben. Lachen taten sie dabei allerdings nicht.

„Uff!" sagte da der eine, und er fügte noch ein Wort hinzu, welches aber hier nicht wiedergegeben werden kann. Wir wollen es mit ‚Hosenmatz' übersetzen. So hatte Cerberus Mojan von den Indianern auch seinen Namen wegbekommen, freilich keinen besonders ehrenden; der Hosenmatz war fertig.

Auch Susquesan hatte ihm nachgeblickt, und in ihren dunklen Zügen zuckte es seltsam.

„Was hat der Mann?“ fragte ihre tiefe Stimme.

„Er hat sich versehentlich in einen Igelkaktus gesetzt,“ entgegnete Nobody.

„Ooo,“ erklang es gleich im Tone des Bedauerns. „Der arme Kerl! Das tut mir leid! Er ist ein so braver Mensch!“

Nobody starrte die Sprecherin wie ein Phantom an. Diese Sprache! Dieses Wesen! Und dieses Gesicht! Diese Züge! Was waren das nur für

phantastische Bilder, die sich plötzlich vor seinen geistigen Augen entwickelten, ohne geordnete Formen annehmen zu wollen?

Sie hatte sich ihm wieder zugewandt, und wieder zuckte es so seltsam über ihre schönen Züge, jetzt nahmen diese einen schelmischen Ausdruck an.

„Nun, Mr. Nobody, kennen Sie mich denn nicht mehr?"

Ja, er kannte sie, aber . . . . er verharrte dabei, sie wie ein Phantom anzustarren.

Da trat sie dicht vor ihn hin, streckte die braune Hand aus, die Hand, die Nobody schon an dem Mestizen bewundert hatte, so schlank und dennoch so voll, dabei die kleinste Muskel wie herausgemeißelt, und mit dieser Hand griff sie ihm ungeniert unters Kinn und schaute ihn lachenden Auges an.

„Titi."

„Titi?" wiederholte Nobody traumverloren, absolut nicht wissend, was sie meine, dieses braune, stolze Antlitz, das jetzt so schelmisch lachen konnte, durchaus nicht in seine Erinnerung einpassen könnend.

„Titicaca! Machen wir bald wieder einmal zusammen eine Luftballonfahrt?"

Himmel! Es hätte nicht viel gefehlt, so hätte sich Nobody gleichfalls in den Igelkaktus gesetzt. Doch er blieb stehen, er begnügte sich damit, nur die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen.

„Gretchen! Ist es möglich — Gretchen Seidel aus Ebstorf — als letzte Cherokesin!" — — — —

Fernab vom Lager saßen sie zusammen auf einem moosigen Steine. Der Wigwam hätte keinen Raum gehabt für die Erzählung des abenteuerlichen Weibes.

Doch wo überhaupt sollte Gretchen ihre Erzählung beginnen?

Fast fünf Jahre waren nun schon verstrichen, seitdem sich die beiden am Titicaca-See getrennt hatten. Wolle sich der geneigte Leser nicht über diese

lange Zeitspanne wundern! Wir schildern die Erlebnisse unseres Helden ja nicht der Reihe nach, sondern greifen aus seinem Tagebuche nur immer das Interessanteste heraus, ja, wir überspringen oftmals sogar mit Absicht etwas Interessantes. Es kam oft genug vor, daß Nobody in demselben Lande, in ein und derselben Gegend, in ein und derselben Stadt gleich mehrere Fälle zu erledigen hatte, ein Ereignis knüpfte sich an das andere an, jedes wert, erzählt zu werden — um aber dem Leser immer neue Gegenden, Volkstypen und Charaktere vorzuführen, greifen wir jedesmal nur einen einzigen Fall heraus, um vielleicht viel später auf einen anderen zurückzukommen, der in Wirklichkeit dicht auf jenen ersten gefolgt ist.

Sie war ins Wandern gekommen, das abenteuerlustige Mädchen, das heimlich die deutsche Schneiderstube verlassen hatte, um ‚Indianerhäuptling' zu werden.

Vom Titicaca-See war sie mit einigen von ihrem Stamme ausgestoßenen Puna-Indianern nach dem Süden gegangen, einen ihrer Begleiter verlor sie nach dem anderen, sie allein zog hinab bis in das eisige Patagonien, bis ins Feuerland, zurück durch ganz Südamerika, auch Brasilien von Süden nach Norden durchquert, durch Columbia, über den Engpaß von Panama nach Mexiko, nach Texas, hier hatte sie einige Monate unter den Apachen gelebt — und hier war sie dem letzten Häuptling der Cherokesen begegnet — nicht als Freund, sondern als Feind — in wildem Kampfe mit Lanze und Messer hatte sie mit ihm gerungen — sie hatte gesiegt, um besiegt zu werden — als sein Weib war sie dem stolzen Seeadler gefolgt — und jetzt war sie die letzte Cherokesin!

Wie soll man denn nun den Inhalt dieser fünf Jahre wiedergeben? Sie begnügte sich, ihrem einstigen Gefährten nur ihre erste Begegnung mit dem Cherokesenhäuptling zu schildern, wie sie mit ihm gekämpft

hatte, in doppeltem Sinne gemeint, in Haß und in Liebe, mit Waffen und mit dem Herzen, und sie brauchte schon hierzu lange Zeit genug — es war schon Stoff, um ein dickes Buch zu füllen, ein ganzer Roman!

„Und nun?" fragte Nobody, als sie schwieg.

„Und nun?" wiederholte sie träumerisch. „Was nun?"

Es war etwas Eigentümliches an ihr, und doch etwas, was ganz zu der amerikanischen Wildnis paßte, besonders zu den zerklüfteten Felsen und den dunklen Fichten, unter denen sie lagerten.

Der Beduine der Wüste, der Samojede der Eisfelder, der nordamerikanische Indianer des Urwaldes und der Prärie — sie alle haben in ihren Zügen, so verschieden diese sonst auch sein mögen, eine gewisse Aehnlichkeit. Es ist Melancholie, Schwermut — es ist die Einsamkeit, die ihren Stempel ihnen auf das Antlitz gedrückt hat. Ja, wir brauchen gar nicht so weit zu gehen. Denselben eigentümlichen Zug von Schwermut — der aber eigentlich mit Traurigkeit gar nichts zu tun hat, denn im Grunde genommen kann der Betreffende der heiterste Charakter sein, der bei jeder Gelegenheit in das fröhlichste Lachen ausbricht — finden wir auch beim einsamen Hirten unserer Alpen, sogar schon beim Waldhüter dicht neben der Großstadt.

„In den Pampas von Südamerika," hatte das einst blonde Gretchen schon vorhin erzählt, „hatte ich, um nicht gar zu sehr aufzufallen, mir mit Pflanzensaft mein Haar schwarz und die Haut braun gefärbt. Ich tue es noch jetzt. Aber ich glaube, ich hätte es gar nicht mehr nötig, nicht einmal beim Haar. Etwas Fremdes ist mir in Fleisch und Blut übergegangen."

„Du wirst nun dieses große Jagdgebiet als selbständige Häuptlingsfrau behaupten?" fragte jetzt Nobody direkt. „Denn das war doch immer das Ziel deiner Sehnsucht, schon dein Kindestraum, und ich

weiß, daß ich dir damals mit der Kultivierung der Puna keinen besonderen Dienst erwies. Jetzt aber hast du dein Ideal erreicht."

Mit jener eigentümlichen Resignation schüttelte sie den Kopf, obgleich sie bejahte.

„Ja, ich habe es erreicht. Nicht nur eine Häuptlingsfrau darfst du mich nennen, sondern einen echten Häuptling, denn nur ausnahmsweise trage ich einen Weiberrock, und die Komantschen verehren mich als kriegerische Amazone, nicht als Squaw. Aber wie lange wird das noch währen? Dann muß ich wieder fort von hier. Weshalb? Frage mich nicht, Alfred — ich weiß es nicht — frage den Zigeuner, warum er von Ort zu Ort zieht — frage den Wandervogel, warum er auch das wärmste Nest verläßt, das ihm eine freundliche Menschenhand bereitet hat. Ich — weiß nur eins — über mich ist etwas gekommen — daß ich wandern muß — wandern, wandern, rastlos wandern!"

Diese Worte, so schwermütig von der tiefen Frauenstimme gesprochen, trafen unseren Nobody bis ins tiefste Herz.

Wandern, wandern, rastlos wandern — es war seine eigene Stimme gewesen, die gesprochen hatte.

Aber während er den Kopf tief auf die Brust sinken ließ, warf sie den ihren mit einer trotzigen Bewegung zurück, daß die schwarzen Haare flatterten.

„Doch ehe ich von hier gehe, den Komantschen mein Gebiet überlassend, habe ich noch eine heilige Pflicht zu erfüllen."

„Die Rache!" ergänzte Nobody, alle trüben Gedanken abschüttelnd.

„Die Rache?" wiederholte sie in ihrer sinnenden Weise. „Ich weiß, was du meinst. Nein. Auch ich kenne die Rache, auch ich übe sie aus — aber solch eine Rache ist mir fremd. Als die Seminolen die alte Zauberin, der sie sich nicht nahen durften, mit

Gewalt entführten, da handelten sie wie echte Indianer. Die Cherokesen waren die Angreifer, sie verloren dabei Leben und Skalp. Dann drangen die siegreichen Seminolen in das feindliche Gebiet und vernichteten auch noch die ganze Brut der Todfeinde. Das war indianisch gehandelt. Ja, es war mein Mann, und ich habe Seeadler geliebt wie sein ganzes Volk, welches das meine geworden war. Aber noch bin ich eine Christin geblieben. Nein, in diesem Falle kenne ich keine Rache. Eine andere Pflicht ruft mich. — Hast du denn von Islanga gehört, von der alten Susquesan, mit der ich so oft verwechselt werde?"

„Ich weiß alles."

„Nun wohl. Es besteht der Verdacht, daß ich die Ahne des Seeadlers mit Absicht in den Händen der Seminolen lasse, denn eigentlich ist doch sie die letzte Cherokesin, sie ist die Erbin . . . . . "

„Nein," unterbrach Nobody sie aufgeregt, „nein, Gretchen, solch ein Verdacht existiert nicht! Sonst hätte doch auch ich schon etwas davon hören müssen."

„Doch! Doch!! Ich habe es mir von jenen Schmeißfliegen, die mich umschwärmten, bis ich sie hinausjagte, sagen lassen müssen. Und selbst wenn es nicht die öffentliche Meinung wäre, so flüstert mir doch stets und ständig eine innere Stimme zu, und ihr Flüstern klingt mir wie Donnerhall: ‚Du mußt!!' Ja, ich muß erst wissen, ob diese alte Indianerin noch lebt, und ist es der Fall, dann muß ich sie aus den Händen der Seminolen befreien, muß sie hierher zurückbringen — die letzte Cherokesin — die Erbin — das ist meine Pflicht — dann erst darf ich von hier gehen — um weiterzuwandern."

Eine Pause trat ein. Jedes war mit seinen ernsten Gedanken beschäftigt.

„An den Komantschen habe ich dabei keine Hilfe," nahm dann Gretchen von selbst wieder das Wort.

„Weshalb nicht? Wie kommt es, daß sie dich

hierbei im Stiche lassen? Ja, hätten die Komantschen nicht deinetwegen den Kriegspfad gegen die Seminolen betreten müssen? Warum tun sie es nicht?"

„Weil es Männer sind, denen ihr Wort gilt. Noch ehe all diese Ereignisse eintraten, hatten die Komantschen mit den Seminolen ein Bündnis der Freundschaft geschlossen, und noch einmal muß es Winter werden und noch einmal Sommer, ehe dieses Bündnis erlischt. So lange kann ich nicht mehr warten. Ich habe meine zudringlichen Beobachter entfernt — jetzt werde ich allein in das feindliche Gebiet der Seminolen eindringen, um mir Gewißheit über den Verbleib von Seeadlers Ahne zu verschaffen."

Da legte sich eine Hand auf die ihre.

„Nicht allein — ich werde dich begleiten."

Sie antwortete nicht, sie drückte nur seine Hand leise, und immer glücklicher wurde ihr Lächeln, während sie so träumend in die Ferne blickte, und gar seltsame Worte waren es, die sie dann ihren Träumen verlieh, so gar nicht passend zu ihrer Umgebung, oder aber es war ein riesengroßer Sprung, den sie plötzlich im Geiste machte, hatte sie doch soeben vom Kriegspfad gesprochen, den sie betreten wollte, und doch hing dies alles mit einer Erinnerung zusammen, die mit einem Male in ihr erwacht war.

Zunächst machte sie sanft ihre Hand aus der seinen frei, und sie erhob diese Hand und schien mit dem ausgestreckten Zeigefinger Bilder in der Luft zu malen, dazu sagte sie in eigentümlich singendem Tone, immer mit jenem glücklichen Lächeln:

„Ich sehe — eine Heide — die Erika blüht — und in dieser Heide liegt ein Städtchen — und darin steht ein Häuschen — und ich sehe eine kleine, enge Stube — angefüllt mit Stoffen und mit halbfertigen Kleidern — und ich sehe eine Nähmaschine — meine Nähmaschine . . . . . "

Die von der deutschen Heimat Träumende wurde jählings unterbrochen.

„Wawawas? Ei — ei — eine Nähmaschine?“ ertönte eine fremde Stimme, die Worte vor freudiger Aufregung nur stoßweise hervorbringen könnend, und wie ein aus dem Boden gewachsener Berggeist stand vor den beiden urplötzlich Mr. Cerberus Mojan.

Aber in welchem Kostüm präsentierte er sich nun den Blicken derjenigen, die er seine Braut nannte, und war es auch eine Indianerin, es war doch immerhin ein Weib, noch dazu ein junges!

Oben war er, bildlich ausgedrückt, ein gepanzerter Ritter, unten prangte er so ziemlich in paradiesischer Unschuld — das heißt deutlicher ausgedrückt: oben trug er noch seinen grünen Lodenkittel, gespickt mit Waffen aller Art, aber die Hosen hatte er ausgezogen, und darunter hatte er nichts weiter angehabt, und das kurze Hemdchen war nicht viel länger als der Lodenkittel, und an den Füßen hatte er nur Socken.

Wie Mojan in dieses Negligé gekommen war, ist leicht erklärlich. Nach jenem Malheur mit dem Igelkaktus war er schmerz- und nicht minder schamerfüllt zwischen die Büsche geflüchtet, er fand in dem zerklüfteten Gestein unter einem Felsen eine kleine Höhle, in diese kroch er, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß er von dem Lager aus nicht gesehen werden konnte, zog er seine Hose aus, wozu er sich auch der langen Stiefeln entledigen mußte, um das wichtigste Bekleidungsstück des Mannes, ohne welches er kein Mann ist, und durch welches sich äußerlich mancher Mann allein vom Weibe unterscheidet, von dem ‚ganzen Etcetera bäbä‘ zu säubern, auch, um die zahllosen Stacheln daraus zu entfernen.

Er war mitten drin in dieser mühseligen Arbeit, als er Stimmen sich nahen hörte, und zu seinem grenzenlosen Schreck sah er sogar die eine Gestalt, es

war keine andere als seine Braut, die Susanne verwitwete Hackeklotzen!

Herrgott, wenn die jetzt hier herein . . .

Nein, er hatte nicht nötig, schnell wieder in das stachlige Beinkleid zu schlüpfen. Die beiden kletterten schon den Felsen hinauf und lagerten sich dort oben. Mojan konnte sein Entstachelungsgeschäft fort-

setzen, und dabei verstand er jedes Wort, das die beiden sprachen.

Oder eigentlich verstand er sehr wenig davon. Das alles reimte sich auch gar nicht mit der Witwe des Cherokesenhäuptlings zusammen, was er da zu hören bekam. Höchstens erfuhr er nun, daß sie von den Indianern am Titicaca-See stammte und Nobody schon von früherher kannte.

Doch Mojan zerbrach sich deshalb gar nicht den

Kopf, außerdem war er viel zu sehr mit dem Absuchen der kleinen Dornen beschäftigt, und er wollte doch so schnell wie möglich fertig werden, um seinen unterbrochenen Heiratsantrag fortzusetzen. Denn das Spiel gab er wegen jenes Malheurs mit dem Igelkaktus durchaus noch nicht verloren, er hatte doch gesehen, welch mächtigen Eindruck seine imposante Gestalt auf die Indianerin gemacht hatte.

Nun müssen wir aber noch eins erwähnen: Mr. Cerberus Mojan war nicht etwa ein Mann, dem alles Schamgefühl abging. Ganz im Gegenteil, er war sogar ein Gentleman mit sehr viel Takt, und nie, nie hätte er sich einer Dame, überhaupt einem Weibe, und es sei auch eine Südseeinsulanerin im Evagewande, in solch einem unzulänglichen Kostüm zu zeigen gewagt, da wäre er vor Scham gleich in die Erde versunken. Das ist übrigens schon zur Genüge angedeutet worden — wie er sich erst überzeugte, ob er unbeobachtet sei, wie er erschrak, als er seine ‚Braut' kommen sah, usw.

Als aber das Wort ‚Nähmaschine' fiel — ‚ich sehe eine Nähmaschine, meine Nähmaschine' — da freilich war alles vergessen, das wirkte auf Cerberus Mojan wie elektrisierend, da erwachte der Geschäftsmann in ihm, da hatte er sogar vergessen, daß er keine Hose anhatte, er ließ sie aus den Händen fallen, und anstatt im Boden zu versinken, wuchs er aus diesem empor und stand plötzlich vor den beiden, und vor freudiger Aufregung konnte er kaum sprechen.

„Wawawas? Ei — ei — ei — eine Nähmaschine? Sie haben eine Nähmaschine? A—a—a—a—ach, da kaufen Sie mir doch ein Fäßchen Schmieröl ab! Na, da machen Sie doch! Darf ich . . . ."

Er wollte sein Notizbuch ziehen, dieses hatte er immer in der hinteren Tasche seiner Hose stecken, dazu mußte er den etwas langen Lodenkittel heben, und so hob der kleine Dickwanst jetzt auch noch sein

Hemd hoch und fingerte an seinem nackten Beine herum, ohne zu merken, daß er gar keine Hose anhatte.

„Na, da machen Sie doch," fuhr er dabei mit jenem vertraulichen Schmunzeln fort, das schon früher einmal geschildert wurde, „nur ein Tönnchen — ich mach's billig — frachtfrei bis an die Haustür — na, da geben Sie mir doch einen kleinen Auftrag — 's ist heute mein erster — darf ich no . . . ."

Was die beiden oben bei diesem Anblick dachten, kann nicht gesagt werden — sie hatten gar keine Zeit zu denken — wie Mojan von dem Igelkaktus aufschnellte, so sprangen plötzlich die beiden empor.

„Zurück, zurück!! Hierherauf!! Hinter den Baum!"

Denn plötzlich war hinter Mojan, wie er noch immer so mit hochgehobenem Hemde dastand und nach seinem Notizbuch fingerte, ein zottiges Ungeheuer mit rotglühenden Augen aufgetaucht — zwei mächtige Hörner fuhren dem Ahnungslosen unter die Arme, und plötzlich schlug der Hosenmatz ohne Hose, jetzt richtiger ein Hemdenmatz, in der Luft einen tadellosen Salto mortale.

Es war ein riesiger Büffel, der sich hierher verirrt hatte, oder vielleicht gar nicht so zufällig — ein Stier, der von seiner Herde aus irgend einem Grunde getrennt worden war und nun an keine andere wieder Anschluß fand, der dadurch zum griesgrämigen Einsiedler geworden, dessen natürliche Liebesgefühle, die er nicht anbringen konnte, sich in unbändigen Haß gegen alles Lebendige, selbst gegen tote Gegenstände verwandelt hatten — ein Gegner, der vom eingeborenen Jäger nicht weniger gefürchtet wird als der graue Bär, dessen Erlegung im Einzelkampf deshalb auch zu ebensolcher Ehre gereicht.

Solch ein Tier war es, das den ahnungslosen Hemdenmatz auf seine Hörner genommen, glücklicherweise unter den Armen, und in die Luft geschleudert

hatte, und plötzlich saß Mr. Cerberus Mojan rittlings auf einem zottigen Rücken, gerade so recht hübsch zwischen Kopf und Hals.

Da freilich wußte er, was mit ihm geschehen, und Cerberus Mojan war nicht der Mann, der vor einem durchgehenden Bierwagen ausknifft, und seine Geistesgegenwart bewies er auch jetzt — denn kaum hatte er seinen Salto mortale beendet und fühlte sich rittlings sitzen, als er auch schon mit der linken Hand den einen Korkzieher von Horn gepackt hatte, während er in der andern schon eines seiner Messer zum Stoße erhob, und nun ging es los, wie es eben nur Mr. Cerberus Mojan konnte, wenn er einmal aus seiner Gentlemanrolle fiel, und jedes Wort, jede Silbe war von einem Stich in den Nacken und Kopf des Büffels begleitet:

„I du Stinkvieh elendigliches, du voll Jauche geplumpter Mistkäfer, du du du Etcetera bäbä stinkiges — wart, ich will dich lehren, ich mache aus dir ein gehacktes Beefsteak mit Remouladensauce . . .“

Das andere verlor sich schon in der Ferne. Denn der Stier nahm diese Schimpfworte natürlich nicht geduldig hin, noch weniger ließ er solch eine Messerhackerei stillschweigend über sich ergehen, sondern mit einem donnernden Schmerzgebrüll war er mit seinem Reiter davongestürmt.

Wie Nobody und seine Begleiterin zu den weidenden Pferden gekommen waren, wußten sie später selbst nicht, und da jagten auch schon die ersten Komantschen davon, deren Mustangs wie die Hasen mit den Leibern fast den Boden berührten, und dann beteiligten sich auch Nobody und Gretchen an der Verfolgung des unfreiwilligen Reiters.

Aber es war sehr die Frage, ob sie den Stier überhaupt einholen würden. Der Büffel der freien Prärie steht dem Mustang wenig an Schnelligkeit nach, und diese Prärie hier, an welche der Fichtenwald

grenzte, war mit steinigem Geröll bedeckt, für welches der Büffelhuf geeigneter war als der des Pferdes. Dieses Tier hier wurde noch dazu durch Schreck und Schmerz zu immer wahnsinnigerem Laufe angespornt; denn Mojan ließ nicht ab vom Stechen, und er war kein gelernter Fleischer, den tödlichen Nackenstich wußte er dem Stiere nicht beizubringen.

Nun gut, so mochte er sitzen bleiben und stechen, lange hielt es der Büffel doch nicht mehr aus, das verriet die breite Blutspur, die er hinterließ!

Aber die Sache hatte einen bösen Haken. Das Gebiet der Cherokesen ist etwa zehn geographische Meilen lang und zehn breit, zwei Tage war die Karawane geritten, bis sie das Lager erreicht, dieses lag also dicht an der Grenze — und wirklich schimmerte dort schon der Spiegel des Washita, des Waschbärenflusses, welcher das Gebiet der Cherokesen von dem der Seminolen scheidet, und unberechenbar konnten die Folgen sein, trotz aller sonstigen Freundschaft, wenn die Komantschen von hier aus diese Grenze überschritten.

„Abspringen, abspringen!!“ schrie Nobody aus voller Lungenkraft. „Oder eine Revolverkugel hinters Ohr!!“

Doch der Hosenmatz ohne Hose hörte nicht, der wollte sein gehacktes Beefsteak haben, er stach und schimpfte weiter. Nobody hatte seine Büchse bei sich, aber so von hinten dem Büffel eine Kugel nachsenden, die ihn fällte, das geht leichter in einer Jugendschrift als in der Wirklichkeit.

Und da spritzte es auch schon hoch auf, der Büffel war in den Fluten des Washita verschwunden — nicht mit ihm sein Reiter, der schwamm wie eine Fettkugel oben auf. Doch daß sich vor ihm noch der Büffelkopf befand, das verriet nicht nur das unausgesetzte Stechen des Reiters, sondern auch, weil sich die menschliche Fettkugel gar so schnell dem anderen

Ufer zubewegte, und als die ersten Komantschen ihre Pferde ins Wasser treiben wollten, da hatten Stier und Reiter schon das jenseitige Ufer erreicht.

Die Schwimmtour war die letzte Kraftleistung des riesigen Tieres gewesen, drüben brach es zusammen, um nicht wieder aufzustehen. Mojan war noch rechtzeitig auf seine Bratwurstbeine gekommen — da aber trieben die Komantschen ihre Pferde schon wieder zurück — zu spät! — Dort drüben brachen aus einem Gebüsch Indianer hervor — der Hosenmatz war mit Hinterlassung seiner Hose, in der die Trauringe steckten, in die Hände der Seminolen gefallen!

Ueber den breiten Strom hinweg trug kein Gewehr, wenigstens nicht mit sicherem Schuß, und jetzt zum Angriff über den Strom zu gehen, das wäre die reine Tollheit gewesen, jeder Kopf hätte eine sichere Zielscheibe geboten.

Auch wären die Komantschen zu so etwas gar nicht zu bewegen gewesen und ebensowenig würden die Seminolen ihren Gefangenen, der aus dem Cherokesengebiete zu ihnen herübergekommen war, auf friedlichem Wege herausgeben.

Man sah noch, wie der zusammengebrochene Büffel auf der Stelle zerwirkt wurde, wie die Seminolen mit ihrem Gefangenen wieder im Unterholz verschwanden, und dann konnte sich Nobody mit den Komantschen und ihrem weiblichen Häuptling am Beratungsfeuer niederlassen.

Aber an diesem herrschte über eine gewisse Sache nur eine einzige Ueberzeugung, so selbstverständlich, daß sie von keinem Munde erst ausgesprochen wurde: Der Mann, der auf dem Rücken eines wütenden Büffelstieres, eines Einsiedlers, über den breiten Strom geschwommen war und ihn am Ufer zur Strecke gebracht hatte, nur mit dem Messer, der

würde auch als Gefangener bei den Seminolen die ehrenvollste Aufnahme finden! — —

Sollte sich Nobody, sollten sich all diese Komantschen im Charakter der benachbarten Seminolen so geirrt haben?

Cerberus Mojan nämlich merkte nichts von einer ‚ehrenvollen Aufnahme', die er auf dem jenseitigen Ufer fand.

Kaum war der Büffel unter ihm zusammengebrochen, als sich Mojan von Indianern umringt sah, und da wurden ihm auch schon die Arme auf dem Rücken zusammengepreßt, die Hände gebunden, was sich der kleine Held natürlich nicht gefallen lassen wollte; er fing gleich mit ‚stinkigen Mistkäfern etcetera bäbä' an, und weil er sich außerdem mit den Füßen zu wehren suchte, wurden ihm diese mit einem schnellen Griffe unter dem Leibe weggezogen, es gab einen gewaltigen Plauz, der Hosenmatz ohne Hose lag wie ein geprellter Frosch auf dem Rücken, und auch die mit kurzen Socken bekleideten Füße wurden gebunden.

Mit Zauberschnelle wurde der große Büffel, der unterdessen seinen letzten Atem ausgehaucht hatte, abgehäutet und zerwirkt, und die Zeiten sind vorbei, da die Indianer von dem erlegten Büffel nur die Zunge und das fetteste Stück vom Rücken, den sogenannten Höcker, ausschnitten, jetzt wurde von dem erbeuteten Fleische alles nur Eßbare mitgenommen.

Merkwürdig aber war — wovon Mojan freilich nichts wußte — daß dem Büffel auch der ganze Kopf samt den mächtigen Hörnern abgeschnitten wurde, den dann zwei Indianer tragen mußten. Denn gerade den Kopf und die Hörner des erlegten Wildes, ob nun Büffel oder Hirsch oder Gazelle, lassen die roten Jäger, unseren weidmännischen Regeln direkt entgegengesetzt, stets liegen, es sei denn, daß sie Horn oder Geweih zu irgend etwas brauchen, zu einem Trinkgefäß, zu einem Bogen oder sonst etwas. Aber

eine Trophäe ist Horn und Geweih dem Indianer nicht, und der Kopf des Tieres bleibt überhaupt stets für die Schakale und Raubvögel zurück. Hier also geschah einmal die seltene Ausnahme, daß der ganze Kopf mitgenommen wurde.

Das abgestreifte Fell wurde umgedreht, die blutige Seite nach unten, der Gefesselte wurde auf die wolligen Haare gelegt, sechs Indianer spannten sich an Lederriemen davor, die anderen bepackten sich mit den Fleischstücken, und im Eilmarsch ging es dem nahen Gehölz zu.

Mojan war in den Verhältnissen zu unbewandert, um bemerken zu können, wie man ihn als Gefangenen dennoch mit Ehrerbietung behandelte, wenn man ihm auch Hände und Füße gebunden hatte.

So hatte ein Indianer ihm die Revolver aus dem Gürtel nehmen wollen — ein drohender Ruf eines anderen, der eine Adlerfeder in der Skalplocke trug, und sofort ward die ausgestreckte Hand zurückgezogen. Mojan schimpfte wie ein Rohrspatz, einer oder der andere verstand doch Englisch, und da wäre ein anderer Gefangener nicht nur geknebelt worden, sondern hätte jedenfalls eins aufs Maul bekommen, daß ihm Hören und Sehen vergangen wäre. Bei Mojan geschah nichts von alledem, er wurde vielmehr, nachdem er schon auf das Fell gelegt worden war, noch einmal so gedreht, daß die Sonne ihn nicht blendete. Und warum legten die Indianer die schweren Fleischstücke nicht lieber auf das Fell, das doch sowieso wie eine Schleife gezogen wurde? Nein, die saubere Seite blieb nur für den Gefangenen reserviert.

Doch, wie gesagt, Mojan merkte nichts von dieser besonderen Behandlung, man hatte ihm die Beine unter dem Leibe weggezogen und ihn gebunden, damit basta. Uebrigens stellte er bald sein Schimpfen ein, es hatte ja doch keinen Zweck.

In wenigen Minuten hatte dieser Trupp, welcher

einen Vorstoß nach dem Flußufer gemacht, sein Lager im Walde erreicht. Doch nur einige Feuer brannten dort unter der Aufsicht von zurückgelassenen Wachen; keine Zelte, auch keine Pferde waren zu sehen.

Bei der Entdeckung Amerikas besaßen die Indianer noch keine Pferde; diese sind erst von Europa aus nach Amerika gekommen. Aber mit überraschender Schnelligkeit machten die Indianer sich dieses Reittier zu Diensten, es entstanden mehrere Reitervölker, wahre Kentauren, die ohne Pferde gar nicht mehr existieren konnten.

Die Seminolen machten diese Umwandlung wieder nach rückwärts durch. Als sie nach dem Territorium verpflanzt wurden, waren sie zu Fuß langsam und unbehilflich wie die Schnecken. Doch das ihnen zugewiesene Gebiet eignet sich nicht für Pferde, viel Gebirge, viel Wald, die wenige Prärie durchweg mit Steingeröll bedeckt; die Pferde verschwanden immer mehr, und es hat gar nicht lange gedauert, so sind aus den Seminolen die herrlichsten Läufer und Springer geworden. Für den Ethnographen und Physiologen ist es noch besonders interessant, in wie kurzer Zeit sich dadurch der ganze Körperbau des Stammes verändert hat, auch der Kindersegen ist größer geworden indem nämlich erwiesene Tatsache ist, daß alle Reitervölker sich sehr spärlich vermehren — und das Gegenteil davon ist die ehrbare Schneiderzunft.

Die Seminolen führen auch noch den Tomahawk, bis vor kurzem noch englisches Fabrikat, in Sheffield angefertigt, während jetzt die nordamerikanische Regierung diese Waffe in eigener Fabrik herstellen läßt, auf daß ihre roten Schutzbefohlenen recht schnell unter sich selbst aufräumen.

Die Seminolen, etwa zwei Dutzend, traten zu einer in leisem Tone geführten Beratung zusammen, es ging dabei für Indianer außergewöhnlich lebhaft zu, es hatten sich offenbar zwei Parteien gebildet, die

einander widersprachen, dann kam der mit der Adlerfeder, der zwar kein Häuptling zu sein schien, aber wegen der Bärenklauen, die er auf der Brust trug, große Auszeichnung genoß, auf den Gefangenen zu. Mojan hatte seine Gemütsruhe schon wiedergefunden, er sah dem Kommenden mit philosophischer Gelassenheit entgegen.

„Bist du der Blitz ohne Donner?“ fragte der Indianer in geläufigem Englisch.

„Wat?“

„Bist du das Bleichgesicht, welches blitzen kann, ohne zu donnern?“

„Ich? Blitzen ohne zu donnern? Nee, das kann ich nicht. Aber ich kann donnern, ohne dabei zu blitzen.“

Der Indianer verzog keine Miene, verstand den Witz ja auch gar nicht, er ging zurück, wieder fand eine eifrige Debatte statt, dabei war ganz unverkennbar, jetzt auch für Mojan, daß man beim Sprechen nur mit Hochachtung nach ihm blickte, und die Adlerfeder kehrte wieder.

„Du bist unser Gefangener.“

„Das merke ich.“

„Büffelstirn, der große Häuptling der Seminolen, will dich sehen.“

„Ehrt mich sehr!“

„Du hast den Wabohu mit dem Messer getötet.“

Zufällig hatte Mojan diesen Namen schon gehört. Was der Fihl unter den afrikanischen Elefanten ist, das von einer Herde ausgestoßene Männchen, von den Negern gefürchteter als der Löwe, mehr noch sogar als das Flußpferd, das ist bei den Indianern Nordamerikas der einsame Büffelstier, der Wabohu, der Teufel.

„Es ist eine Schmach für dich,“ fuhr Adlerfeder fort, „es ist eine Schmach für uns, daß du gebunden bist.“

Nun hatte Mojan auch schon gemerkt, was für eine Rolle er hier spielte und weswegen. Es fehlte ihm nur an den nötigen Ausdrücken.

„Na, dann macht mich doch frei!"

„Dennoch bist du unser Gefangener, bis Büffelstirn über dich entscheidet. Wenn ich wüßte, daß du keinen Fluchtversuch und keinen Gebrauch von deinen Waffen machst . . ."

Der Gefangene im kurzen Hemdchen streckte sich lang auf dem Rücken aus und reckte den Bauch möglichst in die Höhe.

„Mein Name ist Achill . . . . nein, mein Name ist Cerberus Mojan, Schmieröl Schwefel Schokolade etcetera bäbä, und was Cerberus Mojan einmal sagt, daran ist nicht mehr zu wackeln, und so verspreche ich, keinen Fluchtversuch und keinen Gebrauch von meinen Waffen zu machen, bis ich den Häuptling gesehen habe."

Ob Adlerfeder ihn nun verstanden hatte oder nicht — ohne ein Wort zu sagen, zog er sein Messer, bückte sich, zerschnitt die Lederriemen an den Füßen, richtete den Gefangenen halb auf und befreite auch seine Hände.

„Hugh, der Töter des Wabohus ist als mein Gefangener ein freier Mann."

Mojan stand auf und dehnte die steifgewordenen Glieder. Ohne daß sich jemand um ihn noch kümmerte, fand wiederum eine Beratung statt. Doch schon viele Indianer hatten sich entfernt, auch der abgeschnittene Büffelkopf mit den Hörnern war verschwunden.

Ein Indianer stand allein; auf diesen ging Mojan zu, und jetzt war er wieder der höfliche Gentleman.

„Ach, entschuldigen Sie, können Sie mir nicht eine Hose besorgen?"

Der Gefragte hatte keine Zeit zur Antwort, dem kleinen Dickwanst mit den kurzen Bratwurstbeinchen hätte wohl auch keine Hose der schlanken, hoch-

gewachsenen Indianer gepaßt — schon kam Adlerfeder wieder.

„Zweimal blökt ein durstiger Hirsch, ehe er das Wasser erreicht, an dem Büffelstirns Lager steht, und das Bleichgesicht ist ebenso klein und dick wie stark — wird es bis dorthin laufen können?"

Mojan glaubte herausgehört zu haben, daß es sich um einen sehr langen Marsch handle, er dachte sogar an zwei Tage.

„Zweimal blökt der Hirsch? Hm, das ist verdammt weit. Da wäre mir schon ein Pferd lieb."

„Die Krieger der Seminolen brauchen keine Pferde, ihre Füße sind schneller als die des Hirsches," war die stolze Antwort; doch Mojan wußte schon, woher dieser negative Stolz stammte.

„Na, dann wenigstens eine Droschke!"

Er konnte nun einmal nicht von seinen Verrücktheiten lassen, sonst fühlte er sich nicht wohl. Aber siehe da, der Witz verging ihm, als er bemerkte, wie man bereits für seine gewichtige Person, die keine Stiefel mehr besaß, gesorgt hatte.

Aus dem Gebüsch kamen einige Indianer hervor, welche unterdessen aus Zweigen schon eine Tragbahre geflochten hatten, und nun gab es auch keinen Aufenthalt mehr.

Mojan hatte sich eigentlich nur einmal zur Probe daraufsetzen wollen, da aber ward ihm auch schon eine Decke über die nackten Beine geworfen, und in demselben Augenblicke hoben acht Indianer, an jedem Ende der beiden jungen Baumstämme zwei, die Bahre hoch — die Stangen über die Schultern genommen, fort ging es! — und bald merkte Mojan, was es auf sich gehabt hätte, wenn er diese Seminolen in gleichem Schritt hätte begleiten sollen.

Vom ersten Tritt an hatten die roten Träger einen sogenannten Hundetrab angeschlagen, und zwar einen sehr fördernden, weit ausgreifenden, und als sie

nach vierstündigem Rennen, ohne jede Pause, das Ziel erreichten, da war ihr Trab genau so federnd wie im Anfang.

Merkwürdig war dabei auch, wie ruhig die schwebende Bahre hängen blieb, wie überhaupt die acht Träger, durch Stangen verbunden, immer so gleichmäßig im Takte blieben, obgleich es doch über Stock und Stein ging, sie hatten auch einen ganz eigentümlichen Schritt oder vielmehr Takt dabei, ähnlich wie bei unseren militärischen Krankenträgern, bei denen der Hintermann nicht mit dem linken, sondern mit dem rechten Fuße antritt, und zwar einen halben Takt später, nur daß es sich hier sogar um acht Träger handelte, und auf hartem Boden konnte Mojan ganz deutlich den doppelten Vierertakt heraushören.

Die Indianer behandeln ihre Frauen überhaupt wie Haustiere, und die Stämme, welche keine Pferde haben, vollends als Packesel. Als die Seminolen nach und nach ihre Pferde verloren, beluden sie wenigstens nicht ihre Weiber mit den Stangen, mit den Fellen und allem, was zum Wigwam und Hausgerät gehört, die Männer trugen das alles selbst, und da die Lagerstelle fortwährend gewechselt wird, da sie auch das erlegte Wild selbst hereinschaffen, was andere Stämme ebenfalls den weiblichen Packeseln überlassen, erlangen sie außerordentliche Uebung im Tragen.

Ein durstiger Hirsch muß wohl aller anderthalb Stunden brüllen, denn es währte nur drei Stunden, so war schon das große, von Männern, Frauen, Kindern und Hunden belebte Zeltdorf der Seminolen erreicht; der alte, an einem einzelnen Feuer sitzende Häuptling mit dem mächtigen Schädel war offenbar Büffelstirn, und auf der anderen Seite des Feuers lag schon der frisch abgeschnittene Büffelkopf, mit seinen Hörnern wie ein origineller Lehnstuhl zum Sitzen einladend — und richtig, die Träger hielten

auch daneben, von Mojans nackten Beinen wurde ohne weiteres die Decke genommen, und dann saß der Hosenmatz ohne Hose selbst auf dem Büffelkopfe.

„Der Töter des Wabohus ist an Büffelstirns Feuer willkommen!“ sagte der alte Häuptling und reichte ihm das Kalumet.

Mojan war nicht zum Sprechen aufgelegt, denn vor allen Dingen beobachtete er mit Interesse die großen, saftigen Koteletten, die auf den glühenden Holzkohlen schmorten und einen gar lieblichen Duft von sich gaben.

An anderen Feuern rührten Frauen in großen Töpfen herum, die Männer sahen ihnen untätig zu, nur einige wenige bereiteten ihr Essen selbst, jedenfalls Junggesellen, und auch der Häuptling wendete die Beefsteaks eigenhändig um, jedenfalls hatte auch er keine Squaw mehr, und eine fremde Bedienung schien es hier nicht zu geben, nicht einmal für das Stammesoberhaupt. Dafür aber hatte er von dem ‚Wabohu‘ auch die saftigsten Stücke bekommen, das erkannte der Gourmand auf den ersten Blick.

Doch da kam eine Frau. Aber sie brachte nur einige steinerne Teller und Salz in einem mittelgroßen Topfe, der einst zu einem anderen Zwecke gedient hatte.

„Mein weißer Bruder wird hungrig sein,“ sagte Büffelstirn, spießte mit seinem Skalpiermesser, mit dem er schon so manchem Menschen die Kopfhaut abgezogen haben mochte, ein fertiges Beefsteak an, legte es auf einen Steinteller und reichte ihn Mojan hin.

Dieser ließ sich nicht zweimal auffordern, er zog vom Leder, und zu seinen Vorbereitungen gehörte auch die Malertube.

Der ernste Häuptling konnte sich nicht enthalten, ein „Hugh“ hören zu lassen und sehr große Augen und ein sehr mißtrauisches Gesicht zu machen, als er

sah, wie aus dem seltsamen Dinge eine rote Wurst hervorquoll, die das Bleichgesicht auf seinem Fleischstück, das es doch essen wollte, breitschmierte, und als Mojan es wirklich aß, da verwandelte sich das mißtrauische Gesicht in staunende Ehrfurcht.

„Medizin."

„Anschovisbutter."

„Medizin," sagte der Häuptling nochmals.

„Anschovisbutter," blieb Mojan ebenso hartnäckig bei seiner Behauptung.

Der Häuptling, der sonst sicherlich an Gefräßigkeit keinem anderen Indianer nachstand, sonst wäre er doch kein Häuptling gewesen, vergaß ganz das Essen, er versank in Gedanken, und endlich hatte er es herausgefunden.

„Ist das die An—scho—vis—butter, welche dem Bleichgesicht solchen Mut verleiht, daß er einem Wabohu auf den Rücken springt, um ihn mit dem Messer zu töten?"

Mr. Cerberus Mojan war manchmal etwas dämlich. Jetzt hätte er endlich etwas merken und die Gelegenheit beim Schopfe fassen müssen. Ein Glück war es nur, daß er nicht gleich erzählte, wie vielmehr der ‚Wabohu' ihn sich mit seinen Hörnern auf den Rücken gesetzt hatte.

„Ja, wenn man ein Tönnchen von diesem Zeug im Magen hat, dann springt man wie ein junger Ziegenbock. Wollen Sie mal kosten?"

Trotz aller geschulten Selbstbeherrschung schreckte der Häuptling vor der vorgehaltenen Tube etwas zurück.

„Nur ein bißchen auf den Finger," ermunterte Mojan.

Schließlich ließ sich Büffelstirn bewegen, von der roten Wurst, bei deren Hervorquellen er aber wiederum zurückschreckte, etwas auf den Finger zu nehmen, er leckte davon, und wenn er auch keine Grimasse schnitt,

so sah man ihm doch an, wie gern er eine geschnitten und gespuckt hätte. Die Anschovispaste, an sich schon sehr scharf und salzig, war noch stark mit Paprika gewürzt.

„Mein weißer Bruder ist ein starker Mann," sagte Büffelstirn und holte das versäumte Essen nach.

Als das letzte Beefsteak verschwunden war, wurde schweigend eine Pfeife geraucht, und unterdessen hatte der Häuptling wieder überlegt, was er sagen wollte.

„Die roten Söhne des großen Geistes sind weiser als die Bleichgesichter, welche lange, lange Zeit an steinernen Wigwams bauen, die doch wieder einfallen. Aber die Bleichgesichter sind klüger als die Indianer, sie haben mehr Medizin."

Ehe Mojan den tiefen Sinn dieser Rede kapiert hatte, streckte der Häuptling ihm den linken Arm hin, an dessen Handgelenk er einen schmutzigen Verband trug.

„Büffelstirn ist krank," sagte er wehmütig.

„Was habt Ihr da?"

„Ein Wabohu ist drin."

„Ein Büffel?"

„Nein, ein Wabohu, den ihr Teufel nennt. Er pocht im Blut und läßt Büffelstirn nicht schlafen."

Er wickelte den Lappen ab; ein bösartiges Geschwür zeigte sich, jedenfalls die Folge eines giftigen Mückenstiches.

„Wenn der weiße Medizinmann etwas von der An—scho—vis—but—ter daraufstreicht, wird der Wabohu entweichen und Büffelstirn wieder schlafen können."

Aha, jetzt allerdings begriff Mojan! Gut, der Häuptling sollte seinen Willen haben, und Mojan machte sich kein Gewissen daraus, eine kleine Portion der scharfen Paste auf das offene Geschwür zu schmieren.

Ein scharfer Beobachter hätte erkennen können,

Der Erfolg der Kunstleistung Mojans war unbeschreiblich. Das ganze Lager wollte auf den Händen laufen, der alte, ehrwürdige Häuptling nicht ausgenommen. (S. 621.)

welch furchtbaren Schmerz der Indianer augenblicklich in der Wunde fühlte, die Heringslake mit Paprika mußte eben wie Pfeffer im Blute brennen; aber der Stoiker wußte den Ausdruck des Schmerzes in ein Lächeln zu verwandeln, und ein wahrhaft glückliches war es, als er sagte:

„Die rote Medizin ist gut, sie brennt wie Feuer und ist doch kein Feuer, Büffelstirn fühlt schon, wie der klopfende Wabohu sein Blut verläßt."

Ja, wer weiß, ob diese Heringslake mit Paprika vielleicht nicht wirklich ein recht gutes Wundmittel war, ob sie nicht tatsächlich ein eiterndes Geschwür wie Höllenstein ausbrannte. Unter den sogenannten Hausmitteln gibt es noch viel trivialere, und in den meisten Fällen helfen sie doch.

„Im Lager ist ein Knabe," nahm der befriedigte Häuptling wieder das Wort, „er hat im Munde den zweibeinigen Wabohu, der ihm an den Zähnen rüttelt. Will das Bleichgesicht den Wabohu mit der roten Medizin austreiben?"

Also Zahnschmerzen? Gut, Mojan war bereit dazu, seine Heilkunst zu probieren.

Ein halbwüchsiger Junge wurde gebracht, dessen eine Backe dick angeschwollen war, und man sah ihm an, welche Schmerzen er auszustehen hatte; aber auch schon diese kleine Rothaut verstand es, keinen Wehlaut den Lippen entschlüpfen zu lassen und die Tränen zurückzuhalten.

Mojan ließ ihn den Mund aufmachen und blickte hinein, er sah nicht den Grund des Uebels, er schmierte mit seiner Anschovispaste drauflos, salbte das Zahnfleisch ein — und, war es nun bloß eine Gefälligkeit seitens des Knaben gegen den Medizinmann, oder besaß die Anschovisbutter in diesem Falle wirklich eine Heilkraft, eine Folge der Einbildung — freudig erklärte der Junge, daß plötzlich alle Schmerzen aufgehört hätten.

Alle Indianer, Männer, Frauen und Kinder, hatten im Kreise herumgestanden und mit ehrfürchtigem Staunen diese Heilkur beobachtet, und — wir wollen es kurz machen.

In dem großen Lager gab es noch viele Kranke und Gebrechliche, mit verstauchten Gliedmaßen und besonders auch solche mit offenen Wunden, und der weiße Medizinmann salbte alles mit seiner roten Anschovisbutter ein, den noch blutigen Fleischriß sowohl als den noch nicht geheilten, abgehackten Finger, das von Gicht geplagte Knie und den gebrochenen Arm, der aber schon recht gut geschient war, den Leib des wimmernden Kindes und den wackelnden Hals einer alten Frau, eine brandige Zehe und ein erfrorenes Ohrläppchen; einem alten Krieger, dem die letzten Haare seiner Skalplocke auszufallen drohten, wurde die Anschovisbutter mit Paprika zum Haarwuchsbeförderungsmittel, und Mojan brauchte nicht allzu sparsam mit seiner Medizin zu sein, er hatte noch zwei große Tuben davon bei sich, und alle, die er daraus beglückte, versicherten, eine augenblickliche Linderung ihres Leidens zu merken, der alte Krieger fühlte seine Skalplocke schon wieder wachsen, bei einem Gelähmten war die Einbildung so groß, daß er einige Schritte zu gehen vermochte, und wenn der von Leibschmerzen geplagte Säugling noch immer wimmerte, so war das ganz einfach der Eigensinn eines unvernünftigen Kindes.

Cerberus Mojan war der Held des Tages, der Löwe des Lagers. Schon bereiteten sich die jungen Krieger zu einem Feste vor, sie wollten dem weißen Medizinmann zu Ehren ein Turnier geben, und die rotbraunen Frauen und Mädchen, welche sich viel weniger Zwang aufzulegen brauchen, waren glücklich, dem Hosenmatz ohne Hose das kurze Hemdchen küssen zu dürfen.

Ja, so ein Medizinmann der Bleichgesichter!

Und daß er ein ganz außergewöhnlicher Mann unter den Bleichgesichtern war, einen ganz besonderen Rang einnahm, das zeigte er ja schon dadurch, daß er keine Hose anhatte! Denn noch nie hatten die Seminolen ein Bleichgesicht gesehen, das ohne Hose zu ihnen gekommen war und ohne Hose herumlief.

Aber diese vielbewunderte Hosenlosigkeit behagte unserem Helden durchaus nicht. Ein für ihn passendes Beinkleid war hier nicht aufzutreiben, diese Erfahrung hatte er nun schon gemacht, aber er wußte sich zu helfen.

Endlich hatte er eine intelligentere Squaw gefunden, die auch etwas Englisch sprach, dieser vertraute er sich an, und sie verstand seine Wünsche — jawohl, eine Hose könne sie ihm machen, sie zeigte ihm auch ein großes Stück Baumwollenstoff und verschwand im Wigwam.

Mojan brauchte gar nicht so lange zu warten, da kam sie schon wieder zum Vorschein mit der Hose, aber mit was für einer Hose! Nicht für die Beine berechnet, nur für die Lenden, und noch nicht einmal das, noch nicht einmal eine Badehose, nur so ein künstliches Feigenblatt, mit einem Lederriemchen festzubinden.

Die rote Squaw wunderte sich, daß sie es nicht recht gemacht habe. Ja, war er denn kein weißer Medizinmann? Habe denn ein solcher überhaupt jemals eine richtige, lange Hose an? Die Squaw konnte sich einen Medizinmann der Bleichgesichter ohne nackte Beine bereits gar nicht mehr vorstellen.

Nun, Mojan war schon froh, daß er wenigstens so etwas hatte; in einem verborgenen Winkel zog er das Ding an. Jetzt brauchte er doch wenigstens nicht mehr bei jedem Luftzug sein flatterndes Hemdchen festzuhalten.

Außerdem war man hier schon an nackte Beine gewöhnt, gerade waren alle jungen und auch noch

viele von den älteren Kriegern dabei, ihre Leggins auszuziehen, auch sie präsentierten sich nur noch in solchen winzigen Lederschürzen, denn das Turnier nahm seinen Anfang.

Es bestand zuerst im Wettlauf und im Springen, und besonders im Hochsprung leisteten die Seminolen Außerordentliches.

„Kann der Besieger des Wabohus auch so rennen und springen wie meine Krieger?“ fragte in der Pause Büffelstirn seinen Gastfreund, in den sich der Gefangene verwandelt hatte.

Schon längst hatte Mojan unruhig dagesessen, alle Fibern hatten an ihm gezuckt, als wolle er aufspringen und auf den Kampfplatz eilen.

Diese Frage hatte nur noch gefehlt. Nein, laufen und springen konnte er nicht, dabei waren ihm zu sehr seine kurzen Bratwurstbeine und noch mehr sein Schmerbauch im Wege; aber etwas konnte er — und schwubb! — Mr. Cerberus Mojan stand mitten auf dem Kampfplatz auf den Händen und lief sogar herum, wobei es ihn gar nicht genierte, daß ihm Lodenkittel und Hemd über den Kopf fielen.

Der Erfolg dieser Kunstleistung läßt sich gar nicht beschreiben. Die ernsten Indianer, schon durch das Wettspiel erregt, fielen vollständig aus der Rolle, die einem roten Krieger gebührt. Das ganze Lager wollte auf den Händen laufen. Selbst der alte, ehrwürdige Häuptling stemmte die Hände gegen den Boden, hob ein Bein nach dem anderen und quirlte mit ihm in der Luft herum, und als er beide Beine zugleich heben wollte, schlug er über die Skalplocke hinweg einen Purzelbaum.

„Uff, Büffelstirn muß viel, viel essen, noch mehr essen als viel, damit er auch so einen dicken Bauch bekommt,“ meinte er, als er sich wieder aufrichtete, glaubend, nur solch ein Schmerbauch, wie ihn vor-

hin Mojan bei dem Kunststück ganz deutlich gezeigt hatte, stelle die Balance her.

Lange Zeit währte dieser tolle Trubel, bis die Ankunft einer Abteilung von Kriegern, welche vom Lager fortgewesen, ihm ein Ende machte. Einige von ihnen waren verwundet, offenbar kamen sie von einem Kampfzuge zurück, doch schienen sie keinen Toten zu haben, sonst hätten sich besonders die Frauen anders benommen.

Mojan hörte das Wort ‚Komantschen', aber recht seltsam ausgesprochen, eher ein ‚Kontschen', und vergebens versuchte er, sich Gewißheit zu verschaffen, mit wem die Zurückgekommenen ein Gefecht bestanden hätten, wo und wie und aus welchem Grunde. Sie sprachen in ihrer Weise immer nur von ‚feigen Hunden' und von ‚kläffenden Schakalen', und es ist überhaupt äußerst schwer, von einem Indianer etwas zu erfahren, wenn er nichts sagen will, obgleich er immer höflich und scheinbar sachgemäß antwortet.

Der weiße Medizinmann schmierte gern auf die noch frischen Wunden, fast allein Messerstiche, seine Anschovisbutter, dann suchte er ein stilles Plätzchen auf, um ein Nickchen zu machen. — — — — —

Die Abendfeuer flackerten auf, rauchend saßen die roten Krieger daran, an dem des Häuptlings, zusammen mit den ältesten und angesehenften Kriegern, auch Mojan, zum Schutze gegen die Kälte des Nachttaus in eine Decke gehüllt.

Schon lange war die Abendmahlzeit verzehrt, und noch war kein Wort gefallen. Nur das federgeschmückte Kalumet wurde gehandhabt, einige rauchten auch aus dem ausgehöhlten Stiele ihres Tomahawks. Endlich öffnete der Häuptling seinen Mund, und er richtete das Wort an den großen Medizinmann der Bleichgesichter.

„Kennt mein weißer Bruder die Sahara?"

Mr. Cerberus Mojan war über Staunen er-

haben. Es fiel ihm nicht besonders auf, daß der rote Häuptling im Urwalde des Indianerterritoriums plötzlich von der Sahara begann.

„Jawohl, das ist die große Wüste in Afrika, die größte in der Welt."

„Es ist ein Weib!" sagte Büffelstirn mit Nachdruck, aber auch nichts weiter, denn er mußte aufpassen, daß seine Pfeife nicht ausging.

Jetzt fing Mojan doch an, darüber nachzugrübeln, wie der Indianer die Wüste Sahara mit einer Dame in Verbindung bringen konnte. Er brauchte seinen Schädel nicht besonders anzustrengen, denn sobald der Rauch wieder in Strömen aus den Nasenlöchern quoll gab Büffelstirn von selbst die Erklärung.

„Die Sahara war hundert Jahre alt, als sie von Abaram noch einen Sohn bekam, und Abaram hatte den Sommer und den Winter auch schon neunzigmal kommen und gehen sehen."

Aha! Jetzt ging dem großen Medizinmanne der Bleichgesichter ein Seifensieder auf! Dieser Seminolenhäuptling hatte etwas von einem der Missionare gehört, die ja auch schon im Indianerterritorium herumarbeiten, freilich mit herzlich wenig Erfolg. Außerdem ist die Sache gerade umgekehrt, die ‚Sahara' war erst neunzig und der ‚Abaram' schon hundert Jahre alt gewesen, als der Klapperstorch endlich Einsicht bekam.

„Sara hieß sie," verbesserte Mojan nur noch.

„Du sagst es: Sahara," entgegnete der Häuptling mit Würde.

„Sara."

„Du sagst es: Sahara," wiederholte der große Häuptling mit ernster Liebenswürdigkeit.

„Saaaraaa!!!" fing Mr. Ceberus Mojan jetzt zu brüllen an.

„Du sagst es: Sahara."

Mojan ergab sich in die Sahara, und der alte

Häuptling rauchte erst seine Pfeife aus, was eine gute Viertelstunde währte, ehe er von neuem begann:

„Es muß so sein, denn viele, viele Bleichgesichter haben es Büffelstirn erzählt, und auch mein weißer Bruder weiß es, Büffelstirn glaubt ihm."

Schluß! der Vorhang fiel vor dem Munde und ging erst nach einer Pause von zehn Minuten wieder auf.

„Abaram war ein Bleichgesicht und die Sahara seine weiße Squaw. Büffelstirn spricht: die Bleichgesichter sind nicht so weise wie die Söhne des großen Geistes, aber sie sind klüger."

„Das haben Sie nun schon dreimal gesagt."

Ein freundliches Nicken, und der weise Sprecher fuhr fort:

„Können das alle Bleichgesichter?"

Mojan fühlte an seinem Beine etwas beißen und suchte unter der Decke.

„I nu natürlich," entgegnete er daher zerstreut, denn er mußte alle Vorsicht aufbieten, um das Tierchen nicht etwa scheu zu machen.

„Könnte auch mein weißer Bruder, der große Medizinmann der Bleichgesichter, mit der Sahara noch einen Sohn erzeugen?"

Mojan hatte es und knickte es, mußte aber sehr bedachtsam sein, daß ‚Es' nicht noch rechtzeitig davonhüpfte.

„I nu natürlich."

Erst das Beifallsgemurmel der umsitzenden alten Kriegshelden machte ihn aufmerksam, aber sie hätten ihm den Kopf abhacken können, er hätte nicht gewußt, wovon soeben die Rede gewesen, und ehe er eine Frage stellen konnte, bekam er etwas zu hören, was ihn alles Vorhergehende vergessen ließ.

„Hat mein weißer Bruder schon von Susquesan gehört?"

Dieser Name wirkte auf Mojan wie ein

Stichwort, es brachte ihm seine ganze Mission in Erinnerung.

„Du meinst doch nicht die letzte Cherokesin?!"

„Mein Bruder sagt es, Büffelstirn spricht von ihr."

„Die will ich ja heiraten!" platzte Mojan jetzt heraus.

Er brauchte diesen Ausruf nicht als eine Unvorsichtigkeit zu bereuen, denn wieder ertönte ein Beifallsgemurmel.

„Der große Medizinmann der Bleichgesichter, welcher ebenso klug ist wie dick, will die letzte Cherokesin zu seiner Squaw nehmen?" fragte der Häuptling mit freundlichem Blick.

„Nu allemal!! Wo wo wo wo . . . ," Mojan blickte sich suchend um, „wo sind denn meine Hosen, da stecken doch schon die Trauringe . . . . ach so!"

„Und mein starker Bruder wird mit ihr Kinder erzeugen?"

„Nu allemal!" schrie Mojan enthusiastisch.

„Auch Söhne, so klug und tapfer wie mein weißer Bruder?"

„Nu allemal! Söhne, Töchter, Töchtersöhne, Schwiegersöhne, Geschwisterkinder, Stiefkinder, das ganze Etcetera bäbä. Ich will ja das ganze ausgestorbene Gebiet wieder vollmachen, und dazu brauche ich nicht lange Zeit, so was geht bei mir fix."

„Susquesan ist bei uns."

Natürlich horchte Mojan nicht schlecht auf, und sein Unglaube war berechtigt.

„Susquesan ist bei euch?!"

„Bei uns."

„Susquesan, die letzte Cherokesin?"

„Die letzte Cherokesin."

Da freilich gab es nun keinen Zweifel mehr.

„Ja, wie in aller Welt kommt denn die zu euch?"

„Sie ist unsere Gefangene."

„Eure Gefangene?"

„Mein Bruder sagt es."

„Ihr habt die Susquesan gefangen und hierhergebracht?"

Der Häuptling wurde noch wortkarger als sonst, er öffnete den Mund auf solche Fragen überhaupt nicht mehr, sondern begnügte sich meistens nur mit einem Kopfnicken.

Mojan fragte, ob es vielleicht jene Krieger, die vorhin zurückgekommen, gewesen seien, welche die Komantschen überfallen und Susquesan gefangen und hierhergebracht hätten, und dieses infame Kopfnicken, welches der Indianer wie der Chinese an sich hat, wobei der Chinese aber stets ein Nein meint, war daran schuld, daß Mojan zu der Ueberzeugung kommen mußte, seine Annahme sei die richtige.

Durch solches Fragen und solches Antworten glaubte er sogar bestimmt zu erfahren, daß zwischen den Seminolen und den Komantschen ein fürchterliches Gemetzel stattgefunden habe, daß aber sein Freund Nobody oder Cutting Knife dem Tode wie der Gefangenschaft glücklich entronnen sei.

Der rauchende Häuptling, der wahrscheinlich an etwas ganz anderes dachte, so wie Mojan vorhin, nickte immer.

Nun braucht der geneigte Leser wohl nicht besonders darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß Mojan noch gar nichts von der Existenz einer zweiten Susquesan, die bei den Seminolen gefangen gehalten wurde, wußte. Nobody hatte es ja auch erst später erfahren, und er hatte es nicht für nötig gehalten, seinen Begleiter darüber aufzuklären. Da wären bei dem spleenigen Freiersmann nur Verwicklungen entstanden.

„Wo ist sie?" fragte Mojan stürmisch, sich schon halb aufrichtend.

„Sie schläft, und der Medizinmann der Bleich-

gesichter muß sich zuvor unter die Krieger der Seminolen aufnehmen lassen."

Oho! Und nun entspann sich eine längere Debatte darüber, ob dies unbedingt notwendig sei. Jawohl, das sei unbedingt notwendig. Susquesan, die letzte Cherokesin, sei eine Gefangene der Seminolen, und wer sie heirate, müsse unbedingt in den Stamm der Seminolen aufgenommen werden, mit allen Totems.

„Mit allen Totems?"

„Mein Bruder erhält die Tätowierungen der Seminolen."

Mojan betrachtete zweifelnd die vor ihm sitzenden Krieger. Kein einziger hatte eine Tätowierung im Gesicht, dieses bemalen sie bloß, desto mehr auf der Brust, es ist dies eine Eigentümlichkeit der Seminolen.

Die Haupttätowierung war stets eine große, strahlende Sonne, etwas unterhalb der Brust, also auf dem Leibe; darüber eine große, volle Kugel, die Mojan für den Mond hielt, und dann konnte er die kleineren, gezackten Punkte, die rings um Sonne und Mond tätowiert waren, für Sterne halten. Dann kamen noch andere Tätowierungen hinzu, meist Tierbilder, bei jedem einzelnen verschieden.

„Fürchtet mein tapferer Bruder, der den Wabohu besiegt hat, den kleinen Schmerz?"

Nein, fürchten tat Ceberus Mojan überhaupt nichts, weder eine Abortgrube, noch einen Bierwagen, noch einen Zahnzieher, noch einen Tätowierer, aber . . .

„Und wenn sie mich nun dann nicht heiraten will?" erklang es etwas zaghaft, ganz im Gegensatz zu seiner früheren Siegessicherheit.

„Sie muß!" sagte der Häuptling mit Nachdruck, doch gleich setzte er milder hinzu: „Sie will."

„Sie will?"

„Du sagst es."

„Sie will mich heiraten?" überzeugte sich der

vorsichtige Mojan noch einmal. „Das hat sie selber gesagt?“

Ein Kopfneigen bejahte.

„Weiß sie denn, daß ich hier bin?“

Ein Kopfnicken.

„Da hat sie mich wohl gar hier schon gesehen, wohl vorhin, wie ich auf den Händen lief?“

Wieder ein bejahendes Kopfneigen. — — —

Wir wollen das Lagerfeuer verlassen, wie es auch die Indianer sehr bald taten, um ihre Wigwams aufzusuchen, und mit ihnen Mojan.

Die ganze Nacht wälzte er sich schlummerlos auf seiner Büffeldecke herum — ob oder ob nicht — es war auch ein schwer zu fassender Entschluß, doch als Mojan endlich einschlief, war er mit sich im reinen.

Ja, seinem Vaterlande, der ganzen Menschheit wollte er dieses Opfer bringen — ganz abgesehen davon, daß die Susquesan, die er gesehen, auch gar nicht so ohne gewesen, ein strammes Weib, da konnte man sich schon einmal ein bißchen am Bauche herumstechen lassen.

„Ob ich da auf dem Denkmale, das mir mein Vaterland mindestens in Washington und die andere Menschheit in verschiedenen Städten der Welt setzen wird, wohl auch eine Sonne auf den Bauch bekomme? Und ob die Susanne Hackeklotzen wohl auf dem Denkmal neben mir sitzen wird?“

Das war sein letzter fragender Gedanke, mit dem er einschlief. — — — — — — —

Die Morgensonne beleuchtete im Lager der Seminolen ein außergewöhnliches Schauspiel. Um einen kleinen Wigwam, der gestern noch nicht hier gestanden hatte, tanzten unter monotonem Gesange eine Menge seltsamer Gestalten, auf die phantastischste Weise herausgeputzt, besonders mit Büffelschwänzen, Schlangenbälgen, getrockneten Fröschen und dergleichen

Raritäten behangen, und auf den Schultern ausgehöhlte Büffelköpfe mit Hörnern.

Sie führten den Medizintanz auf, damit die Prozedur gelänge, welche dort drinnen ausgeführt wurde.

Betreten wir nun das Innere dieses Zeltes. Zunächst ist es schwer, den Eingang zu finden, es gibt überhaupt gar keinen, man muß ein Fell etwas lüften und auf dem Bauche darunter hinwegrutschen, und dann wird dieses Fell sofort wieder sorgfältig am Boden befestigt, auf daß so wenig Wärme wie möglich verloren geht, und so gibt es nirgends eine Ritze.

Es herrscht eine wahre Backofentemperatur, verbunden mit übergroßer Feuchtigkeit, es ist ein römisches Dampfbad

Am Boden brennt ein mächtiges Feuer, oder vielmehr glüht ein großer Haufen der besten Holzkohlen, von den ausgebrannten Lagerfeuern zusammengesucht — denn der Rauch von Holz, und sei es auch noch so trocken, würde ja keinen Abzug finden, man müßte ersticken. Auf den Holzkohlen werden große, flache Steine glühend gemacht, und sobald einer rot ist, wird er zur Seite geschoben und Wasser daraufgegossen, und immer und immer wieder erkaltet zischend ein glühender Stein, und nun kann man sich vorstellen, was in der engen, niedrigen, luftdichten Hütte, in der sich fünf Menschen befinden, für eine Atmosphäre herrscht!

Einer dieser fünf Menschen lag auf einem auf Pfählen ausgespannten Leder, so hoch wie ein Tisch und nur so wenig nachgiebig wie ein hartes Polster, und dieser Mensch lag so da, wie ihn der liebe Gott geschaffen hatte, und der liebe Gott hatte ihm einen stattlichen Schmerbauch gegeben, der gerade in diesem Zustande voll und ganz zur Geltung kam.

Ehe Mojan die Schwitzkur begann, hatte er

einige Liter eines schweißtreibenden Tees trinken müssen, und der fette Dickwanst schwitzte, wie wohl noch nie ein Mensch vor ihm geschwitzt hat. Der Schweiß auf seinem Körper quoll aus den Poren heraus, die Gerinnsel vereinten sich zu Bächen, mehrere Bächlein wurden zum Flusse, der schon wieder ansehnliche Nebenflüsse hatte, bis alles im Hauptstrom zusammenkam, der links zwischen Herzgrube und Magengegend als Wasserfall herabstürzte, und dort, wo sich auf dem Bauche eine Vertiefung befand, hatte sich ein Salzsee gebildet.

Der Krieger, welcher die Prozedur leitete — es sei betont, daß der eigentliche Medizinmann, welcher sonst bei so etwas die Hauptrolle spielt, fehlte — betastete den Bauch des Opfers, wollte eine Falte greifen — vergebliches Bemühen, so etwas gab's bei Mr. Cerberus Mojan nicht, das war alles straff gespannt wie eine Pauke. Doch die Haut war geschmeidig genug, das Werk konnte beginnen.

Die draußen erhielten ein geheimes Zeichen, und wilder heulten sie, wilder tanzten sie, obgleich sie schon stundenlang geheult und getanzt hatten. Aber es waren auch die ausgesuchtesten Seminolen, sie würden noch weitere Stunden heulen und tanzen.

Mojan sah es kommen, das gezahnte Eisen — nein, gleich vier Stück auf einmal, und er wußte, was sich schickte, daß er unter keinen Umständen schreien, nicht einmal seufzen durfte, nicht mit einem einzigen Härchen einer Wimper zucken. Wohl aber durfte er sprechen, und Mojan sprach.

„Bitte, die Sonne recht genau mitten auf den Bauch, daß sie dann nicht etwa schief sitzt, denn so etwas kann man doch nicht wie einen Schlips wieder geradeschieben."

Schwubb, da hatte Mojan den ersten Stich in den Bauch bekommen, und die anderen folgten hageldicht, vier Hände arbeiteten gleichzeitig. und jede

Hand führte eine Art von Pferdekamm mit einer ganzen Masse Spitzen.

Ein anderer Mensch preßt, wenn er den Schmerz verkneifen will, die Lippen zusammen; Mr. Cerberus Mojan sperrte seinen Rachen auf und machte ihn nicht eher wieder zu, als bis alles fix und fertig war.

Sonne, Mond und Sterne — der liebe Gott brauchte zu ihrer Erschaffung zwei Tage, diese Seminolen nur zwei Stunden, und außerdem schufen sie noch auf Mr. Mojans Leibe, der hier die Erde vorstellte, eine ganze Menge von Schildkröten, Schlangen, Salamandern, und anderem möglichen und unmöglichen Gewürm. Die vier Zackenmeißel arbeiteten mit einer fabelhaften Geschwindigkeit, und als dann auf der Magengegend noch ein Mensch entstanden war, freilich ein Mensch mit einem Affenschwanze, jedenfalls der zweibeinige Wabohu, da war der erste Teil der Schöpfung beendet.

Ohne Pause begann der zweite Teil, der kürzeste, aber auch der schmerzvollste. Die frischgestochenen Linien wurden tüchtig mit Pulver eingerieben und dann mit einem glühenden Eisen ausgebrannt. Doch sei dabei zur Beruhigung des Lesers bemerkt, daß hierbei Mojans mit Pulver eingeriebener Bauch nicht etwa explodierte. Es zischte und knisterte nur manchmal.

In zehn Minuten war diese Prozedur vollendet, freilich in zehn sehr wehevollen Minuten. Doch Cerberus Mojan hatte keinen Mucks gesagt.

Er erhob seinen Geist über alle sinnlichen Eindrücke, so daß sein irdischer Leib gar nichts von Schmerz fühlte! Er dachte an sein Vaterland und an die ganze Menschheit, der zuliebe er hier solch eine freiwillige Tortur erlitt; er dachte an die vielen Denkmäler, die man ihm setzen würde — und er mochte auch ein bißchen an die Susanne verwitwete Hackeklotzen denken.

Denn gewiß, es war ein schönes Weib gewesen,

das er gesehen hatte, ein strammes Weib, und die mußte Feuer im Leibe . . . . . .

Schwubb, der noch immer schweißdampfende Träumer hatte gleichzeitig vier Eimer eiskaltes Wasser über den ganzen Körper bekommen!

Das war etwas gewesen, was Mr. Cerberus Mojan nicht vertragen konnte, da fiel er aus der Rolle, da mußte er laut aufschreien, und er tat es:

„Ha — ha — ha — hazziiieeehhh!!! Ha — ha — ha — ha — ha . . . . . ha — ha . . . . ha — ha . . . . . ha . . . . . etcetera bäbä."

Hier bei diesem unvollendeten Niesen hatte einmal das etcetera p. p. gepaßt, das praemissis praemittendis, Mojan wußte selbst nicht wie gut.

Der Körper wurde abgerieben, die Prozedur war fertig. Draußen stand eine Bahre bereit, in einem Wigwam war schon ein weiches Lager bereitet worden, auf dem der Tätowierte zwei Tage bis eine Woche, je nach seiner Natur, im Wundfieber verbringen würde.

„Kann mein Bruder aufstehen?"

„O ja, warum denn nicht?" sagte Mojan, setzte sich aufrecht hin und baumelte mit den Beinen. „Ist die Geschichte fertig?"

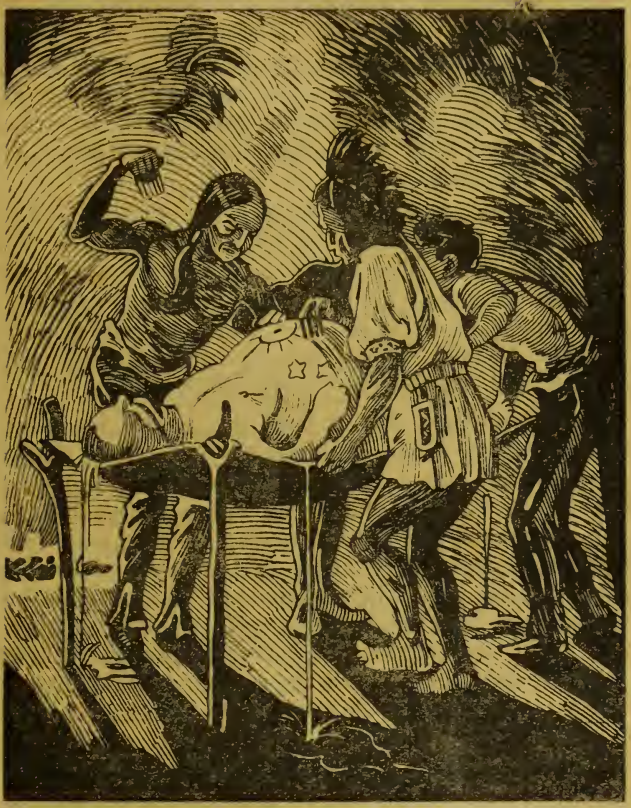
„Du hast die Totems der Seminolen empfangen, du bist einer der Unsrigen."

Mojan betrachtete seinen Vorderleib. Noch war nichts Deutliches zu sehen, nur rote, verschwommene und erhöhte Linien. Aber schon nach wenigen Stunden würde die Farbe in scharfen Linien zum Vorschein kommen. Das Ausbrennen verhütete Eiterung und Entzündung.

„Na, da kann's Heiraten wohl gleich losgehen, was? Standesamt und so etwas habt ihr ja hier doch nicht, bei euch kriecht der Bräutigam mit der Braut doch nur unter eine Büffeldecke, die anderen schmausen und machen Spektakel dazu, und die Trauung ist vollzogen."

Hier bei diesem engen Zusammensein durften die roten Krieger lachen.

„So schnell geht das nicht. Du hast den



Schmerz ertragen, wie es nur ein tapferer Seminole kann, aber du bekommst erst heftiges Wundfieber."

Mit gleichen Füßen sprang Mojan von dem ledernen Tisch herab.

„Ach, macht keine Geschichten! Wegen so ein

paar Mückenstichen Wundfieber, weiter fehlte nichts! Wo ist meine Hose — oder doch wenigstens mein Hemd und mein Kittel? Los, jetzt wird auf der Stelle geheiratet! Nur das Mädchen her, das ist die Hauptsache, das andere besorge ich!"

Und die Trauung fand denn auch auf der Stelle statt, wenigstens innerhalb von einer halben Stunde. Denn was für die anderen die Hauptsache war, das war im Ueberfluß vorhanden: nämlich Fleisch zum Hochzeitsschmaus.

Während das in den Stamm der Seminolen aufgenommene Bleichgesicht im Wundfieber gelegen und sich mit dem großen Geiste unterhalten hätte, wäre ja auch geschmaust worden, also ebenfalls tagelang; aber eine Hochzeit, das war doch noch etwas ganz anderes! Dabei wurde gebrüllt und getanzt, und Brüllen und Tanzen macht Appetit!

Und es war, als ob Manitu ganz besonders mit der Aufnahme dieses Bleichgesichts unter seine Kinder zufrieden sei, und er war es ja auch wert, der Mann, der bei der Tortur mit keiner Wimper gezuckt hatte und nichts von Wundfieber wußte — der große Geist hatte die ausziehenden Jäger, welche also ursprünglich Fleisch zum ‚Wundfieber-Schmaus' hatten schaffen wollen, zu einer Büffelherde geführt, die Salzlecke war heute ausnahmsweise stark von Hirschen besucht gewesen, nicht weniger als sieben deliziöse Waschbären wurden heimgebracht, und den einen hatte man gerade auf einem hohlen Baume ertappt, der von Bienen mit Honig strotzend vollgepfropft worden war — ja, unter Triumphgeschrei wurde sogar ein fetter Baribal ins Lager geschleppt, der in Nordamerika am häufigsten vorkommende Bär, dessen Erlegung zwar nicht so ehrenvoll ist wie die des grauen, dessen Fleisch aber weit leckerer ist.

Herz, was willst du noch mehr? Hei, das wurde

eine Fresserei! Die konnte unter Umständen zwei Wochen währen.

Die Zeremonie der Trauung, wie sie bei fast allen nordamerikanischen Indianerstämmen die gleiche ist, sei kurz beschrieben.

Die Hochzeitsgäste, also sämtliche Männer des Stammes oder vielmehr des betreffenden Lagers, sitzen in einem großen Kreise. In der Mitte desselben liegt ein Bären- oder Büffelfell, auf dieses legt sich die Braut, so gekleidet, wie sie gewöhnlich ist, ein anderes großes Fell wird über sie gedeckt — so, nun kann der glückliche Bräutigam kommen.

Er kommt, wird nicht besonders geführt, so wenig wie die Braut, kriecht unter das Fell, ohne dasselbe hoch zu lüften, und sobald das letzte Bein und die letzte Zehe von ihm unter dem Felle verschwunden ist, ist die Trauung vollzogen, die Schmauserei der Hochzeitsgäste, welche von den Squaws bedient werden, beginnt, und solange sie dauert, bleiben die Neuvermählten unter der Decke, und ist Fleisch genug für vier Wochen vorhanden, so wird eben vier Wochen lang Tag und Nacht geschmaust, und das junge Ehepaar bleibt vier Wochen lang mitten in diesem Kreise unter dem Büffelfelle liegen. Natürlich verlassen sie es ab und zu einmal, aber immer nur einzeln, sonst ist von ihnen nichts zu sehen, nur das Fell bewegt sich; und haben sie Hunger, so stecken sie eine Hand hervor und bekommen ein Stück Fleisch hinein, das sie unter der Decke essen. Erst wenn die ganze Jagdbeute verzehrt ist, kommen beide zum Vorschein, die Squaw folgt ihrem Herrn und Gebieter in seinen Wigwam.

Ländlich, sittlich! O ja, es hat etwas für sich. Die kosten die Flitterwochen resp. die Flittertage gründlich aus. Denn wenn sie einmal unter dem Felle hervorgekrochen sind, dann ist es mit der Flitterzeit doch sowieso vorbei. Und ist es bei anderen Völkern

die nicht im Indianerterritorium wohnen, nicht ‚merschtenteels' ebenso? Bei den Rothäuten ist es aber auch ganz gründlich der Fall. Sobald die rote Frau unter dem Felle hervorgekrochen ist und den Wigwam betreten hat, wird sie zum lieben Vieh gerechnet. Der Hund hat es noch besser, der braucht wenigstens nicht zu arbeiten.

Im allgemeinen bekommt der Indianer seine Zukünftige schon vorher zu sehen, er wächst ja mit ihr auf. Das Heiraten geschieht eben im Kreise der anderen Männer unter der Decke, das ist zugleich die Trauung, wodurch sich der Betreffende verpflichtet, sie fernerhin mit genug Nahrung zu versorgen. Aber er muß das Mädchen den Eltern abkaufen, bei den Reitervölkern besonders durch so und so viel Pferde, die er erst einem anderen Stamme stiehlt, was an sich schon großes Vergnügen macht, sonst durch Felle, Decken und dergleichen, was immer zu beschaffen ist.

Es kommt aber auch vor, daß ein Indianer zu einer Squaw unter das Fell kriecht, ohne sie vorher mit einem Blick gesehen zu haben, zum Beispiel, wenn zwei feindliche Stämme zur Versöhnung untereinander heiraten, wobei dann eine Hochzeit en gros stattfindet, und da wird nicht erst Wahl getroffen, kein Los entscheidet, sondern da heißt es eben: dort ist noch ein Fell frei — marsch, druntergekrochen!

Gefällt dem roten Krieger dann hinterher seine Herzallerliebste nicht, das heißt vor allen Dingen: arbeitet sie ihm nicht genug, dann verkauft er sie eben weiter, und findet er keinen Liebhaber, will niemand sie geschenkt haben, dann quält er sie, schlägt sie einfach langsam tot. Nur einen direkten Mord gibt es nicht, das wäre ja überhaupt ganz widersinnig, denn aus dem menschlichen Haustiere muß doch möglichst viel Arbeit herausgepreßt werden, solange es nur noch auf den Füßen stehen kann.

Es wird hier keine ideale Indianergeschichte für

die reifere Jugend geschrieben, sondern die nüchterne Wahrheit. Und trotzalledem sind die nordamerikanischen Indianer, soweit sie noch von der Jagd leben, es wirklich wert, daß sie unserer Jugend als Helden erscheinen; als rohe Jäger und Krieger sind sie Männer vom Scheitel bis zur Sohle, nur nicht so, wie Fenimore Cooper sie verherrlicht hat. Vor allen Dingen muß die Frau, das ganze intime Familienleben, aus dem Spiele bleiben. Dann gibt es überall Ausnahmen, welche ja aber nur die allgemeine Regel bestätigen. — — —

Cerberus Mojan war wirklich fähig, sofort von der Torturbank herab sich zum Traualtar zu begeben. Ja, wenn man aber auch so ein Fettpolster hat! Und dann die idealen, himmelstrebenden Gedanken, die er gehabt, die waren auch etwas wert gewesen! Und nun die Susanne verwitwete Hackeklotzen, das war auch keine solche gewöhnliche Indianerin, für die hätte sich mancher Mann ganz gern vorher zwicken lassen, wenn er dann mit ihr für zwei Wochen unter eine Büffeldecke kriechen konnte.

Mojan, ohne Hose, aber schon wieder sein ganzes Klimbim umgehängt, begab sich dorthin, wo in einem großen Kreise die Rothäute saßen, um ein doppeltes Büffelfell herum, sehnsüchtig des Bräutigams harrend; denn schon war das erste Fleischgericht gar, die Squaws standen jenseits mit den rauchenden Töpfen.

Ohne jede Zeremonie! Und Mojan war Amerikaner und hatte nicht nur genug darüber gelesen, sondern sich auch von Augenzeugen erzählen lassen, wie es bei solch einer indianischen Hochzeit zugeht, was sich schickt, und Mr. Cerberus Mojan, auch Achilles Stronghand, der Besieger des Wabohus, würde keinen Anstandsfehler begehen.

Heute war ein ganz besonderer Tag, heute legten die roten Krieger ihrer Selbstbeherrschung weniger straffe Zügel an. Mit der einen Hand deutete der

Häuptling auf das Büffelfell, in dessen Mitte es sich bauschte, mit der anderen Hand winkte er den mit den Fleischtöpfen harrenden Weibern.

Der Bräutigam trat in den Kreis, schritt auf das Fell zu, er sah die Bauschung, und sein Auge sah noch mehr.

„Das ist sie, das ist sie!“ jubelte es in seinem Innern. „Diese runden Glieder, diese stolze Haltung des ganzen Körpers — das ist sie, die Susanne verwitwete Hackeklotzen!“

Mojan hatte das Zentrum erreicht, bückte sich, ließ sich auf Händen und Knien nieder, lüftete das Fell an einem Zipfel etwas, und wie er vorsichtig seinen dicken Schädel daruntersteckte, sah es gerade so aus, als wenn er erst einmal unter das Fell röche.

Er zog den Kopf zurück und drehte ihn noch einmal herum. Wenn er auch in den Stamm der Seminolen aufgenommen worden, so war er doch noch immer ein gebildeter Europäer, und er hatte erst noch eine Pflicht der Höflichkeit zu erfüllen.

„Wünsche gesegnete Mahlzeit allerseits!“

Leider antworteten ihm die Seminolen mit keinem ‚dito‘, was hier recht angebracht gewesen wäre. Die konnten es ja gar nicht erwarten, bis er unter dem Büffelfell verschwunden war, denn eher durften sie nicht über die Fleischtöpfe herfallen.

Und Mojan steckte wiederum den Kopf unter das Fell, der Hals folgte nach, die Brust, der Bauch und — das ganze Etcetera bäbä — und als die letzte aus der Strumpfsocke hervorragende Zehe verschwunden war, da war das Signal gegeben, da tauchten die roten Krieger ihre Hände in die Töpfe, gleich hinein in die kochend heiße Brühe, und pfropften sich das Maul voll mit dem qualmenden Fleische.

Bei dieser heißhungrigen Beschäftigung hatten sie

keine Zeit, das Büffelfell zu beobachten. Wir wollen es tun.

Unter demselben war durch den Bräutigam eine zweite Bauschung entstanden, sie bewegte sich langsam nach der Bauschung im Zentrum zu — wirklich interessant anzusehen. Dort angelangt, verweilte sie einen Augenblick, aber ohne sich zu bewegen, dann strebte die zweite Bauschung mit einer größeren Geschwindigkeit als beim Hinwege wieder dem Rande zu, doch ehe sie diesen erreichte, drehte sich Mojan herum, das konnte man ganz deutlich unterscheiden, und dann kam sein dicker Schädel unter dem haarigen Felle zum Vorschein.

„Die ist ja kalt wie ein nackter Frosch?!“ rief er in fragendem Tone.

Keine Antwort! Der feierliche Akt der Trauung war durch sein erstmaliges Verschwinden bereits vollzogen, jetzt kümmerten sich die Hochzeitsgäste um nichts weiter als um die Fleischtöpfe und um ihre Mäuler. Nur der Häuptling, aus dessen Munde ein langer Fleischlappen hing, machte mit geschwollenen Backen einmal ‚mum mum mum‘ und winkte, wieder zu verschwinden.

Der von der Kälte seiner Neuvermählten Zurückgeschreckte verschwand denn auch wieder, drehte sich abermals um, die Bauschung ging gegen das Zentrum vor — diesmal aber sogar noch langsamer als das erstemal, mit äußerster Vorsicht.

Das Zentrum war erreicht. Stockung. Leichte Bewegung des Büffelfelles. Wieder eine Stockung. Da aber mit einem Male kroch die eine Bauschung mit einer Geschwindigkeit, die man unter dem schweren Büffelfelle gar nicht für möglich gehalten hätte, wieder dem Rande zu, eine sohlenlose Socke kam zum Vorschein, schnell folgte eine andere, ein Paar Bratwurstbeine, ein Rücken mit einem Bauch darunter, und zuletzt Mr. Mojans Kopf.

Und er blieb nicht lange so knien, er machte wie ein Frosch gleich einen großen Satz, und erst als er außerhalb des Bereiches des Felles war, dessen Mitte sich noch immer bauschte, richtete er sich auf.

Er sah ganz verstört aus. Mit stieren Blicken musterte er, so halb seitwärts stehend, das Büffelfell, und dann begann er es auf den Zehenspitzen zu umschleichen, immer mit jenen stieren Blicken, so halb zur Flucht gewendet.

Als er einmal im Kreise herumgeschlichen war, schien er sich ein Herz zu fassen, er schlich auf das Fell zu, aber langsam, ganz langsam, Schritt für Schritt, gebückt und auf den Zehenspitzen — und dann streckte er vorsichtig die Hand aus — faßte vorsichtig das Fell bei einem Zipfel — er wagte es nicht zu heben — und er tat es doch, ein plötzlicher Entschluß, ein kräftiger Ruck, das ganze Fell wurde zur Seite geworfen, und . . .

Da saß sie, seine Neuvermählte, die Susanne, saß da wie die Susanne im Bade, wie sie der liebe Gott geschaffen hatte — das war nun freilich schon lange her, so an die hundert Jahre — ein uraltes Knochengerippe, zwerghaft klein, mit einer schwarzen, zusammengeschrumpften Haut bedeckt, auf dem Totenschädel ein paar weiße Haarsträhne — und auch sonst war alles vorhanden, was der Vaterlands- und Menschheitsbeglücker bei einer Heirat mit der letzten Cherokesin übersehen hätte — bucklig, schief, das eine Auge ausgelaufen, das andere Auge zugeklebt . . . .

Doch wir wollen sie lieber nicht beschreiben. Mit einem Worte: die hatte noch viel mehr als nur das ganze Etcetera bäbä.

Kaum war die alte Hexe von der Decke befreit, als sie die Knochenarme ausstreckte und mit den Spinnenfingern in der Luft herumfuhr, als wolle sie Fliegen haschen, und knarrend kam es dabei aus ihrem zahnlosen Munde:

„Fledderrrmäus — Fledderrrmäus — Fledderrr, Fledderrr, Fledderrrmäus!“

Also nicht Fliegen, sondern eingebildete Fledermäuse fing sie, und sie fuhr fort, Fledderrr — Fledderrrmäus zu haschen.

Ganz seltsam war dabei Mojans Gebaren. Die Verstörtheit seines Gesichtes war einem tiefen, philosophischen Ernste gewichen, er hatte die Arme über der Brust verschränkt, so stand er da und betrachtete mit tiefernsten Forscheraugen das menschliche Scheusal — und dann drehte er sich um, sein Blick überschweifte die roten Hochzeitsgäste, welche dieser Szene gar keine Beachtung schenkten, so waren sie in die Fleischtöpfe vertieft, und dann hob Cerberus Mojan wie segnend die Hände, und pathetisch, sogar feierlich erklang es, wie ein Segen — oder aber auch wie ein furchtbarer Fluch, aber immerhin feierlich:

„Ihr habt mich betrogen. Ihr habt mir meinen ehrlichen, bisher unbescholtenen Bauch geschändet. Ich wünsche gesegnete Mahlzeit allerseits, und ich wünsche euch braven Seminolen noch mehr — ich wünsche, daß ihr alle zusammen von diesem meinem Hochzeitsmahle bekommen sollt die Trichinose, den Bandwurm, den Spulwurm, die Mundfäule, die Speiseröhrenverengung, den Magenkrebs, die Blinddarmverstopfung, die Mastdarmfistel, die galoppierende Kolik und das ganze übrige Etcetera bäbä bäbäbäbäbäääääää! Mahlzeit! Empfehle mich!“

Sprach's und wandte sich zum Gehen, hob sein Hemd empor, um die Hände in die Hosentaschen zu stecken, und da er solche an seinen nackten Beinen nicht fand, ließ er seine Hände hängen, wie sie hingen, und so marschierte er ab, dem Süden zu, dorthin, von wannen er gekommen — aber damals als Junggeselle, womit es jetzt vorbei war.

Die Seminolen achteten seines Abzuges nicht, hatten ihn vielleicht nicht einmal bemerkt, denn so-

eben wurde der köstliche Baribal verteilt, da hieß es, sich dazuhalten.

Und der verheiratete Hosenmatz ohne Hose latschte mit seinen sohlenlosen Strumpfsocken durch den Urwald. Es schien nicht richtig mit ihm zu sein. Er griff sich immer an den Kopf, tastete daran herum, und dann blieb er stehen und fuchtelte mit den Händen in der Luft herum, als wenn er Fliegen haschen wollte.

„Fledderrrmäus, Fledderrr, Fledderrrmäus."

Mit einem Male fuhr er wie aus einem Traume empor, sah sich verwundert um und setzte kopfschüttelnd seinen Weg fort. Doch nicht lange, so fing er schon wieder mit den Händen zu fuchteln an.

„Mr. Cerberus Mojan, ich gratuliere Ihnen herzlich zu Ihrer Vermählung," erklang da eine Stimme, und kein anderer als Nobody war es, der hinter einem Baume hervortrat und mit ausgestreckter Hand auf den Fuchtelnden zuging.

Nur einen Augenblick hielt Mojan mit der Fuchtelei inne, sonst gar keine Ueberraschung, und dann fuchtelte er schon weiter, und so, den Oberkörper vorgebeugt, die Augen stier auf Nobody geheftet, schlich er auf diesen zu, dabei mit den Händen immer nach etwas haschend.

„Fledderrrmäus — Fledderrrmäus — Fledderrr, Fledderrr, Fledderrrmäus."

Da konnte sich Nobody nicht mehr halten, nicht einmal auf den Beinen, er mußte sich hinlegen, um sich auslachen zu können.

„Na, was haben Sie denn da zu feixen?!" schnauzte ihn der kleine Dickwanst an. „Was wissen Sie denn überhaupt davon, und was geht es Sie denn an, wenn ich hier im Indianerterritorium Fledderrrmäus hasche?"

Nobody stand auf und trocknete sich die Augen. „Ich weiß alles."

„Alles?“

Ja, Nobody wußte alles. Er war fast gleichzeitig mit dem getragenen Gefangenen in oder doch an jenem großen Lager eingetroffen, zu Pferd, noch ein anderes bei sich führend, er hatte es fertig gebracht, sich so weit heranzuschleichen, daß er sogar alles hörte, was am Lagerfeuer gesprochen wurde, er hatte auch gewußt, daß der große Medizinmann mit jener alten Hexe verheiratet werden sollte . . . . . .

„Wa — was?“ schrie Mojan. „Das haben Sie gewußt, und Sie haben mich nicht auf irgend eine Weise davon benachrichtigt?!“

„Ja, Mr Mojan, was wollen Sie eigentlich? Diese alte Hexe ist tatsächlich die richtige Susquesan, die ist in Wirklichkeit die letzte Cherokesin, die Erbin des ganzen Gebietes, und Sie sind jetzt ihr Gatte.“

Und er setzte ihm das Verhältnis des weiteren auseinander. Mojan lauschte wie ein Heftelmacher.

„Wa — wa — was? Das ist also wirklich die letzte Cherokesin? Die Hackeklotzen hat eigentlich noch gar keine Ansprüche auf die Erbschaft? J da gehe ich doch natürlich sofort zurück und schließe meine geliebte Susanne in die Arme . . . . . “

Schon wollte er in vollem Galopp zurücklaufen. Nobody erwischte ihn noch rechtzeitig beim Hemdzipfel und hielt ihn zurück.

„Halt, Mr. Mojan, halt — hier liegt ein Irrtum vor! Lassen Sie sich aufklären.“

Und er klärte ihn auf. Es ging hier bei den Indianern fast genau so zu, wie bei den europäischen Souveränen in der Nachfolge. Der Gatte der Häuptlingswitwe war gewissermaßen nur der Prinzgemahl. Zu erben hatte der nicht. Erst seine Kinder waren wieder direkte Erben und Nachfolger.

Weshalb da die Seminolen ihn mit der alten Hexe, die tatsächlich die letzte Cherokesin war, hatten zusammenkoppeln wollen? Na ganz einfach, die

Geschichte mit der alten ‚Sahara' und dem Vater ‚Abaram', und der Besieger des Wabohus war doch auch ein großer Medizinmann, ein Hexenmeister, und er hatte es doch selbst gesagt, daß er für Nachkommenschaft sorgen könne! Und was für Medizinmänner mußten das nun werden, die Nachkommen dieser alten Zauberin mit dem weißen Hexenmeister, der die An—scho—vis—but—ter ungestraft fressen konnte!

„Die alte Islanga kommt überhaupt gar nicht mehr in Betracht, die kann doch nicht mehr heiraten — oder, heiraten kann sie wohl noch, aber eine vom Herrn gesegnete Sahara wird die doch nicht mehr werden. Also bleibt nur noch die Susanne verwitwete Hackeklotzen übrig, die kann noch heiraten, und deren Kinder würden das Geschlecht der Cherokesen fortpflanzen . . . . . "

„Und die ist noch dort drüben im Lager?" fragte Mojan in höchster Erregung.

„Natürlich. Jene Seminolen hatten nicht ein Gefecht mit Komantschen gehabt, sondern mit . . . . "

„Nu, da ist ja noch gar nichts verloren!" rief Mojan in hellem Jubel. „Da heirate ich eben die — die verwitwete Hackeklotzen!"

Und wieder wollte er davonrennen, diesmal aber nach der entgegengesetzten Richtung, und wieder holte ihn Nobody beim Hemdchen zurück, wieder folgte eine Aufklärung darüber, wer diese Susquesan eigentlich sei, und daß an eine Heirat unter solchen Umständen gar nicht zu denken wäre. Schon in den nächsten Tagen würde Susquesan das Gebiet verlassen, die Erben waren die Komantschen, das war schon alles ein für allemal geregelt.

Mojan sah es ein, tief ließ er den Kopf hängen.

„Alles, alles vergeblich gewesen!" murmelte er dumpf. „Gebunden hat man mich und geschunden, meinen armen Bauch hat man . . . . nee, Nobody, gucken Se mal bloß meinen Bauch an!"

Und Nobody guckte.

Eigentlich war es Nobodys Schuld, daß alles so gekommen war. Er hätte es verhindern können. Aber . . . des Menschen Wille ist sein Himmelreich, und es war doch viel Spaß dabei gewesen. Und wenn Nobody aus Mutwillen eine Wunde schlug, so hatte er auch immer gleich ein heilendes Pflaster bei der Hand.

„Ja, Mojan, was wollen Sie denn eigentlich? Wissen Sie denn gar nicht, welch hohe Ehre Ihnen widerfahren ist? Sie haben die höchste Stufe erreicht, die ein Bleichgesicht unter den Indianern nur erlangen kann. Diese Islanga ist die Urgroßmutter des letzten Cherokesenhäuptlings, ist die Ahne eines ganzen Geschlechtes von Häuptlingen, und Sie sind jetzt ihr Gatte, dadurch sind Sie tatsächlich ein Cherokesenhäuptling — das steht auch alles hier auf Ihrem Leibe eingegraben. Jawohl, Sie können sich jetzt mit Recht den letzten Cherokesen nennen. Und nun weiter: Sie nehmen auch unter den Seminolen den Rang eines Häuptlings ein — das ist in der Tätowierung ganz deutlich ausgedrückt — natürlich, der Besieger eines Wabohus kann doch kein gewöhnlicher Krieger werden — und nun hier diese Schlange — Sie sind zugleich Medizinmann, und der steht über sämtlichen Häuptlingen. Mensch, Sie können doch stolz sein auf diese Tätowierung!! Wenn Sie aber wünschen, ich kann sie Ihnen wieder herausstechen . . . . . "

„Sie sind wohl verrückt!!" brüllte Mojan ihn an und legte schützend die Hände vor seinen gefährdeten Bauch. „Nicht um alles in der Welt!"

Und als er dann auf eines der beiden Pferde kletterte, welche in einem Versteck standen, da fühlte er sich schon so als Indianerhäuptling, tat es mit solch einer Vehemenz, daß er auf der anderen Seite gleich wieder herunterfiel. — — — — — — — —

Noch nicht lange waren die beiden wieder im

Lager der Komantschen, Mojan beschäftigte sich noch mit seiner glücklich wiedergefundenen Hose, während Nobody der Häuptlingswitwe erzählte, als ein Indiantrader erschien, Bill Job.

Der Wagen wurde wie gewöhnlich von den ihn umringenden Indianern als Kantine betrachtet, Bill Job schenkte fleißig ein und erhielt dafür Waschbärenfelle und dergleichen, oder setzte es auf die Rechnung, die beim großen Austausch beglichen wurde.

Susquesan forderte eine Limonade. Mit seinem gewöhnlichen Grinsen kramte der Trader lange unter der Plane, bis er eine Flasche mit roter Limonade hervorbrachte, die er in ein großes Glas goß.

Susquesan nahm das Glas, setzte es aber mit einer schnellen Bewegung vor des Händlers eigenen Mund.

„Trink dieses Glas mit einem Zuge aus," sagte sie ruhig, und dabei hatte sie schon dem Manne die Mündung eines Revolvers auf die Stirn gesetzt. „Eins . . . ."

Wie ein Gespenst starrte der aschgrau gewordene Trader das Weib an.

„Ja — ja — denkst du denn etwa, die Limonade ist ver . . . . ."

„Trink! . . . zwei . . . . ."

Nobody sah die Katastrophe kommen, und er hätte sie nicht abwenden können. Die fing nicht noch einmal von vorn an zu zählen. Aber auch der Indiantrader las etwas in den auf ihn gerichteten Augen, und hastig leerte er mit einem Zuge das vorgehaltene Glas.

„Dachtest du denn etwa, die Limonade wäre vergiftet?" fragte er spöttisch, aber das Grinsen war ihm vergangen.

Susquesan drehte ihm den Rücken, und jener machte, daß er mit seinem Wagen wieder fortkam. Einige Tage später fanden ihn Seminolen im Walde

neben seinem Wagen liegen, im heftigsten Delirium. Sie nahmen ihn mit, er genas, aber er erblindete auch auf seinem letzten Auge. Da er mit einer Indianerin verheiratet war, wurde er als Krüppel erhalten.

Der Vorgang mit dem Trader war von den wenigsten Komantschen beobachtet worden, seine Bedeutung verstand niemand. Außerdem wurde die allgemeine Aufmerksamkeit von einem Botenläufer in Anspruch genommen, einem Mestizen, eben solch eines Waldläufers, dessen Rolle Susquesan als Bolekenna gespielt hatte.

Er brachte Botschaft von einem befreundeten Indianerstamme, hatte auf seiner Renntour hierher auch ein Lager von Seminolen berührt, brachte die neuste Nachricht mit.

Im Kreise der Krieger, als wenn es eine Hochzeit gegolten hätte, hatte auf einem Büffelfell ein uraltes Weib gelegen — keine andere als die verschwundene Susquesan, die frühere Islanga, aber — tot!

„Tot?"

Der Mestize nickte, blickte nach oben, schnalzte mit den Fingern und machte ein ‚ft'. Das sollte heißen: ihre Seele ist davongeflogen, ist weg, verschwunden, in ein Nichts zerflossen — denn zu den ewigen Jagdgründen haben nur die Männer Zutritt, die Seelen der roten Weiber gehen eben ins ‚Ft'.

„Aaaaoooouuuuhhh," heulte es da hinter Nobody, wie ein Hund den Mond anheult, und wie er sich umwandte, stand da Cerberus Mojan, wieder mit seiner Hose bekleidet, aus der er soeben ein großes Taschentuch zog, um sich die unsichtbaren Tränen zu trocknen.

„Aaaaoooouuuuhhh -- meine Frau ist tot — meine geliebte Frau . . . .", auch er blickte gen Himmel und schnalzte mit den Fingern, ... „sie ist — ft! Aaaaoooouuuuhhh! Fledderrrrrmäus,

Fledderrr, Fledderrr, Fledderrrmäus — aaaaoooouuuuhhhh!"

„Aber Mojan," sagte Nobody in vorwufsvollem Ton, „können Sie denn gar nicht einmal vernünftig sein? Das ist doch wahrhaftig keine Gelegenheit, um Witze zu machen."

„Witze?"

Und der kleine Dickwanst setzte den einen Fuß vor, stemmte sich mit untergeschlagenen Armen auf seine Donnerbüchse, blickte finster zu Boden, und so sagte er mit immer tiefer werdendem Tonfall, wozu man eigentlich Klavierbegleitung haben müßte:

„Jetzt bin ich der letzte meines Stammes . . . . ich — bin — der — letzte — Che — ro — kese! Aaaaoooouuuhhhh!"

Leider kann man das schriftlich nicht wiedergeben. Das war so hervorgebracht worden, daß Nobody sich schnell umdrehte und einen grunzenden Laut von sich gab.

Dann ging er auf den kleinen Dickwanst zu und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Mojan, Mojan, Sie haben an der misanthropischen Menschheit ein Verbrechen begangen. Jawohl, Sie haben Ihren Beruf verfehlt. Warum sind Sie nicht zur Bühne gegangen? Als Komiker wären Sie ja von Ihren Lorbeeren erdrückt worden!"

Mojan antwortete nicht, er war auch noch nicht fertig mit seiner Abschiedsvorstellung. Jetzt schritt er auf Susquesan zu, machte eine Verbeugung.

„Madam, gnädige Frau," begann er in niedergeschlagenem Tone. „Sie sehen vor sich einen tiefunglücklichen Witwer. Gestatten Sie, daß ich mich so kurz wie möglich fasse. Wollen Sie meine Frau werden?"

Kürzer hätte sich Mojan nach der Einleitung wirklich nicht fassen können, und er wartete auch gar nicht die Antwort ab.

„Nee? Also nicht? Auch gut! Dann gestatten Sie mir, Sie auf etwas anderes aufmerksam zu machen. Ihretwegen bin ich von New-York hierher . . . doch auf solche Kleinigkeiten will ich mich gar nicht einlassen. Nur die Hauptsachen: Ihretwegen bin ich im Urwalde des Indianerterritoriums tagelang ohne Hose und in Strumpfsocken ohne Sohlen herumgelaufen; Ihretwegen hat man meinen bisher unbescholtenen Bauch auf die niederträchtigste Weise malträtiert; Ihretwegen trage ich jetzt auf meinem Leibe Sonne, Mond und Sterne, sowie das ganze Etcetera bäbä mit mir herum; ja, Ihretwegen hat man sogar auf meinem Bauche ein Feuerwerk abgebrannt. In Anbetracht alles dessen, gnädige Frau, könnten Sie doch . . . . .“

Mojan unterbrach sich, bückte sich, klemmte die Donnerbüchse zwischen die Beine, fingerte hinten an seiner Hose herum, brachte Notizbuch und Bleistift zum Vorschein, und dann fuhr er mit jenem freundlichen Seitenblick und seinem liebreizendsten Schmunzeln fort:

„. . . . . na, da kaufen Sie mir doch wenigstens ein Fäßchen Schmieröl ab.“ — — — —

Noch eine kleine Szene.

„Komm, Alfred!“

Susquesan hatte es gesagt, da saß sie schon auf einem Pferde, und Nobody mußte sich beeilen, ihr zu folgen. Eine Viertelstunde lang ging es in wildem Ritt durch Wald und Prärie, bis vor ihnen der Spiegel eines breiten Stromes erglänzte.

Sie sprang ab und setzte sich auf einen Stein, ihm winkend, ein gleiches zu tun, und Nobody erkannte aus Spuren, daß sie hier schon gar oft gesessen hatte.

Die Sonne ging zur Rüste, sie vergoldete den Wasserspiegel, sie vergoldete einen einsam darinstehen-

den Felsen, und sie vergoldete das dunkle, schöne, stolze Antlitz des Weibes, das jetzt so traurig blickte.

„Morgen gehe ich," begann sie nach langem Schweigen, und ihre Stimme zitterte.

„Wohin?"

„Dahin, wo die Sonne scheint — ich gehe allein — ohne Abschied."

Eine lange, lange Pause, bis sie wieder mit stockender Stimme begann.

„Nur einmal noch .... möchte ich .... wenn ich hier sitze .... mir summt immer eine Melodie durch den Kopf .... eine deutsche .... aber ich kenne den Text nicht ..... nur den Anfang .... vielleicht du ...."

Sie hatte immer Englisch gesprochen, Nobody hatte noch kein deutsches Wort aus ihrem Munde gehört, jetzt sprach sie es, aber es klang unbehilflich, mit englischer Aussprache:

„Ich wueiß nicht, wuas soll es bedeuten ..."

Da fühlte es Nobody siedend heiß zu seinem Herzen emporsteigen. Sie hatte bereits ihre Muttersprache verlernt! Und was dann, wenn man die verlernt hat, und man hat noch keine andere Heimat gefunden?

Er bezwang sich, er faßte ihre Hand, und mit klarer, schöner Stimme sang er es ihr in der Prärie des Indianerterritoriums am Ufer des Washita vor, das Lied, welches der Deutsche zu allen Zeiten und bei jeder Gelegenheit singen kann, selbst in der fröhlichsten Gesellschaft — aber auch nur der Deutsche!

Sie sang leise mit. Und dann legte sie beide Hände vor das Antlitz und weinte ebenso leise.

Eine Bewegung, sie wollte allein sein. Nobody ging. Er sah sie nicht mehr. Am anderen Morgen hatte sie das Lager schon verlassen und kehrte nicht zurück.

Aber einmal sollte Nobody sie doch noch wiedersehen.

— — — — — — — — — — —

Nun noch der Schluß, so kurz wie möglich.

An der Portiersloge eines Hotels in Ballcreek fragte ein widerlich aussehender, einäugiger Kerl, ob hier Mr. Peters wohne. Jawohl. Der Mann wurde hinauf und in ein Zimmer geführt, in dem ein Herr stand.

„Bringt Ihr sie mit?"

„Die letzte Cherokesin? Nein, aber etwas anderes bringe ich Ihnen mit."

Wie vom Blitz getroffen taumelte der Herr zurück, denn plötzlich blickte er in zwei ganz gesunde Augen, blickte in ein ganz anderes Gesicht und blickte in die Mündung eines Revolvers.

„Keine verdächtige Bewegung! Ich bin kein Kriminalbeamter, nur Privat-Detektiv. Nobody ist mein Name. Das sagt Ihnen wohl alles, um was es sich handelt. Mr. Mac Orley, Ihre Spekulation ist mißglückt. Sie haben dem Indiantrader Bill Job mit besonderen Instruktionen ein Mittel gegeben, welches, wenn es nur in der Tasche gefunden wird, den Betreffenden nach dem Gesetz auf mindestens zwei Jahre ins Zuchthaus bringt. Sie selbst geben Ihr Einkommen auf 120000 Dollar an, ich schätze es doppelt so hoch, dazu kommen noch die 10000 Dollar Prämie für den Trader, die ich jetzt für mich beanspruche, sind zusammen 250000 Dollar — well, Mr. Mac Orley, dort ist Tinte und Feder, ziehen Sie Ihr Scheckbuch, schreiben Sie diese Summe aus. Schnell! Mein Zug wartet. Schreiben Sie — oder ich lasse Sie in Sing-Sing mindestens zwei Jahre Baumwolle spinnen."

Es ging überraschend schnell. In einer Minute hatte Nobody den Scheck in seiner Hand

„Mr. Nobody, Ihr Name bietet mir Garantie, daß . . .“

„ . . . . Sie in dieser Angelegenheit nicht weiter belästigt werden. Nein. Die Quittung über diese Summe erhalten Sie von einem New-Yorker Armenhaus.“

Rückwärtsgehend, den Revolver vorhaltend, verließ Nobody das Zimmer.

VIII.

Der Champion der Königin.

Es ist ein gar ernstes Kapitel, welches die eine Periode in Nobodys Leben beschließen soll. Besonders der Anfang ist sehr ernst.

Wir haben Nobody fast immer nur als einen sehr heiteren Charakter kennen gelernt. Der Schein trügt. Nobody konnte manchmal auch recht melancholisch sein, und das war besonders in letzter Zeit sehr oft der Fall.

In New-York erwarteten Nobody schon wieder zahllose Aufträge. Er suchte sich den interessantesten Fall heraus. Zwar war es nichts Neues, nichts Sensationelles — es handelte sich nur um den Angestellten eines Pariser Bankhauses, der mit einem Geldbetrage durchgebrannt war, nur mit 6000 Francs.

Das französische Bankhaus war sich über die Person des amerikanischen Detektivs offenbar ganz im unklaren, wenn es sich wegen solch einer Lappalie an ihn wendete und ihm den vierten Teil des Geldes versprach, welches er dem flüchtigen Diebe wieder abnehme.

Lächerlich! Die hatten ja gar keine Ahnung, wer dieser amerikanische Privatdetektiv eigentlich war.

Nobody konnte sich vorstellen, wie sie auf diese Idee gekommen waren. Die französische Polizei hatte den Dieb nicht fassen können, vielleicht hatten sich die Geschädigten auch schon an ein Privatinstitut gewendet, ebenfalls ohne Erfolg, da hatte einer ge-

sagt: In New-York soll doch so ein scharfer Detektiv sein, Nobody heißt er, der macht eine Spezialität daraus, durchgebrannte Kassierer zu verfolgen, und er verlangt nur einen Anteil von dem Gelde, das er dem Flüchtigen wieder abnimmt; wir wollen doch einmal an ihn schreiben, und wenn wir ihm den vierten Teil bieten, so kann er doch zufrieden sein, es kostet uns doch nur einen Brief für fünf Sous.

Ohne Zweifel waren da auch Stimmen laut geworden, welche behaupteten, daß dieser Nobody ja gar nicht existiere, das sei doch nur eine Romanfigur, speziell für so ein amerikanisches Sensationsblättchen zurechtgeschnitten.

Andre hatten vielleicht nun schon etwas mehr von diesem Detektiv gehört, sie wetteten, daß der Brief nicht als unbestellbar zurückkäme — kurz und gut, es wurde einmal an den mysteriösen Nobody geschrieben, nur des Spaßes halber, es kostete ja nur fünf Sous.

Nobody hatte ähnliche Fälle noch genug auf Lager, und noch ganz andre! Da war ein Kassierer mit anderthalb Million Dollar durchgebrannt, die geschädigte Firma versprach dem Jäger klipp und klar fünfmalhunderttausend Dollar, wenn er den ungetreuen Menschen überhaupt nur dingfest mache, daß er bestraft werden konnte. Das war doch etwas ganz andres!

Nein, Nobody nahm den Pariser Fall auf, der ihm höchstens 1500 Francs einbringen konnte, wahrscheinlich aber gar nichts, denn 6000 Francs sind doch bald verjubelt.

Ist das nicht merkwürdig? Nicht, wenn man die näheren Verhältnisse und besonders Nobodys Charakter kennt.

Mit der Abfassung des betreffenden Briefes war ein ebenso schreibseliger wie gewissenhafter Mann beauftragt worden, er schilderte ganz ausführlich, wie

das fünfzehnjährige Bürschchen, ein Lehrling, das Geld unterschlagen hatte, sprach sehr viel von dem Jungen selbst, erzählte einige Geschichtchen von ihm, und wie schlau er das dann angefangen hatte . . . . .

„Wenn das alles wahr ist, dann wissen die ja gar nicht, was für ein Genie sie im Geschäft gehabt haben! Dieser fünfzehnjährige Junge ist ja ein wahrhaft genialer Gauner, und vielleicht weiß der selber noch nicht, wie weit er es noch einmal in der höheren Gaunerei bringen kann!"

Er zog durch sein schon erwähntes Auskunftsbureau eine telegraphische Erkundigung ein, der Hauptsache nach stimmte alles, und noch an demselben Tage reiste Nobody über den Ozean nach Paris.

Nun versteht wohl der geneigte Leser, was bei Nobody entschied, ob er einen Fall annahm oder nicht. Nur das Interesse an der Person und dann noch die Aussicht, dabei Abenteuer zu erleben.

„Sie sind wirklich der Nobody? Sie existieren also wirklich? Und Sie sind wirklich gekommen?"

So wurde der Detektiv von dem Chef des französischen Bankhauses empfangen, und der reiche Monsieur schien Lust zu haben, mit dem berühmten amerikanischen Detektiv, der also wirklich existierte, erst etwas in der Gesellschaft zu renommieren, worauf sich Nobody nun freilich nicht einließ.

Die Verfolgung des Diebes interessiert uns nicht. Wir können aus Nobodys Leben nur immer die bemerkenswertesten Fälle herausnehmen. Jedenfalls hatte sich Nobody nicht getäuscht; mit was für einem geriebenen Kopf er es zu tun hatte, das wurde dadurch am besten bewiesen, daß der halbwüchsige Junge überhaupt merkte, wie jemand hinter ihm her war, und so mußte Nobody das Wild zwei Monate lang jagen, bis er es endlich in Warschau zur Strecke gebracht hatte, und schließlich entging ihm dennoch die Beute, auf welche er es hauptsächlich abgesehen ge-

habt hatte, nämlich dieser talentvolle Junge selbst — als er sich gestellt sah, schoß er sich eine Kugel durch den Kopf. —

Wenn Nobody auf der Reise war, so ließ er sich keine Geschäftsbriefe nachschicken. Der Brief, den Nobody in Warschau erhielt, konnte überhaupt nur von seiner Frau sein. Gabriele teilte ihm darin mit, daß Marguerite eines sanften Todes gestorben sei.

Es war schon längst zu erwarten gewesen. Marguerite, die einst den früheren Prinzen Alfred und den späteren Nobody mit ihrer Liebe verfolgte, hatte die Schwefelinsel nicht wieder verlassen. Allerdings war sie erst eine Gefangene gewesen, dann aber, als Nobody ein Mittel gefunden hatte, um sie gehn zu lassen, ohne sie fürchten zu müssen, war sie freiwillig in dem Hause geblieben, das man ihr auf der Insel zur Verfügung gestellt hatte, einer Prinzessin würdig. Marguerite litt an einer inneren Krankheit, sie siechte langsam dahin, sie wußte es, und — wie es so oft geht — sie war fromm geworden, eine Betschwester, welche vor allen Dingen immer Gabrieles Gesellschaft aufsuchte, um dieser Vorschläge zu machen, wie man den gottlosen Nobody bekehren könne.

Für Gabriele bedeutete ihr Tod die Erlösung von einer Geißel. Für Nobody bedeutete Margueritens Tod noch etwas ganz andres. Nicht allein, daß er diesem Weibe auch als Frömmlerin niemals getraut hatte — nein, es war noch etwas ganz andres dabei, worüber aber Nobody sich selbst keine Rechenschaft geben konnte. Er fühlte nur, er ahnte es, daß der Tod der Jugendgeliebten für sein Leben eine ganz besondere Bedeutung habe, darin eine Umwälzung hervorbringen müsse.

Während Nobody den Brief noch in der Hand hielt, sah er im Geiste vor sich jene Eilande, welche auf der Karte den unschönen Namen Schwefelinseln führen. In welcher Beziehung stand Nobody zu diesen

Inseln? Eigentlich in gar keiner mehr, oder nur so weit, weil seine Frau und Kinder darauf wohnten und er diese manchmal besuchte, bei ihnen verweilte. Sonst kümmerte sich Nobody gar nicht mehr um diese Inseln, auf denen Kapitän Flederwisch das Ideal zu

Detektiv Nobody und seine Familie.

verwirklichen suchte, was ihm in Südamerika gescheitert war, er baute da nach Herzenslust, ganz nach seinen eignen Plänen, und eben deshalb ließ ihn Nobody, der sich nicht als ungewünschter Ratgeber hätte aufdrängen können, ganz allein gewähren, und der Freundschaft zwischen den beiden tat dies auch keinen Abbruch.

Weshalb lebte Gabriele auf den Schwefelinseln? Ja, lieber Gott, irgendwo mußte sie mit den Kindern doch wohnen! Und man darf nicht glauben, daß sie ein einsames Leben geführt hätte! Auf den Schwefelinseln ging es vielmehr immer recht lebhaft zu, Gesellschaft gab es genug, und Gabriele bedurfte dieser nicht einmal, denn die freie Zeit, welche ihr die Erziehung der beiden Söhne ließ, widmete sie ausschließlich der Kunst, der Bildhauerei. Auch hierzu war die Schwefelinsel sehr geeignet, man hatte auf ihr ein Lager des feinkörnigsten Marmors entdeckt, und schon manche Statue war unter ihrem Meißel hervorgegangen.

War Gabriele glücklich? Sie versicherte es stets, auch wieder in diesem Briefe, welcher mit den Worten schloß:

„. . . . und auch Heinrich und Alfred schicken an ihren Papa tausend Küsse."

Nobody starrte unverwandt auf den Brief. Bei dem Worte ‚Küsse' war die Tinte ausgelaufen. Was war da drauf getropft? Nobody wußte es ganz bestimmt. Eine Träne war es gewesen!

Nein, Gabriele war nicht glücklich! Auch das wußte Nobody ganz bestimmt, hatte es schon immer gewußt. Aber das hing nicht damit zusammen, daß er so selten bei Frau und Kindern weilte, im Jahre durchschnittlich nur vier Wochen, deswegen sprach ihn sein Gewissen frei. Gabriele hatte gewußt, daß sie einen ruhelosen Detektiv heiratete, darüber hatten die beiden sich schon vorher ausgesprochen, und sie war mit allem einverstanden gewesen, sie mußte sich vorstellen, als Gatten einen Seemann zu haben, der alljährlich nur einmal nach Hause kommt, und wie viele Berufe gibt es nicht, bei dem genau dasselbe der Fall ist; man denke nur an einen Geschäftsreisenden, den seine jährliche Tour durch ganz Europa und in andre Erdteile führt, und Gabriele nahm die lange Trennung

noch ganz besonders leicht, weil sie arabisches Blut in ihren Adern hatte, und die Araberin ist zum stillen Gehorsam — oder sagen wir: zur stillen Duldung geboren.

Nein, das war es nicht! Was war es sonst? Die beiden hatten noch nie darüber gesprochen, Gabriele behauptete ja stets, ganz, ganz glücklich zu sein; aber Nobody glaubte zu wissen, er glaubte es, was ihr fehlte. Die Anerkennung war es, die ihr fehlte.

Anerkennung! Ein großes Wort von tiefster Bedeutung. Freilich für den, welcher noch niemals Anerkennung gesucht hat, ohne sie zu finden, nicht leicht zu erklären.

Was geschah mit den Marmorwerken, welche nach Tonmodellen unter dem Meißel der Künstlerin entstanden? Gabriele stellte sie in ihrer eignen Wohnung auf, auch auf den öffentlichen Plätzen der schon mit Straßen bedeckten Insel, beschenkte ihre Freunde damit.

Ihre Sujets wählte sie mit Vorliebe aus der biblischen Geschichte. Waren es wirkliche Kunstwerke oder nur Dilettantenarbeiten? Lord Hannibal Roger versicherte auf Ehre, noch nie ein herrlicheres Kunstwerk gesehen zu haben, als z. B. die Gruppe der drei Apostel; das sei ein Meisterwerk, welches es mit der klassischen Bildhauerarbeit aufnehme. Und auch Nobody konnte nur staunen darüber, was seine Frau mit ihren zarten Händen aus einem rohen, ungefügen Block alles zu schaffen vermochte, wie sie dem harten Steine Leben gab! Aber in Wirklichkeit verstand Lord Roger von der Bildhauerei ebensowenig wie Nobody.

Auf der Insel gab es nur einen einzigen Menschen, der hier ein Urteil fällen konnte. Es ist schon früher erzählt worden, wie Nobody zur Ausbildung seiner Frau aus Rom einen Künstler herbeigerufen hatte, welcher als Lehrer an der Akademie für Bildhauerei angestellt gewesen war. Und Professor Versoli

hatte für Gabrieles plastische Werke immer nur Tadel und nichts als Tadel, und es kam ihm gar nicht darauf an, mit einem Hammerschlage die Statue, an welcher seine Schülerin ein ganzes Jahr lang Tag für Tag gearbeitet hatte, und die von allen, die davon etwas verstehn wollten, für ein unvergleichliches Kunstwerk gehalten wurde, wieder zu zertrümmern.

Es gab eine Zeit, da Nobody den italienischen Professor gehaßt hatte. Einmal hätte er ihn gleich ohrfeigen mögen. Und dieser Kerl, der so unerbittlich streng kritisierte und alles, was ihm von seiner Schülerin nicht ganz gefiel, gleich wieder vernichtete, hatte selbst noch nicht einmal irgend etwas in der Kunst geleistet, kein Bildwerk war von ihm ausgestellt, er hatte überhaupt noch gar keins gemeißelt, noch gar nichts! Wie konnte der Kerl denn da Professor an der römischen Bildhauerakademie gewesen sein?

Gabriele freilich wußte ihrem Manne bald ein andres Bild von diesem ‚Kerl' beizubringen. Der schaffende Künstler und der theoretische Kunstlehrer sind eben zwei ganz verschiedene Personen. Ein Lehrer an der Kunstakademie braucht kein genialer Maler zu sein, seine Gemälde sind vielleicht sogar recht stümperhaft, er beherrscht eben die Technik nicht; aber er ist ein Meister der theoretischen Perspektive oder der Schattenlehre. Ein Klaviervirtuose, wie Rubinstein, ist gewöhnlich ein herzlich schlechter Lehrer; dann gibt es wieder an Konservatorien Lehrer, mit deren Fingertechnik es nicht weit her ist, und doch drängen sich die zukünftigen Virtuosen, welche das Höchste in der Kunst erreichen wollen, zu ihrem Unterricht, um von ihnen in die Tiefen der Harmonie und des Kontrapunktes eingeweiht zu werden.

Professor Versoli nun lehrte die Gesetze des sogenannten ‚goldnen Schnittes'. Unter dem goldnen Schnitt versteht man eine Proportion, ein Verhältnis, in dem einzelne Teile zueinander stehn, ursprünglich

beim menschlichen Körper, dann aber auch bei Gebäuden, überhaupt bei allem, was mit der Plastik und Malerei zusammenhängt. Der goldne Schnitt ist eine Linie, die man an einem menschlichen Körper zieht, und ist sie nicht anzubringen, oder fügen sich die einzelnen Verhältnisse ihr nicht, so entspricht das Ganze nicht den Gesetzen der harmonischen Schönheit. Dies mag genügen. Zuerst angewendet worden ist der Ausdruck von dem Altmeister Albrecht Dürer, welcher bewies, daß nach diesem Gesetze alle Künstler des griechischen Altertums gearbeitet haben.

Professor Versoli nun war ein derartiger Kunstenthusiast, daß, wenn es nach ihm gegangen wäre, es auf der Erde nur Landbauern, Steinbrecher und Künstler gegeben hätte, denn alles, was nicht zur direkten Ernährung des Menschen diente, hielt er für vollkommen überflüssig. Ackerbau und Viehzucht genügten, schon die Mühle und die Bratpfanne verachtete er, und da er von der Kunst nur die Plastik, und von dieser wiederum nur die Bildhauerei gelten ließ, so hätten die Menschen nur in Höhlen zu wohnen brauchen, und sonst wäre die ganze Erde mit Statuen bespickt gewesen.

Er speziell beschäftigte sich nur mit dem goldnen Schnitt. Er schrieb über denselben ein Werk, für welches er jährlich drei Liter Tinte verbrauchte, er prüfte jeden Menschen, ob er nach dem goldnen Schnitt gebaut sei; jedem Bauer bewies er, daß auch die Aehre nach demselben geformt sei, er sprach überhaupt nur vom goldnen Schnitt, und so hieß er auf der Insel schon längst nur noch der Professor Goldschnitt.

Einige unter Gabrieles Meißel hervorgegangene Statuen hatten also vor seinen strengen Augen bestanden. Sie blieben auf der Insel. Wo sollten sie auch sonst hin? Lord Hannibal Roger hatte eine erwerben und nach England schicken wollen, aber

er hatte vergebens Summe auf Summe geboten, Gabriele war nicht zu bewegen gewesen, ihre Arbeit von der Insel zu lassen, und Lord Roger hatte sein Ehrenwort geben müssen, keine heimliche Entführung in Szene zu setzen.

Weshalb diese Weigerung der talentvollen, jedenfalls genialen Künstlerin?

Nobody wußte den Grund, aber er vermochte ihn nicht in Worte zu kleiden.

Anerkennung! Ach, Anerkennung!! Gibt es wirklich einen fühlenden Menschen, der nur aus eigner Freude etwas schafft, von dem er glaubt, daß es etwas Großes, etwas Unsterbliches ist? Sollte er nicht im Innersten seines Herzens wenigstens eine Hoffnung haben, daß er vor der Menschheit Anerkennung findet, und sei es auch erst nach seinem Tode? Denn wo bleibt denn sonst die Schaffensfreudigkeit?

Anerkennung! Und sie fehlte auch unserm Nobody, und deshalb fühlte er so oft, besonders in letzter Zeit, eine innere Leere.

Ja, er hatte als Detektiv viel vollbracht, er hatte Reichtümer erworben, er hatte manchen warmen Händedruck bekommen, er hatte Tränen der Dankbarkeit weinen sehen, und das, was er vollbracht, war nicht nur von Hunderttausenden, sondern von Millionen von Menschen mit Interesse gelesen worden, und es würde noch gelesen werden, aber . . . . .

„Drrrr Nobody, welcher ist ein so großer Hokuspokusmacher."

So hatte ihn damals der afrikanische Diamantenkönig Veit Lazar seinen Gästen vorgestellt.

„Sie sind wirklich der Nobody? Sie existieren also wirklich?"

So hatte ihn vor zwei Monaten der Chef des Pariser Bankhauses empfangen.

Genügen diese zwei Beispiele? Versteht nun der

Leser das, was Nobody selbst nicht mit Worten erklären konnte, weshalb er sich manchmal so unbefriedigt fühlte?

Dann nur noch eins: wenn Nobody tot war, ja, wenn er nur von seinem Detektivberufe zurücktrat, wenn eine Zeitung sich nicht immer mit ihm beschäftigte — dann gehörte Nobodys Person wirklich der Mythe, der Sage an, sowie schon jetzt von hundert Lesern neunzig überhaupt gar nicht an seine Existenz glaubten!

„Das muß anders werden, ich muß mir eine reellere Stellung im Leben schaffen!"

So hatte Nobody gar oft schon gedacht, aber der Plan war noch nie zur Ausführung gekommen, er hatte noch gar keinen gefaßt, denn das war eine gar schwierige Sache, hier wollte auch Nobodys phantastische Erfindungskraft versagen. —

Jetzt aber beschäftigte ihn vor allen Dingen der Brief, auf den aus Gabrieles Augen eine Träne getropft war, und er wußte ein Mittel, um ihr glückliche Stunden, glückliche Tage bereiten zu können, es war sein eignes Glück, und schon in der nächsten Minute war Nobody reisefertig.

„Ach, könnte ich mich doch auf den Telegraphendraht setzen und als Depesche über Land und durch Meere fliegen," seufzte er, als er sich nach dem Bahnhof begab.

Aber er war ein irdischer Mensch, er mußte Eisenbahn und Dampfschiff benutzen, und während der langen Reise faßte er wieder einmal einen Plan, wie er seinem Leben eine ganz andre Richtung geben wollte — einen Plan, welcher, obgleich Nobody doch offenbar an eine solide Lebensstellung dachte, wieder einmal so ganz dem abenteuerlichen Charakter dieses Mannes entsprach.

Seine Heimat war Deutschland. Und die Heimat bleibt die Heimat — Nobody sehnte sich nach ihr.

Dem Vaterlande hätte er so gern seine Kraft, sein Talent gewidmet. Er wollte nach Deutschland gehn und im Staatsdienste vom untersten Detektiv anfangen, seinetwegen als Schutzmann. Und dann wollte er sich schnell bis zur höchsten Stellung, die in diesem Berufe möglich war, emporschwingen.

Das heißt, dieser Plan war ebenso schnell wieder von ihm verworfen. Nein, Deutschland war nichts für ihn, die Heimat mußte er aufgeben. Da war schon ein fast unüberwindliches Hindernis, daß er unter keinen Umständen unter seinem richtigen Namen auftreten wollte — Prinz Alfred konnte doch nicht als Schutzmann an der Ecke stehn! — und in dem soliden Deutschland hätte er unter einem falschen Namen gleich mit einer Lüge angefangen. Es war auch noch verschiedenes andre dabei. Die Rangstufe, welche er im Kriminalwesen erreichen konnte, war beschränkt — schadete nichts, von unten anfangend, wollte Nobody es bis zum Justizminister, bis zum Gouverneur bringen, als August Schulze; daran zweifelte er nicht, und er wollte den Posten, den er bekleidete, voll und ganz ausfüllen, aber . . . . . ob ihm solch eine feste Stellung auch wirklich auf die Dauer behagte? Ob er das aushielt? Ob er nicht eines Tages alles an die Wand warf und . . . heidi, als lustiger Vagabund über die Berge ging?

Nein, das mußte reiflich überlegt werden, das mußte etwas ganz Extraordinäres sein. Noch einmal Schiffbruch wollte Nobody nicht erleiden. — —

Als er die Schwefelinsel betrat, hatte er die extraordinäre Idee noch nicht gefunden. Da aber dachte Nobody auch nicht mehr daran, jetzt brachte er das Glück mit, und er kümmerte sich auch sehr wenig darum, was unterdessen auf den Inseln alles passiert war, was Fledermisch unterdessen alles geschaffen hatte, mehr oder weniger Geniales, mehr oder weniger Verrücktes — Nobody widmete sich ausschließlich

seiner Frau und balgte sich mit dem kleinen Heinrich und dem noch kleineren Alfred am Boden herum.

Doch der Tag kam, an dem Nobody einmal von der Zukunft begann.

„Willst du nicht einmal eins deiner besten Kunstwerke hinausschicken in die Welt, Gabriele?"

„Weshalb?" fragte sie gelassen.

„Nun, weil . . . weil . . . . "

„Bitte, laß mir noch ein Vierteljahr, dann werde ich mich hierüber entscheiden, da muß ich erst noch des öfteren mit Professor Bersoli sprechen."

„Willst du denn immer hier auf dieser Insel bleiben, Gabriele?"

Ruhig schaute sie den Frager an.

„Ja, weshalb nicht?"

„Fühlst du dich glücklich hier?"

„Vollkommen.“

Es war dem nicht so, sie sprach die Unwahrheit.

„Wollen wir uns nicht vielleicht in der Nähe von Paris häuslich niederlassen, Gabriele? Ich kaufe dort ein hübsches Landgut, du kannst dir eine passende Gesellschaft wählen . . . . . “

„Ich folge dir überallhin, wohin du willst, und nur, wenn du nichts andres vorhast, bleibe ich hier auf dieser Insel, wo ich mich ebenfalls glücklich fühle. Auf mich brauchst du also keine Rücksichten zu nehmen.“

Hierin sprach sie wohl die Wahrheit. Nur ein Land durfte ihr Nobody nicht als zukünftige Heimat vorschlagen, er wußte es, und er vermied, auch nur von diesem Lande in ihrer Gegenwart zu sprechen.

Hiermit war aber auch diese Unterredung beendet, gleich mit der Einleitung. An Frankreich dachte Nobody übrigens auch gar nicht, er hatte nur einmal hören wollen, was sie dazu sagte.

Es wird wohl alles beim alten bleiben, dachte er seufzend, beim berühmten Unbekannten und bei der Bildhauerin auf der Schwefelinsel im chinesischen Meere.

Noch ein humoristischer Zwischenfall sei erwähnt, welchen Nobody während seines diesmaligen Aufenthaltes auf der Schwefelinsel herbeiführte.

Professor Versoli hatte Nobody von jeher als das Ideal eines Mannes bezeichnet, an dessen Körper man die Gesetze des goldnen Schnittes studieren könne; noch mehr als am Körper vielleicht an dem klassischen Gesicht, besonders der Winkel, welchen die Nase mit der Stirn bildete — das sei das harmonische Verhältnis des goldnen Schnittes, und Professor Goldschnitt hatte denn auch schon genug an Nobody herumgemessen, wirklich mit Zirkel und Meßband, und dann das Exempel mit Hilfe der Logarithmentafeln gemacht. Aber diese zeitweiligen Messungen genügten ihm nicht, er hätte diesen goldnen

Nasenschnitt für sein Leben gern ständig vor Augen gehabt — kurz, Professor Goldschnitts sehnlichster Wunsch war schon immer gewesen, von Nobodys Zügen eine Maske zu besitzen, d. h. von seinem Kopfe einen Gipsabdruck zu nehmen.

Aber die Herstellung eines solchen von einer lebenden Person ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, ein tadelloser Abdruck ist unmöglich. Einem Toten kann man wohl Gips oder Wachs oder eine andre weiche, nach und nach erhärtende Masse aufs Gesicht legen; aber ein lebender Mensch würde doch dabei ersticken, oder er muß in den Mund eine Röhre nehmen, durch die er atmen kann, und diese Röhre stört dann natürlich den ganzen Gesichtsausdruck, außerdem ist das doch auch eine ziemlich gefährliche Geschichte, und der römische Professor schien da schon einmal etwas Böses erlebt zu haben, daß er nichts von solch einer Röhrenmaske wissen wollte.

Während Nobodys Abwesenheit nun hatte Professor Goldschnitt eine wirklich hochwichtige Erfindung gemacht, die Frucht eines zeitraubenden Studiums mit chemischen Experimenten — er stellte eine weiche Masse her, welche, auf das Gesicht gebracht, das mit einer besonderen Flüssigkeit eingepinselt war, augenblicklich erhärtete; länger als zehn Sekunden dauerte die Prozedur niemals, und so lange kann wohl jeder den Atem ohne Beschwerde anhalten. Schon vielen Insulanern waren auf diese Weise Masken abgenommen worden, alle waren tadellos gelungen.

Gut! Nobody war damit einverstanden. Er mußte sich auf einen Tisch legen, sein Gesicht wurde mit einem Rahmen umgeben, erst mit Baumöl eingepinselt, dann mit einer andern Flüssigkeit, welche das Geheimnis des Erfinders war, und als alles so weit fertig, hielt der Professor seiner Schülerin erst einen langen Vortrag über den goldnen Schnitt von Nobodys Nase, Stirn und Mund, dann wurde sein

Gesicht nochmals eingepinselt, und dann — bruch, klatsch! — hatte ihm Professor Goldschnitt einen zähen Kleister ins Gesicht gewichst.

„Eins, zwei, drei," begann der Professor zu zählen, „vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn .... danke!"

Richtig, die Maske konnte sofort abgehoben werden; dort, wo sie auf dem Gesicht gelegen hatte, bildete sie eine vollständig harte Kruste, und nur noch wenige Minuten, dann war auch das Aeußere hart, die hohle Form konnte mit Gips ausgegossen werden, welche Prozedur der Professor denn auch gleich vornahm.

Es gelang tadellos, jetzt war die Maske also schon fertig; vorsichtig wurde dieselbe, welche Nobodys ideale Züge tragen mußte, aus der hohlen Form genommen, und .... wie vom Donner gerührt stand der Professor Goldschnitt da.

„Wawawawawas ist denn das?" stotterte er.

Die Maske zeigte nämlich eine verdrehte Nase, aus dem schiefen Munde guckte die Zunge hervor, und da war nun freilich wenig von der Harmonie des goldnen Schnittes zu bemerken.

„Ach, das tut mir leid," bedauerte Nobody mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt, während Gabriele ihr Lachen mit dem Taschentuch zu ersticken suchte. „Das tut mir wirklich leid. Ich bin jedenfalls etwas erschrocken, als Sie mir den Kleister ins Gesicht klatschten, und diesen Ausdruck nehmen meine Züge immer an, wenn ich unbewußt erschrecke. Machen wir es doch noch einmal!"

Die Prozedur wurde wiederholt, diesmal steckte Nobody unter dem Kleister nicht wieder die Zunge zum schiefen Maule heraus, verdrehte seine Nase nicht, machte auch keine andern Kapriolen, und so bekam Professor Goldschnitt von Nobodys Gesicht eine Maske, mit der er zufrieden war, die ihn sogar glücklich machte.

Die erste Maske aber, bei welcher der goldne Schnitt so schief geraten war, nahm Nobody mit und hing sie in seinem Raritätenkabinett auf, und auf der Insel wurde dieser Vorfall noch lange belacht.

— — — — — — — — — — —

Die Post hatte für Nobody mehrere Briefe gebracht, welche von dem Sekretär in New-York, der sämtliche Briefe erbrach und las, für würdig gehalten worden waren, daß man sie dem Chef nachschickte.

Dieser fand sie jedoch nicht für so sehr wichtig, nur beim Lesen des einen bemächtigte sich seiner eine große Erregung, der sich auch Nobody hingeben konnte, wenn er allein war; unwillkürlich preßte er dabei die Hand auf das klopfende Herz, und etwas Gutes mußte es sein, was ihm da mitgeteilt wurde, denn das sonnigste Lächeln des Glückes verklärte seine schönen Züge.

Noch einmal wurde der Brief gelesen, dann wandte er sich hastig der Tür zu und ging mit schnellem Schritt durch die Korridore des geräumigen Hauses. Gabrieles Atelier war sein Ziel.

Unterwegs aber erstarb das sonnige Lächeln, es machte dem Ausdruck der Sorge Platz, und dann, als er das Atelier betrat, hatte er sich vollständig wieder in seiner Gewalt, seine Züge waren unbeweglich.

„Gabriele, hier ist ein Brief, der dich interessieren wird. Ich habe dir doch mein Abenteuer auf der Magnetinsel ausführlich erzählt, wie ich dann speziell die Kohlensäurequelle eingehend untersuchte und meine Beobachtungen und Mutmaßungen schriftlich niederlegte. Ich ließ die Broschüre bei Patterson in New-York erscheinen, sie fand ihren Weg auch nach England — hier, die Universität Oxford will mich zu ihrem Ehrendoktor ernennen."

Gabriele ließ das Modellierholz sinken, mit dem sie an einer Tonstatue gearbeitet hatte; mit offenbarem Staunen blickte sie den Sprecher an.

„Und das sagst du so gleichgültig, Alfred?! Ist denn das nicht eine der höchsten Ehren, die einem Menschen zuteil werden können, zum Ehrendoktor einer Universität ernannt zu werden? Und nun gar von der altberühmten englischen Universität!“

In Nobodys Augen blitzte es wie freudig auf, aber noch beherrschte er sich.

„Ja, ja, das ist schon der Fall. Aber ich muß natürlich auch hin nach Oxford, man wird viel Geschichten mit mir machen, und da die Königin die Protektorin der Universität Oxford ist, werde ich auch dieser mit viel Zeremonie vorgestellt. Zuletzt will man mich gar für immer in England festhalten. Was würdest du dazu sagen?“

Noch ein starrer Blick, dann trat Gabriele auf ihn zu, legte ihm beide Hände auf die Schultern und blickte lächelnd zu ihm empor.

„Kannst du denn wirklich glauben, du böser Mann, ich würde dir nicht auch nach England folgen? Oder du denkst wohl gar, ich habe noch einen Haß gegen England, weil dort meinem unglücklichen Vater ein so großes Unrecht widerfuhr? Ach, ich bin nicht mehr die Wüstenräuberin mit weltenumstürzenden Plänen, als Künstlerin, und mehr noch als Mutter, bin ich eine ganz, ganz andre geworden.“

Jetzt erst, als er die geliebte Frau an sein Herz drückte, brach bei Nobody der helle Jubel hervor.

Zwischen den beiden hatte immer ein Irrtum bestanden, wenn derselbe auch nicht in das Familienglück eingegriffen hatte, und dieser war auch nur Nobodys Schuld, indem er nämlich immer geglaubt, Gabriele trüge noch einen Haß gegen England im Herzen, weswegen er niemals auch nur davon gesprochen hatte.

Jetzt aber war dieser Irrtum beseitigt, nun war Nobodys Zukunftsplan auch sofort fertig, denn von jeher war es sein Wunsch gewesen, sich in England niederzulassen, er hatte es nur wegen seiner Frau nicht

getan. Daß er England dem freien Amerika vorzog, wo in New-York doch auch seine Zeitung erschien, dazu hatte er die verschiedensten Gründe, von denen wir nur den hervorheben wollen, daß in Amerika allein das Geld herrscht — oder sagen wir gemäßigter: daß in Amerika allein der Großkaufmann Ansehen genießt. Denn was ist in Amerika ein General, was der höchste Beamte, was der erfolgreichste Gelehrte? Verstände Edison seine Erfindungen nicht so geschäftlich auszunützen, daß sein Einkommen Millionen beträgt, als grübelnder Erfinder spielte er in Amerika nicht solch eine Rolle.

„Ich habe die Broschüre unter dem Pseudonym Alfred Willcox herausgegeben, und diesen Namen werde ich nun auch als Mitglied der menschlichen Gesellschaft beibehalten. Denn als Nobody gehörte ich eigentlich gar nicht der Gesellschaft an, der Nobody war doch nur ein Schatten, eben ein Niemand. Ich werde mir in England, womöglich in der nächsten Nähe von London, ein Landgut kaufen, nicht nur so einen kleinen Ruhesitz, sondern eine Farm von einigen tausend Ackern. Ich habe von jeher Neigung zur Landwirtschaft gehabt, und verlaß dich darauf, auch darin werde ich etwas leisten, eine Musterwirtschaft werde ich einrichten, das nötige Geld habe ich ja dazu, und dann paß auf, was der Gutsbesitzer Alfred Willcox, Ehrendoktor der Universität Oxford, und seine Gattin in London für eine Rolle spielen werden. Mich soll es gar nicht wundern, wenn man mich schon nach einem Jahre zum englischen Baronet gemacht hat."

Wir sehen also, daß auch Nobody nicht frei von Eitelkeit war. War dies aber wirklich der Fall? Ist dies wirklich Eitelkeit zu nennen? Wollen wir dabei doch bedenken, daß Nobody durchaus keinen Grund hatte, seinen prinzlichen Titel zu verleugnen! Nein, hier lag etwas ganz andres als Eitelkeit vor. Den

Prinzentitel hatte er freiwillig abgelegt, denn den hatte er nur ererbt, ihn sich nicht verdient; der Ehrendoktor aber erfüllte ihn mit dem Stolze des berechtigten Erfolges, das machte ihn wahrhaft glücklich.

„So willst du deinen Detektivberuf ganz aufgeben?"

„O nein. Mir kommt es sogar vor, als wäre das geradezu eine Sünde — eine Unterlassungssünde. Denn ein gnädiger Gott hat mir ein großes Talent gegeben, hat mich mit allem ausgestattet, was man dazu braucht, um böse Elemente in der menschlichen Gesellschaft zu bekämpfen und unschädlich zu machen, um Verbrechen zu verhüten und den Täter der irdischen Gerechtigkeit zu überliefern. Ich habe schon viel Segen gestiftet. Darf ich diese meine Gaben aus Neigung zur Bequemlichkeit unbenutzt lassen? Nein, das darf ich nicht! Außerdem gestehe ich ja immer ganz offen, daß ich einen unbändigen Hang zum abenteuerlichen Leben habe. Bin ich deswegen zu schelten? Gewiß nicht. Ich soll diese abenteuerliche Neigung nicht einmal bekämpfen. Denn auch das hat mir Gott mit auf die Welt gegeben, auf daß ich meine Detektivtalente auch mit steter Freudigkeit ausüben kann, ohne die vielen Unannehmlichkeiten sehr zu empfinden; ein gütiger und allweiser Gott ist es gewesen, der mir auch die Unempfindlichkeit verlieh, so daß ich auf einem Schneelager ebenso sanft schlummere wie in einem Himmelbett, und . . . . ein allgütiger Gott hat mir auch eine Frau geschenkt, welche für mich unsteten Gesellen paßt, daß sie durch meine unruhige Lebensweise nicht unglücklich wird."

Zärtlich drückte Nobody ihre Hand, und er hätte gleich noch etwas andres sagen sollen: und ein weiser Gott gab mir ein, jetzt diese Worte zu dir zu sprechen. Denn bessere Worte hätte Nobody gar nicht wählen können.

„Ich werde," fuhr er fort, „von jetzt an ein

Doppelleben führen, ganz meinem Geschmack entsprechend. Als Dr. Willcox bin ich der solide Bürger und Landwirt, der zugängliche Gesellschaftsmensch, der sich an deiner Seite des Lebens freut — als Nobody bin ich der geheimnisvolle Unbekannte, der ab und zu in dem dunklen London auftaucht, um zu enthüllen und zu richten. Ja, es war schon immer meine Absicht, mir für meine Tätigkeit als Detektiv ein spezielles Feld zu suchen, dem ich dann meine ganze Kraft widme. Welche Stadt eignet sich hierzu besser als London? In dieser uralten Stadt mit ihren sechs Millionen Menschen vergeht kein Tag, an dem nicht ein Verbrechen geschieht, und ich werde als unsichtbarer Schatten in alle Geheimnisse der Riesenstadt dringen, über und unter der Erde, und ich werde unsäglich viel Gutes stiften können. Denn das ist etwas ganz andres, als wenn ich mich auf der andern Hälfte der Erdkugel aufhalte und zufällig höre, daß in London irgend etwas passiert ist, was ich als Detektiv enthüllen kann, schnell einmal dorthin rutsche. Jetzt werde ich meine ganze Kraft auf die Sechsmillionenstadt konzentrieren, und kein Jack der Aufschlitzer würde wiederkommen, um allen Bemühungen der Polizei zu spotten. Verlaß dich darauf, Gabriele, es würde mir ein leichtes sein, in kurzer Zeit an der Spitze der Sicherheitswache dieser Riesenstadt zu stehn, also als Polizeidirektor. Ob ich diese Stellung wirklich erstreben werde, weiß ich jetzt allerdings noch nicht. Ich möchte doch lieber unabhängig bleiben, und es genügt, daß der Name Nobodys, der sich jetzt ständig in London aufhält, unsichtbar und überall zu gleicher Zeit wie ein Schreckwort wirkt, das jeden professionellen Verbrecher von seiner geplanten Tat abhält. Trotzdem ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß sich meine Tätigkeit auch noch nach den fernsten Weltteilen erstreckt. Fällt irgendwo etwas vor, was mich interessiert, kann Nobody ja nach wie vor zur Stelle sein."

„Wirst du dann auch noch deine Berichte in ‚Worlds Magazine' veröffentlichen?" fragte Gabriele.

„Ja. Jedenfalls. Diese Zeitung ist für mich eine Goldquelle, die ich zum eignen Nutzen und zum Segen für andre nicht aufgeben sollte. Doch darüber können wir noch später sprechen. — Und du, Gabriele? Willst du nun nicht endlich mit deinen Werken an die Oeffentlichkeit treten? Sprich nicht — du bist eine gottbegnadete Künstlerin! So viel verstehe ich denn doch auch davon. Willst du mich mit den Kindern nicht gleich nach England begleiten?"

Aber Gabriele war hierzu noch nicht zu bewegen, und sie führte einen Grund an. Sie erbat sich nicht etwa Bedenkzeit, sondern nur eine Frist von einem Vierteljahre. Denn sie hatte gerade eine Statue unter dem Meißel, diese wollte sie noch auf der Insel vollenden, wozu sie ein Vierteljahr gebrauchte, und außerdem konnte ein Weib gar nicht der Festlichkeit in den Räumen der englischen Universität, auf der es noch heute wie in einem mittelalterlichen Kloster zugeht, beiwohnen.

Nobody erkannte die Richtigkeit ihrer Weigerung an, und so reiste er einige Tage später allein ab, beseelt vom reinsten Glücksempfinden und von den schönsten Hoffnungsträumen.

Wir wollen nicht dabei verweilen, wie Nobody auf der Universität Oxford zum Ehrendoktor geweiht wurde, wir können es nicht, denn alles, was mit dieser englischen Hochschule zusammenhängt, ist so altertümlich, daß schon die Beschreibung der einfachsten Zeremonien einen dicken Band füllen würde. Jedenfalls wurde dabei der höchste Pomp entwickelt, und der Ehrungen, die der neue Doctor honoris causa empfing, waren vielleicht mehr als bei der Krönungsfeierlichkeit eines Königs. Dagegen muß erwähnt werden, daß der Doktortitel zwar auf den Namen Alfred Willcox übertragen wurde, daß aber sonst dieser Name gar

nicht gebraucht wurde, sondern er war und blieb allein der Nobody.

Das ist ja auch ganz begreiflich. Die Universität hatte sich zur Ermittelung des Verfassers der Broschüre an jenen amerikanischen Verleger wenden müssen, und wollte Nobody als der eigentliche Urheber gelten, so mußte er sich doch auch jenem Verleger zu erkennen geben, außerdem war doch auch Nobody auf der Magnetinsel des schlafenden Todes gewesen, hatte die Entdeckung der Strandpiraten herbeigeführt, den schlafenden Tod besiegt, nicht Alfred Willcox — kurz, das Pseudonym ließ sich nicht wahren, er hätte eigentlich Dr. Nobody heißen müssen, nicht Dr. Willcox. Mr. World ließ es sich nicht nehmen, in seiner Zeitung zu berichten, daß ‚sein' Nobody von der Universität Oxford den Doktorhut bekommen hätte, denn da hörte doch einmal der Zweifel auf, ob dieser Nobody auch wirklich existiere, und in Oxford selbst wurde Nobody von Professoren, Studenten und der ganzen Bevölkerung vielleicht mehr als jener mysteriöse Detektiv bewundert denn als der Verfasser jener Broschüre. Unser Held war also denn doch gar zu bescheiden, wenn er glaubte, als Nobody ein Nichts zu sein.

Dann kam der Tag, an welchem sich der neue Ehrendoktor im Schlosse zu Birmingham der Königin Viktoria von England vorstellen mußte.

Diese Vorstellung bei der Königin, welche für gewöhnlich nicht anders als eine reiche Privatperson lebte, war überaus einfach. Nobody wurde von einem Kammerherrn empfangen, dem es, obgleich doch sicher instruiert, wiederum passierte, daß er nicht Willcox, sondern Dr. Nobody begrüßte, dieser führte ihn einem zweiten Herrn zu, der ihn dann zur Königin geleiten würde, und dieser Herr selbst wurde mit den Worten vorgestellt:

„Sir Thomas Clapton, Champion Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien und Irland."

Der Champion der Königin! Mit Interesse betrachtete Nobody den Mann, einen Kollegen, der es vom bescheidensten Polizeiagenten bis zur höchsten Ehrenstellung gebracht hatte, die ein Kriminalbeamter in England erreichen kann.

Wir müssen uns mit dem Worte ‚Champion' etwas näher befassen.

Unter einem Champion versteht man heutzutage einen Mann, welcher es in irgend etwas, hauptsächlich in einem Sport, zur Meisterschaft gebracht hat, also Champion-Boxer, Champion-Ringer, Champion-Schwimmer ꝛc.

Früher war das anders. Ursprünglich, im Mittelalter und noch eher, hießen in England diejenigen Männer ‚Champions', welche, wie es damals üblich, bei Zweikämpfen vor Gericht die Stelle eines dabei Beteiligten einnahmen, wenn dieser selbst sich für zu schwach hielt, was das Gericht auch billigte, indem man an eine Entscheidung Gottes glaubte.

Ein Champion ist also kein Meister, sondern ein Verteidiger, und zwar ein Verteidiger der Ehre, und das kann man auch noch heutzutage annehmen, indem solch ein Champion im Wettspiel irgend einen schon einmal gewonnenen Ehrenpreis zu verteidigen hat.

Die Gesetze, wie sie noch heute bestehn, hat England von seinem ersten König bekommen, von Wilhelm dem Eroberer. Der englische König ist für alles, was er tut, nicht verantwortlich, dafür hat er seine Minister; infolgedessen hat der englische König sich in die Regierung gar nicht hineinzumischen, in allen inneren und äußeren Angelegenheiten entscheidet allein das Ober- und das Unterhaus, weswegen man England getrost eine Republik nennen kann, die nur zur Repräsentation einen König unterhält, jedenfalls eine ideale Regierungsform. Und trotzdem steht der englische König auf solch einer erhabenen Höhe daß er überhaupt gar nicht beleidigt werden kann. In Eng-

land gibt es daher keine Strafen für Majestätsbeleidigungen. Und ist das nicht wiederum etwas sehr Schönes? Ist das nicht ganz richtig? Wie kann sich eine königliche Majestät beleidigt fühlen, wenn irgend ein versoffener Kerl in der Kneipe sie beschimpft, wie kann der König indirekt einen Strafantrag stellen, daß dieser versoffene Kerl deshalb zur Verantwortung gezogen wird? Das gereicht dem Lump doch nur zur Ehre! Und eben weil der englische König so schutzlos jeder Beleidigung preisgegeben ist, eben deshalb tritt die ganze Nation kampfbereit zur Wahrung seiner Ehre ein, eben deshalb ist in England das Verhältnis zwischen Volk und König ein so überaus herzliches, und der Kerl, der diesen zu beleidigen wagt, wird augenblicklich verhauen — und damit genug!

Nun soll aber auch der englische König eine persönliche Ehre zu verteidigen haben, nämlich die, der König von England zu sein. Zu diesem Zwecke erwählte Wilhelm der Eroberer einen Königs-Champion, und jeder König nach ihm sollte einen solchen haben.

Bei Beginn des Turniers sprengte ein Ritter in die Schranken, der Königs-Champion, welcher jeden ausländischen Ritter, der seinen Herrn nicht als König von England anerkenne, aufforderte, eine Lanze mit ihm zu brechen.

Obgleich nichts davon bekannt ist, daß im Laufe der Jahrhunderte, während welcher Turniere abgehalten wurden, jemals der Königs-Champion einen Waffengang gemacht hätte — den König während eines Volksfestes nicht als solchen anzuerkennen, das ist wohl auch ein Ding der Unmöglichkeit! — so ist es dennoch selbstverständlich, daß zum Königs-Champion nur der sattelfesteste Ritter genommen wurde, der aus jedem Kampfe als Sieger hervorgegangen wäre.

Die Ritter verschwanden, mit ihnen die Turniere, aber der Königs-Champion blieb, nur in einer andern Gestalt. Aus dem gepanzerten Lanzenbrecher wurde

ein persönlicher Sicherheitswächter, der den König zu Wagen und zu Pferd überallhin begleitete, ständig in seiner Nähe war, um über seine Sicherheit zu wachen. Aber auch das ging vorüber. Denn heutzutage arbeitet die Sicherheitspolizei doch besser als ein einzelner Mann, und wenn sich die Königin resp. der König nach London begibt, so wird eben die ganze Maschinerie der Polizei aufgeboten, um einem etwa geplanten Attentat zuvorzukommen, und ein am Hofe angestellter ‚Geheimer' kann doch auch besser beobachten als ein öffentlich bekannter ‚Champion'.

So war aus dem ritterlichen Königs-Champion zuletzt ein Kammerherr geworden. Trotzdem hielt man noch darauf, daß dieser wenigstens aus den Kriminalbeamten gewählt wurde, was auch bei Sir Thomas Clapton der Fall war.

Der junge Detektiv, in einer ganz, ganz bescheidenen Stellung, noch ohne jedes Verdienst, war zufällig hinter eine anarchistische Verschwörung gegen das Leben der damals noch jugendlichen Königin Viktoria gekommen, hatte sich um die Ermittlung der sämtlichen Mitglieder der Bande wirklich sehr verdient gemacht, dabei war es ihm hoch anzurechnen, daß er seine Entdeckung nicht der Oeffentlichkeit preisgab, das wurde damals alles im stillen abgemacht; denn es ist doch nicht gerade hübsch, wenn es heißt, daß die Landesmutter vor Unzufriedenen geschützt werden mußte; aber eine hohe Auszeichnung mußte der junge Mensch doch haben, und da die Königin Gefallen an ihm fand und der Posten eines Königs-Champions gerade unbesetzt war, so ernannte sie ihn zu einem solchen, wozu es aber nötig war, daß sie ihn erst in den Adelsstand erhob, zum Baronet — und zum Ritter des Hosenbandordens!

Denn nach dem englischen Adelsgesetz ist es unbedingt notwendig, daß der Königs-Champion mindestens englischer Baron und Ritter des Hosenband-

ordens ist, und zwar der Waffenmeister desselben, der ‚Master des armes', wie der halb englische, halb französische Titel lautet, wie der Eroberer Englands ja auch ein Normanne, also ein Franzose war.

Ueber diesen Hosenbandorden, richtiger Orden des blauen Hosenbandes, müssen nun noch einige Worte gesagt werden.

Auf einem Hofballe, wahrscheinlich im Jahre 1346, verlor die Geliebte des Königs Eduard III., die Gräfin Salisbury, ihr blauseidenes Strumpfband. Der König, neben ihr stehend, sah es, bückte sich schnell und hob beim Aufnehmen des Strumpfbandes versehentlich auch das Kleid der Gräfin mit in die Höhe, was die vertrauten Umstehenden zu scherzhaften Spötteleien veranlaßte, worüber die schamerfüllte Gräfin natürlich sehr gekränkt war.

Da hielt der König das Strumpfband hoch und rief: Honny soit qui mal y pense! — Ein Schurke, wer schlecht davon denkt! — Und dann setzte er hinzu, daß er dieses Strumpfband noch zu Ehren bringen wolle, daß die, welche jetzt darüber gespottet hätten, sich noch glücklich schätzen würden, es tragen zu dürfen.

Allein so schnell ging es mit der Gründung des Ordens nicht. Weil die Hofdame ihr Strumpfband verloren und der König es ungeschickt aufgehoben hatte, deshalb konnte doch nicht gleich ein Ritterorden gestiftet werden — ja, es wäre wohl gegangen, warum nicht; aber Eduard III. war ein ebenso ritterlicher wie geistreicher Mann.

Bei Crecy war es. Den Engländern stand eine Entscheidungsschlacht mit den Franzosen bevor, und für die Engländer sah es sehr faul aus. Da befestigte Eduard das Strumpfband, welches er, auf eine Gelegenheit wartend, immer bei sich getragen hatte, an seiner Lanzenspitze; mit dem Schlachtruf

‚Sankt Georg!‘ führte er seine Truppen in den Kampf — und siegte!

So wurde der Ritterorden vom blauen Hosenbande gegründet, geweiht dem Sankt Georg, und alljährlich am 23. April, am Sankt Georgstage, wird in der Kapelle von Windsor, in welcher das von Rubens gemalte Bild des heiligen Streiters hängt, Kapitel gehalten, d. h. das Ordensfest begangen.

Das Ordenszeichen besteht in einem Kniebande aus dunkelblauem Samt, auf dem in Gold die Worte gestickt sind: ‚Honny soit qui mal y pense‘, reich mit Brillanten verziert. Dann gibt es noch zwei andre Abzeichen, von denen das eine eine dunkelblaue Schärpe ist, quer über der Brust zu tragen, unten an der Seite hängt ein diamantenbesetztes Schild mit dem heiligen Georg; außerdem tragen die Ritter noch auf der linken Brust einen silbernen, achtstrahligen Stern mit dem roten Kreuze Sankt Georgs, umgeben von dem blauen Hosenbande mit jenem Motto, und die Verleihung dieses Sternes bedeutet die Aufnahme in den Ritterorden. Die Ordenstracht selbst, wie sie bei dem Kapitelsfest getragen wird, besteht in einem rotsamtnen, mit Gold besetzten und mit weißem Atlas gefütterten Oberkleide mit weißen Aermeln, weißen Unterkleidern oder vielmehr Trikots, dergleichen Schuhen mit blauen Schleifen, einem dunkelblauen, weißgefütterten Mantel mit goldenen Schnüren und Quasten, einem schwarzen Samtbarett mit weißen Federn. An der Seite hängt ein prachtvolles Schwert.

Es ist der vornehmste Orden Englands, der ganzen Welt. Mitglieder können nur englische Lords und von Ausländern nur gekrönte Häupter werden, denen die Dekorationen und Insignien durch eine eigne Gesandtschaft übermittelt werden.

Betreffs der Mitglieder gibt es nur eine einzige Ausnahme, ebenfalls schon bestimmt von Eduard III.,

wie überhaupt die Ordensregeln bis auf den heutigen Tag noch um keinen Punkt verändert worden sind, und nun kommen wir wieder auf den Königs-Champion zurück.

Natürlich ist der Orden in Rangstufen eingeteilt, jeder Ritter bekleidet irgend ein Amt. Da gibt es einen Großmeister und mehrere Meister, einen Prälaten, einen Kanzler, einen Wappenkönig, welch letzterer die Insignien unter sich hat, einen sogenannten ‚Schwarzstab', weil er bei den Feierlichkeiten als Zepter einen schwarzen Stab führt, und unter anderm gibt es auch einen Waffenmeister, der die Waffenschränke unter sich hat und bei der Einweihungszeremonie dem neuerwählten Mitgliede das Schwert umgürtet.

Nun war es auch Eduard III., welcher zur Verteidigung der Ehre des englischen Königs zum ersten Male den Champion einführte, und er bestimmte, daß diesen Posten stets der Waffenmeister des Hosenbandordens einnehmen sollte, und in Anbetracht dessen, daß zu der Fähigkeit, Schwert und Lanze zu führen, kein adliger Name und klingender Titel gehört, sondern daß allein die Tüchtigkeit den ritterlichen Mann macht, sollte bei der Wahl des Waffenmeisters niemals auf die Geburt gesehen werden. Es brauchte also kein englischer Lord, kein Regent zu sein, sondern zum Waffenmeister sollte immer der Mann Englands erwählt werden, der am besten Schwert und Lanze zu schwingen verstände, ein wirklicher Meister der Waffen, am fähigsten, die Ehre des Königs zu verteidigen, ganz gleichgültig, welchem Stande er entsprossen, wenn er nur ehrbar und seinem König treu ergeben.

So ist nun hiermit wohl klar, welche Ehre dem jungen, unbekannten Detektiv erwiesen worden war, zum Danke dafür, daß er das Leben der Königin aus drohender Gefahr gerettet hatte. Freilich haben sich die Zeiten unterdessen geändert. Sir Thomas

Clapton konnte wohl schwerlich ein Roß tummeln, war kein Meister der Fechtkunst, was früher für den Champion unumgänglich notwendig war — immerhin, er hatte die Königin beschirmt, gerettet, hatte dem ganzen Volke einen unschätzbaren Dienst erwiesen — der einst unbekannte Detektiv, mit dem kein wohlgenährter Konstabler getauscht hätte, war schon seit vierzig Jahren der Waffenmeister des Hosenbandordens, war seitdem innerhalb des Ordens der Vorgesetzte von so manchem Kaiser und König gewesen, die vor ihm die Knie hatten beugen müssen. — —

Nobody kannte alle diese Verhältnisse, und nun sah er den Mann, dem diese hohe Ehre widerfahren, den Champion der Königin, und . . . Nobody war grenzenlos enttäuscht!

Ein altes, dürres Männchen — auf den schmalen Schultern wackelte vor Altersschwäche ein Greisenkopf, die Kniehosen zeigten ein Paar Storchbeine!

Doch schnell hatte sich Nobody von seiner Enttäuschung erholt. Seine lebhafte Phantasie war daran schuld gewesen. Er befand sich in einem mit altertümlichen Waffen geschmückten Saale; an den Wänden reihten sich Ritterrüstungen — und nun der Champion der Königin, der Meister der Waffenmeister . . . . hatte Nobody vielleicht geglaubt, er würde einen kolossalen Ritter in gepanzerter Rüstung mit herabgelassenem Visier zu sehen bekommen?

Ja, du lieber Gott, die Zeiten ändern sich eben! Aus dem gewaltigen Kämpen war ein erster Kammerherr geworden, der ständige Gesellschafter der Königin. Und die alte Königin Viktoria war zuletzt sehr, sehr einsam geworden, sie brauchte einen Mann, dem sie vertrauensvoll ihr Herz ausschütten konnte. Und sie war eine gar gute Frau, die Königin Viktoria von England, sie hat auf ihre alten Tage viel durchmachen müssen. Denn sie hat den Burenkrieg nicht etwa gewollt, und die sich dem Tode nahefühlende

Frau soll viel von Blut geträumt haben, an welchem sie unschuldig war, und für welches sie sich dennoch bald vor dem höchsten Richter verantworten zu müssen glaubte. Es soll damals eine bittere Zeit für die Umgebung der Königin gewesen sein!

„Dr. Nobody?"

„Dr. Alfred Willcox," erlaubte sich Nobody zu korrigieren.

„Ich weiß," lächelte Sir Clapton; „aber Ihre Majestät wünschen vor allen Dingen den berühmten amerikanischen Detektiv Nobody zu sehen."

Es gab im königlichen Schlosse von Birmingham keine Zeremonie. Wenigstens bei dieser Gelegenheit fehlte sie gänzlich. Die Königin von Großbritannien und Irland saß am Fenster im Lehnstuhle, und der kleinen, sehr beleibten Frau saß im Lehnstuhle Nobody gegenüber, und er mußte von seinen Abenteuern erzählen, immer erzählen, und im Eifer des Erzählens schlug er die Beine übereinander, und dann machte er einen Witz, daß die Landesmutter von Großbritannien und Irland sich vor Lachen den königlichen Leib hielt.

Drei ganze Tage lang erzählte er so, nur von seinen Abenteuern. Dazwischen mußte natürlich auch einmal geschlafen und gegessen werden. Dem Gaste waren im königlichen Schlosse drei Zimmer angewiesen worden. Teils speiste Nobody allein, teils mit einigen Herren des Hofstaates, unter denen dann Sir Clapton stets vertreten war. Zum Tee wurde er regelmäßig zur Königin befohlen, und war da noch ein dritter dabei, so war es wiederum nur Sir Thomas Clapton, der auch sonst manchmal, im Hintergrunde sitzend, den abenteuerlichen Erzählungen des Detektivs lauschte.

Die Königin hatte solch außerordentliches Interesse an diesen Erzählungen, daß sie erst am dritten Tage an die Frage dachte, wer Nobody denn eigentlich sei; denn das sei doch nur ein angenommener Name.

Bisher hatte Nobody als neuer Doktor nur zu einem einzigen Menschen über seine Vergangenheit gesprochen, er hatte es tun müssen; denn natürlich kann doch nicht jeder zum Ehrendoktor einer Universität ernannt werden, und hätte er sich auch noch so sehr um die Wissenschaft verdient gemacht; seine Vergangenheit und sein Lebenswandel müssen doch einwandfrei sein. Aber es hatte genügt, daß er sich dem Rector magnificus als einstiger deutscher Fürstensohn, der mit dem englischen Königshause nahe verwandt war, offenbarte, und dieser durfte es auf Nobodys Bitte geheimhalten, dessen Zeugnis, daß der Vorgeschlagene zur Annahme der Doktorwürde würdig sei, genügte ebenfalls.

Und jetzt erfuhr es die Königin, wen sie als ihren Gast bei sich habe. Ihr Staunen war natürlich groß, allein nur eine Stunde brauchte Prinz Alfred von sich zu sprechen, was ihn bewogen habe, die Heimat, Titel und alles aufzugeben, dann kam wieder der Nobody daran, der über seine Fahrten und Abenteuer berichten mußte.

Es war am vierten Tage, welcher genau so verlaufen zu wollen schien, wie die drei vorhergehenden, und wenn das so fortging, dann konnte das gut werden. Nobody hatte soeben eine Erzählung beendet, als die Königin die Frage stellte:

„So haben Sie niemals einen Mißerfolg gehabt? Es ist Ihnen niemals ein Uebeltäter, auf den Sie es abgesehen hatten, entgangen?"

„Nein, niemals, so weit es im Bereiche der Menschenmöglichkeit lag. Es ist mir wohl manchmal die Polizei oder ein andrer zuvorgekommen, aber wenn dies nicht der Fall war, dann habe ich stets ein Resultat erzielt."

„Haben Sie auch manchmal den Auftrag bekommen, eine verschollene Person aufzufinden?"

„Majestät," lächelte Nobody, „ich muß gestehn,

daß ich da sehr vorsichtig bin. Einen Fall, den ich für hoffnungslos erachte, nehme ich nicht so leicht an. Wenn eine Person schon seit vielen Jahren verschwunden ist, die Verwandten wissen gar nicht, wo sie sich zuletzt aufgehalten hat, so ist das . . . ."

„Ich verstehe, ich verstehe," fiel ihm die Königin ins Wort. „Ich meine auch etwas andres. Haben Sie etwa schon einen anonymen Briefschreiber herausgefunden?"

Der Gedankenleser wußte, an was jetzt hinter der hohen Stirn gedacht wurde, und er sagte direkt:

„Wenn Majestät einen Fall für mich haben, so bitte ich, ihn mir anzuvertrauen."

„Ja, ich möchte allerdings Ihren Scharfsinn einmal auf die Probe stellen."

„Bitte, Majestät, und ich werde alle meine Kräfte einsetzen, um die Aufgabe zu lösen."

„Es hat nichts mit einem anonymen Briefe zu tun, es ist etwas ganz andres, auch etwas ganz Harmloses. Sie haben doch von dem ersten Preis der Londoner Kunstausstellung gehört, wie die Preisrichter einstimmig ihr Urteil gefällt haben, wie ich selbst das preisgekrönte Objekt in der Auktion erstanden habe, daß aber niemand weiß, wer der Künstler eigentlich ist, so daß ich auch nicht weiß, an wen ich die 16 000 Pfund zu zahlen habe?"

Nein, Nobody wußte noch gar nicht, daß in London eine Kunstausstellung stattgefunden hatte.

„Aber alle Zeitungen sind doch voll von dem rätselhaften Falle, daß der Urheber des preisgekrönten Kunstwerkes nicht aufzufinden ist!"

„Majestät verzeihen, das wird sich zugetragen haben, während ich mich an Bord befand; denn ich komme von China und habe mich vom Schiff direkt nach Oxford begeben. Handelt es sich um ein Gemälde?"

Die Königin, an deren Stuhl ein Krückstock lehnte,

hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie sich erheben, was ihr nicht gelang.

„Ja," sagte sie dann ernst. „Sie sollen es sehen. Bitte, geben Sie mir Ihren Arm."

Ein zweiter Versuch, aufzustehn, war ihr gelungen; Nobody gab ihr den Arm und führte sie der Tür zu, oder vielmehr er selbst ließ sich führen, nur daß er sie stützte.

„Schon wie es ankam, das war ganz geheimnisvoll. Fuhrleute brachten es auf einem Wagen, wohlverpackt in einer Kiste, welche die Adresse des Kunstvereins und den geforderten Vermerk ‚Zur Preisbewerbung' trug. Vorher schriftlich angemeldet war es nicht worden, man glaubte ein Begleitschreiben in der Kiste zu finden; aber dem war nicht so. Keine Zeile, keine Initialen, durch welche man auf den Künstler hätte schließen können, gar nichts. Nun, der Künstler wollte eben anonym bleiben, um sich keinem Mißerfolg auszusetzen, und eine Gegenbestimmung existierte nicht. Man erkannte sogleich den hohen Kunstwert, es bekam eine bevorzugte Stellung, und es war eigentlich von vornherein ausgemacht, daß es den ersten Preis erhalten würde. So geschah es denn auch. Ich hatte die Kunstausstellung besucht, ich war entzückt, ich wollte es erwerben. Bei der Auktion . . . Sie wissen doch, daß nur unter der Bedingung ausgestellt werden durfte, daß die noch unverkauften Kunstgegenstände dann verauktioniert würden — ja, es wurde stark geboten, Lord Woreland wollte es durchaus haben, er hätte nicht nachgelassen, doch als er hörte, daß es mein Vertreter war, der mit ihm konkurrierte. Da trat der Lord zurück, und so wurde es mir für 16000 Pfund zugesprochen. Ach, bei dem Transport der Kiste wäre hier oben bald ein Mann zerdrückt worden. Es ging noch glücklich ab."

Man wolle bedenken, daß es eine schon sehr alte Dame war, welche so sprach. Sie sprang oft von

einem Thema aufs andre über. Aber hatte Nobody denn wirklich richtig gehört?

„Von der Kiste wäre er bald zerdrückt worden?“ wiederholte er.

„Ja, er glitt auf der Treppe aus.“

„Ist es denn so groß?“

„In Lebensgröße.“

Dennoch konnte sich Nobody nicht zusammenreimen, wie das in einer Kiste verpackte Bild, doch sicher auf Leinwand gemalt, bald einen Menschen hätte zerquetschen können.

„Und es ist noch nicht einmal fertig,“ keuchte Majestät, als sie einige Stufen überwinden mußte, „kaum der vierte Teil — nur der Oberkörper — und der Künstler ist durchaus nicht zu ermitteln. Das wäre eine Aufgabe für Sie!“

„Nanu!“ dachte Nobody. „Ein Gemälde, welches noch gar nicht fertig ist, erst zum vierten Teile, und es hat den ersten Preis bekommen? Was muß denn das für ein Bild sein? Da bin ich aber gespannt!“

Sie hatten den Kunstsaal des Schlosses erreicht, angefüllt mit Gemälden, Statuen, Porzellan und andern Kunstgegenständen, und kein Gemälde war es, sondern eine Marmorstatue, auf welche die Königin jetzt deutete.

„Da, das Tagesgespräch der ganzen Kunstwelt! Sehen Sie nur den Kopf an, was diese Züge alles ausdrücken! Und diese klassischen Linien des Oberkörpers! Wir wissen auch gar nicht, was es ist; es wird nur mit Sicherheit angenommen, daß es den barmherzigen Samariter vorstellen soll, wie er sich niederbeugt, um die Wunden des von Räubern überfallenen Mannes zu verbinden!“

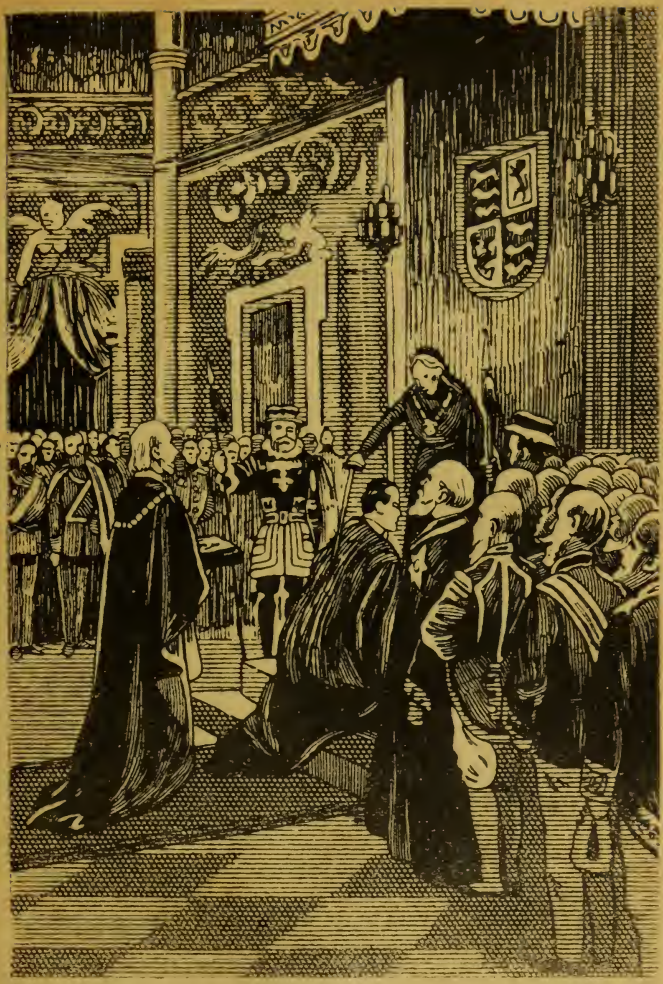
So hatte die Königin immer von einer Statue gesprochen, während Nobody glaubte, es sei ein Gemälde gemeint. Der Irrtum war dadurch entstanden, daß die Königin, als Nobody gefragt hatte, ob es

ein Gemälde sei, die Frage überhört und ihren nächsten Satz dann mit einem „ja" begonnen hatte, dann hatten die beiden niemals das Wort Statue oder Gemälde gebraucht, sondern immer nur von einem „es" gesprochen, und dabei ist zu bedenken, daß sie sich der englischen Sprache bedienten, welche bei Gegenständen keinen Geschlechtsunterschied kennt.

Es war die Figur eines Mannes, der sich mit ausgestreckten Armen herabbog. Nur der Oberleib war fertig, der Unterleib endete im unbehauenen Marmorblock. Ueber das Kunstwerk können wir hier nicht sprechen. Jedenfalls schwärmten alle Kunstverständigen von dieser erst zum kleinsten Teile vollendeten Statue als von einem unvergleichlichen Meisterwerke, dabei handelte es sich um keinen gliederprächtigen Apoll, sondern um einen alten, hageren Mann, was gewiß etwas ganz andres ist. Und seltsam war es, wie alle Kritiker darüber einig waren, daß es nur der barmherzige Samariter sein könne, obgleich das Objekt, dessentwegen er sich niederbeugte, doch fehlte. Nur allein diesem mitleidigen Gesichtsausdruck wollte man dies entnehmen.

„Nun, Dr. Nobody, da ist gleich eine Aufgabe für Sie. Wer ist dieser gottbegnadete Künstler, der sich durchaus nicht zu erkennen geben will? Wo wohnt er? Spüren Sie sein Versteck auf, damit wir ihn bitten, daß er dieses Meisterwerk vollendet, daß wir ihm die Ehren erweisen können, die ihm gebühren. Schaffen Sie diese Möglichkeit, und Sie sollen meiner Dankbarkeit sicher sein."

Weshalb blickte Nobody mit so stieren Augen nach der Statue? Weshalb nahmen diese Augen dann einen so grenzenlos erstaunten Ausdruck an? Und weshalb verklärte sich sein Antlitz dann zu solch einem Lächeln des Glücks, dem sich nur etwas Unglauben beimischte, als sei das Glück zu groß, um es fassen zu können?



Von der Hand der Königin erhielt Nobody den Ritterschlag. (S. 697.)

Langsam löste er seinen Arm aus dem der Königin, um auch diesen, wie den andern, nach der Marmorstatue ausstrecken zu können.

„Ich kenne diese Statue!“ hauchte er.

„Wie? Sie kennen diese Statue schon?“ wiederholte die Königin ungläubig. „Dann kennen Sie auch den Urheber? Wer ist es?“

„Meine Frau!“

Es wäre nicht nötig gewesen, daß er gleich an dem rotgeäderten Marmor, wie er wohl einzig auf jenen Inseln vorkam, erkannt hatte, wo dieses Werk nur entstanden sein konnte — er hatte auch das Modell unter den Händen Gabrieles entstehn sehen, und es sollte wirklich den barmherzigen Samariter vorstellen.

Viktoria aber hatte jetzt nur eins gehört.

„Ihre . . . . Frau?!“ staunte sie. „Wie? Sie sind verheiratet?!“

Die aufklärende Fortsetzung der Unterhaltung fand in einem Seitenkabinett statt, welches hauptsächlich altertümliche Waffen enthielt. Nobody hatte noch nicht gesagt, daß er verheiratet sei, und hier in diesem Gemache erzählte er sein Abenteuer in Aegypten, mit dem Wüstenräuber, wie er sich dann auf den Schwefelinseln angesiedelt habe; er erzählte von seinen früheren Plänen, von dem Schicksale des Vaters seiner Frau, von Gabriele, von sich selbst — und immer ernster ward das Gespräch, und immer leidenschaftlicher sprach Nobody, er schüttete der Königin sein ganzes Herz aus, und immer teilnahmvoller hörte die Königin zu — und Nobody gestand, wie unglücklich er sich manchmal fühle, wie leer es in seinem Innern aussehe.

Wir haben Nobody schon öfters anders kennen gelernt denn als eisenharten Detektiv; wir wissen, wie leicht er lachen und auch weinen konnte — und da, er wußte selbst nicht, wie es gekommen war, lag er

vor der Königin plötzlich auf den Knien und bedeckte weinend sein Gesicht.

„Gewähren die Gnade Ew. Majestät mir in diesem Lande eine Heimat, mir und meiner Frau, und Ew. Majestät werden keinen treueren Untertanen haben als mich!“

So rief er, während zwischen seinen Fingern Tränen hervorperlten. Es hatte ihn etwas überwältigt, er wußte dann selbst nicht, was es eigentlich gewesen war. Alles, alles, was den unbekannten Heimatlosen bisher bedrückt hatte, machte sich mit einem Male Luft.

Eine Pause entstand, nur von dem Schluchzen des auf den Knien liegenden Mannes ausgefüllt. Da fühlte Nobody, wie seine Brust berührt wurde; dann erhielt er einen leichten Schlag auf seine Schulter, und wie er das Auge aufhob, streifte sein Blick erst einen großen, achtstrahligen Stern, der juwelenschimmernd plötzlich an seiner Brust haftete, und dann sah er die Königin vor sich stehn, ein Schwert in der Hand, mit dem sie die Schulter des Knienden berührt hatte, und feierlich erklang es:

„Sir Alfred Willcox, Baronet von Kent, stehn Sie auf als mein Champion!“

— — — — — — — — — — —

„Bei Gott, das habe ich nicht gewollt!“

Mit diesem Ausrufe empfing Nobody den ihn in seinem Salon besuchenden Sir Clapton. Der sonst so kaltblütige Nobody war noch halb betäubt, denn er kannte die englischen Verhältnisse zu genau, um nicht zu wissen, was ihm soeben zuteil geworden. Mit der Ernennung zum englischen Baronet, zum Ritter des Hosenbandordens und zum Champion der Königin war es nämlich noch längst nicht abgetan; wir werden gleich sehen, was hier vorlag.

Die alte Königin selbst war von dem großen

Moment so erschüttert gewesen, daß sie nur noch eine entlassende Handbewegung gemacht; Nobody hatte sich in seine Gemächer begeben, wohin ihm Sir Clapton sofort gefolgt war, und so stand Nobody noch ganz unter dem ersten Eindruck.

„Bei Gott, das habe ich nicht gewollt!"

„Aber Ihre Majestät hat es gewollt," lächelte der alte Kammerherr, als er einen Stuhl nahm. „Majestät hat ein ganz besonderes Wohlgefallen an Ihnen gefunden. Am zweiten Tage, nachdem Majestät Sie kennen gelernt, war schon beschlossen, daß der berühmte Detektiv Nobody als Sir Willcox fernerhin meine Stelle eines Königs-Champions einnehmen solle; Majestät hatte schon immer den Stern des Hosenbandordens bei sich, wartete nur auf eine passende Gelegenheit, um denselben Ihnen anzuheften. Da wären Sie auch ein Baron Willcox geworden, nur ein Titularbaron ohne Land und Leute. Als Sie aber am dritten Tage offenbarten, daß Sie fürstliches Blut in Ihren Adern hätten, da ging das nicht mehr, da war bereits das Herzogtum Kent für Sie bestimmt. Ja, Herr Doktor, ich spreche im Ernst. Es kann ja auch gar nicht anders sein. Als Baronet von Kent sind Sie auch der Herr des Herzogstums von Kent. Zum Herzog kann man Sie natürlich nicht gleich machen, auch nicht zum Lord, das muß alles Stufe nach Stufe gehn. Aber daran kann es ja nicht fehlen. Sie kennen doch die Verhältnisse des Herzogtums Kent?"

Das Herzogsgeschlecht der Kents war vollkommen ausgestorben; die Landschaft Kent, eine der größten und reichsten Englands, an dessen Grenze London liegt, war unter der Regierung der Königin Viktoria an die Krone zurückgefallen, wurde von dieser verwaltet, aber eigentlich nicht als Eigentum, sondern nur als sogenanntes Lehen, bis wieder ein Herr dafür gefunden war.

„Daß Sie nur den Titel eines Baronets von Kent führen, hat aber nichts zu sagen," fuhr Sir Clapton fort. „Ich weiß ja schon alles. Die herzoglichen Güter fallen Ihnen zu, Sie werden in Maidstone, der Hauptstadt von Kent, residieren."

Nobody machte mit den Schultern eine Bewegung, als sei er bereit, das Unvermeidliche auf sich zu nehmen. Aber sein ganzes Aussehen strafte ihn Lügen, nämlich daß ihm dies doch nicht so ganz gleichgültig war, ihn vielmehr mit dem freudigsten Glück erfüllte. Nur einen Augenblick wurde dasselbe durch einen Gedanken getrübt.

„Ich müßte dann Hofdienste verrichten, doch nicht etwa als . . . Kammerherr?"

Kammerdiener — hätte er beinahe gesagt.

Ueber Sir Claptons schmale Lippen spielte ein feines Lächeln.

„Haben Sie keine Sorge! Die Königin will gerade, daß Sie vollkommen frei sind, um fernerhin als Detektiv wirken zu können. Die Sache ist folgende: Vom Ritterorden des Hosenbandes kann laut der Statuten nur der Waffenmeister freiwillig austreten, indem angenommen wurde, daß diesen Rang der beste Mann, der beste Fechter einnehmen soll, und eine derartige Waffenfertigkeit läßt doch mit dem Alter nach. Ich überlasse Ihnen gern meine Ordenszeichen, ich bleibe deshalb, wer ich bin, ich bleibe der befreundete Kammerherr der Königin, der Gott ein noch recht langes Leben schenken möge, und das mir anvertraute Schwert wird ein Würdiger an seiner Seite tragen. Soviel Sie auch durch Einrichtung Ihres Auskunftsbureaus und überhaupt durch Ihr Genie als Detektiv bisher leisten konnten, so waren Sie doch immer ein Privatmann, dem alles, was mit dem Staate zusammenhing, verschlossen blieb. Sie durften bisher nicht einmal einen Konstabler bitten, etwa die Verfolgung eines über die Straße rennenden

Mannes aufzunehmen, und ich weiß wohl, daß Sie der staatlichen Polizei sogar verhaßt waren, daß man Ihnen überall Hindernisse in den Weg zu legen suchte, in jedem Lande. Wissen Sie, was Sie jetzt sind? Ich behaupte: als Champion der Königin, den man richtiger, wie es auch häufig der Fall ist, Champion-Detektiv nennen sollte, den Meister der Detektivs, sind Sie der mächtigste Mann in England, in den meisten Staaten der Erde — als Kriminalbeamter, als geheimer Detektiv! Ohne Angabe irgend eines Grundes, nur unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß es sich um die Sicherheit der Königin handelt, steht Ihnen in England alles, alles offen! Jede Tür muß sich Ihnen öffnen, kein Lord, kein Justizminister, kein Klub kann Ihnen den Eintritt verweigern. Der Polizeidirektor von London ist in Ihren Händen nur ein gehorsames Werkzeug. Zu jeder Kerkerzelle haben Sie Tag und Nacht Zutritt. Und ist das etwa nichts für einen Detektiv? Und eine fast ähnliche Machtstellung können Sie im Auslande durch geschicktes Auftreten einnehmen. Denn Sie sind zugleich der Waffenmeister des Hosenbandordens. Es gibt in Europa nur sehr wenige Staaten, deren Regenten nicht Ritter dieses Ordens sind. Sie aber sind der Waffenmeister! Bedenken Sie das! Unser Bündnis ist das denkbar engste; die Mitglieder dieses Ordens sind durch Schwüre für Tod und Not zusammengeschweißt, unverbrüchlich muß die Treue gehalten werden, und wer da spöttisch sagt, wie sich denn die Könige gegenseitig bekämpfen könnten, der ist ein Narr. Der Krieg ist ein ritterliches Handwerk, und Helden können sich im Kampfe knochentiefe Wunden schlagen, und sie bleiben dennoch treue Freunde. Sie werden eine geheime Legitimation erhalten, und wohin Sie auch kommen mögen, der Herrscher des Landes, wenn er ein Ritter des Hosenbandordens ist, wird Sie stets als Gastfreund begrüßen, ja, sogar als seinen Vorgesetzten;

jede Gesandtschaft steht zu Ihrer Verfügung, und da ist es doch ganz selbstverständlich, daß Sie auch jedesmal der Herr über die dortige Polizei sind. — Als Detektiv Ihnen diese Machtstellung zu geben, das ist es, was Ihre Majestät die Königin gewollt hat, und um Sie kennen zu lernen, um Ihren Charakter zu studieren, ob Sie auch solch einer Machtstellung würdig sind, deshalb hat Ihre Majestät sich drei Tage lang mit Ihnen unterhalten. Sind Sie mit solch einem Posten zufrieden?"

Ja, das war allerdings etwas für unsern Nobody!

— — — — — — — — — — — —

Vier Wochen später traf Gabriele, von Nobody in neckischer Form telegraphisch davon benachrichtigt, daß der marmorne Oberkörper eines Mannes in der Kunstausstellung den ersten Preis erhalten habe, und wahrscheinlich habe ein Bildhauer ihr dieses Sujet gestohlen, denn er habe das Modell doch schon bei ihr gesehen, in London ein. Jetzt freilich gab es bei ihr kein Zögern mehr.

Die Aufklärung erfolgte. Gabriele hatte beschlossen, sich an der lange vorher angesagten Londoner Kunstausstellung mit einem Werke von ihrem Meißel zu beteiligen. Der Erfolg sollte entscheiden, ob sie dann in die Oeffentlichkeit treten würde oder nicht. Professor Goldschnitt hatte dazu die Gruppe der drei Apostel bestimmt. Damals arbeitete Gabriele gerade an der Statue des barmherzigen Samariters, und da mit einem Male, wie Professor Goldschnitt so mit untergeschlagenen Armen die erst halbvollendete Statue längere Zeit betrachtet hatte, wollte er plötzlich von den drei Aposteln nichts mehr wissen; zum Schrecken Gabrieles bestand er darauf, daß dieser Marmorblock mit dem nackten Oberkörper nach London müsse — müsse, müsse, müsse!!! — denn bei dem exzentrischen Kunstprofessor gab es ja keine

Gegenmeinung, und so blieb Gabrielen gar nichts andres übrig, als ihm nachzugeben; der Professor hätte sich vor ihren Augen den Schädel eingerannt, und er schwur, es dennoch zu tun, wenn sie auf diesen Oberkörper, auf diesen Kopf nicht den ersten Preis erhielte.

Daß sie da etwas ganz Bedeutendes geschaffen hatte, wußte Gabriele ja selbst, vielleicht war sie nur in ihrer Bescheidenheit etwas kurzsichtig, und dann der Gedanke, daß diese erst begonnene Statue, deren Unterkörper noch im rohen Marmorblock steckte, auf der Kunstausstellung, an der sich die größten Meister beteiligten, besondere Beachtung . . . . . .

Gut, sie fügte sich, wenn auch mit ängstlichem Herzen. Die Statue wurde eingepackt und einem in Nobodys Diensten stehenden Detektiv mitgegeben, der gerade nach London reiste. Die Ablieferung sollte ganz anonym geschehen.

Sollte der enthusiastische Kunstprofessor nicht auch ein ganz geriebener Geschäftsmann gewesen sein? Sollte er nicht gewußt haben, wie man den . . . . Rummel macht? Vielleicht kennt der geneigte Leser die Erzählung des amerikanischen Humoristen Mark Twain, wie ein junger Bildhauer, der trotz allen Genies zu keinem bekannten Namen kommt, eine von ihm gefertigte Statue in einem römischen Garten vergräbt; er läßt sie finden, ausgraben, die Kunstkenner sind voll Entzückens über den antiken Fund, alle Zeitungen sprechen davon, bis der junge Bildhauer endlich hervortritt: ich bin derjenige, welcher, hier sind Beweise und Zeugen! Und nun ist er natürlich ein gemachter Mann.

Daß jemand wagte, ein ganz unvollendetes Werk zur Preisbewerbung einzuschicken, das war ja etwas Unerhörtes! Da mußte das Ding auch gleich eine ganz bevorzugte Stellung im besten Lichte erhalten! Und nun kam auch noch das Geheimnis mit dem

unbekannten, nicht zu ermittelnden Verfertiger und Absender dazu!

Das heißt, ein ‚Ding' war es nicht. Der Preis war ehrlich gewonnen. Der Witz lag nur darin, der Statue einen guten Platz zu verschaffen — worauf manchmal allein alles ankommt — und die gebührende Aufmerksamkeit darauf zu lenken.

Jener Detektiv hatte gleich nach der Ablieferung eine Mission zu erfüllen gehabt, war in eine schwierige Lage gekommen, hatte Gabriele nicht von ihrem Erfolge benachrichtigen können, und so war es ihr Gatte selbst, der ihr die frohe Botschaft zutelegraphierte.

Die junge Künstlerin wurde mit wahrhaft königlichen Ehren empfangen, spann sich doch auch noch ein andrer Nimbus um sie. Jedenfalls war ihr Ruf als Bildhauerin nun begründet.

Und wenige Tage später erhielt der Ehrendoktor der Universität Oxford in der Sankt Georgs-Kapelle zu Windsor von der Hand der Königin den zeremoniellen Ritterschlag und ward zugleich als Waffenmeister des Hosenbandordens aufgenommen.

Die Orgel spielte; in ihrer prächtigen Ordenstracht nahmen die Ritter ihre Plätze ein, und in den Logen saßen die Damen und die andern Zuschauer.

Nobody blickte empor, wo er seine Gabriele wußte; ihre Augen fanden sich in seligem Glücke. Sie hatten beide gefunden, was sie gesucht, was sie bisher vermißten: Anerkennung!

Vor dem Altar hing das Wappenschild des neuen Ritters und englischen Barons. Noch war es verhangen, noch hatte Nobody selbst es nicht gesehen.

Der Zeitpunkt kam, da die Hülle fiel. Auf dem ehernen Schilde sah man einen schwergepanzerten Ritter mit eingelegter Lanze gegen einen unsichtbaren Gegner losstürmen, und hinter ihm, fast noch unter den Hufen des Streitrosses, kniete eine Frau, ein kleines Kind in den Armen, daneben stehend zwei

halbwüchsige Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die Hände bittend erhoben, und hinter diesen ein sich auf den Stock stützender Greis. Mit allen Mitteln hatte der Kunstschmied den Eindruck der Armut hervorgebracht, selbst bei dem Ritter, der nur in eine schwarze Eisenrüstung gehüllt war, kein wallender Helmschmuck und nichts — aber arm konnte er wohl nicht sein, denn die Spitze seiner Lanze und die Hufe seines Streitrosses bestanden aus Diamanten.

Die Devise lautete: Ich helfe den Schwachen.

Die Orgel spielte, und dann sprach der Ordenskaplan über die Bedeutung dieser Devise und über die Bedeutung dieser harten, unverwüstlichen Diamanten, die der Ritter nur dazu gebrauchte, um zur Verteidigung der Armen und Schwachen jeden Gegner zu fällen.

Nobody hörte nichts davon, sein Herz war so übervoll, und er brauchte auch nichts davon zu hören — es war ein stilles Gelübde, als er flüsterte: „Ich helfe den Schwachen!“